

Eine Veröffentlichung der OAG Tōkyō

Johannes Barth

Bremen – Tsingtau – Tōkyō
1891 – 1981



ERICH SCHMIDT VERLAG

Eine Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG), Tōkyō



090
(295.1)
Bar

Als deutscher Kaufmann in Fernost

Bremen – Tsingtau – Tōkyō

1891–1981

Von Johannes Barth



ERICH SCHMIDT VERLAG

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Barth, Johannes:

Als deutscher Kaufmann in Fernost:

Bremen – Tsingtau – Tōkyō 1891–1981 ; [e. Veröff. d. Dt.

Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens (OAG),

Tōkyō] / von Johannes Barth. – Berlin : E.

Schmidt, 1984.

ISBN 3-503-02366-6

ISBN 3 503 02366 6

Alle Rechte vorbehalten
© Erich Schmidt Verlag GmbH, Berlin 1984
Druck: Saladruck, Berlin

Vorwort des Herausgebers

Wir haben uns entschlossen, die Autobiographie des Japan-Kaufmanns Johannes Barth (1891–1981) herauszugeben, weil Barth die „alte OAG“ gewissermaßen idealtypisch verkörperte. Zwei Drittel der Gründungsväter der OAG waren Kaufleute, und bis heute sind unter den OAG-Mitgliedern die Geschäftsleute in der Mehrzahl. Die Motive, sich in der OAG zu engagieren, sind unterschiedlich. Bei den einen wird der legitime Wunsch eine Rolle spielen, über ein besseres Verständnis der japanischen Kultur auch einige Hinweise für das praktische Geschäftsleben zu gewinnen, bei den anderen wird es reine Neugier sein, der Wunsch, ihren Japan-Aufenthalt dazu zu nutzen, eine neue Kultur kennenzulernen.

Barth ist sicherlich eher der letzteren Gruppe zuzurechnen. Im 1. Weltkrieg als Kriegsgefangener nach Japan verschlagen, baute er hier mit vielen Rückschlägen seine eigene Firma auf und fand daneben noch die Zeit und Energie, seinen eigentlichen Interessen nachzugehen und sich intensiv mit japanischer Geschichte und Kultur zu beschäftigen. Das Ergebnis ist beeindruckend: drei umfangreiche Werke (über japanische Theatergeschichte, Kamakura und die *Kamakura-Zeit*, Edo und die *Edo-Zeit*), dazu mehrere Aufsätze und Übersetzungen, ein Berg noch unveröffentlichter Manuskripte mit Materialien über die *Edo-Zeit*, eine große Anzahl von Vorträgen und aktive Mitarbeit in der OAG in Vorstand, Redaktionsausschuß und anderen Gremien.

Ist Barth hierin vielleicht nicht ganz typisch für die meisten Mitglieder der OAG, so ist er es doch in seiner ausgeprägten Individualität, die in seiner Autobiographie immer wieder durchschimmert. Denn „immer waren es . . . auch ungewöhnliche Menschen, die das Ungewöhnliche geleistet haben“ (Prof. R. Schinzinger in einer Rede über Hermann Böhner). Wir unterschreiben nicht jede seiner Äußerungen oder Meinungen, das ist aber auch nicht nötig. Barth hat viel für ein besseres Verständnis Japans in Deutschland geleistet, und er hat sich um die OAG verdient gemacht, die ihn deswegen zu ihrem Ehrenmitglied ernannte.

Für den außenstehenden Leser ist das allein kein Grund, das Buch zu erwerben. Er wird jedoch die Lebensgeschichte des braven, aufrechten Kaufmannes Barth, der nichts weiter erstrebte,

als frei sein Leben selbst bestimmen zu können und der davon träumte, sich im Alter von Fünfzig zur Ruhe zu setzen und sich dann seinen Interessen zu widmen, eine fesselnde Lektüre finden.

Schließlich gelangte Barth zu einer Zeit nach Japan, als vieles im Umbruch war: Japan, das erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts als Weltmacht ins internationale Blickfeld geriet, gewann im 1. Weltkrieg u. a. günstige Gebiete in China von Deutschland – dabei geriet Barth in Kriegsgefangenschaft – und verbesserte rasch seine Handelsposition. Zwischen 1920 und 1930, während Barth in Japan Fuß faßt, verwandelt sich das Land in eine Massengesellschaft, in der nun auch westliche Ideologien das geistige Leben beeinflussen. Unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise tendiert die Politik weiter zu kollektiven Zielen unter rechtsgerichteter Führung: leicht gewonnene Erfolge des Militärs in der Mandchurei steigern den allgemeinen Patriotismus, wobei sich Japan international zunehmend isoliert. Mit der Idee des „Volk ohne Raum“ drängt auch Japan in den Krieg; er führt zur Verwüstung des Kaiserreiches und zur Zerstörung seiner militärischen Institutionen. Danach gelingt es den Alliierten, Japan in kurzer Zeit zu „demokratisieren“ – Barth wird zwangsweise repatriert und enteignet, seine Tochter indes verheiratet sich später in die USA: die amerikanische Besatzung wirkt sich innerhalb der Familie Barth recht unterschiedlich aus. In der Nachkriegszeit entsteht in Japan eine Gesellschaft des Massenkonsums mit bemerkenswerten wirtschaftlichen Zuwachsraten (jetzt floriert auch das Barth'sche Geschäft wieder), die heute ihren Platz unter den Industrienationen gefunden hat.

Die Fülle der Schicksalsschläge, die Barth während dieser Jahrzehnte erlitt, hinterläßt eine gewisse Beklemmung: „Was kommt auf mich wohl noch alles zu?“ Sie wird durch den direkten, trockenen Stil der Erzählung eher noch verstärkt, läßt der doch spüren, daß wir hier ein eigentlich alltägliches Leben vor uns haben, das erst durch eine Vielzahl unglücklicher Verkettungen außergewöhnliche Dimensionen erhielt.

Was an Barth aber imponiert, ist seine Kraft, seine Beharrlichkeit, mit der er sich nicht unterkriegen läßt. Wie ein Stehaufmännchen baut er nach jedem Krieg, jeder Wirtschaftskrise immer wieder seine eigene Firma auf. In seiner Kindheit hinterläßt ein rheumatisches Fieber einen Herzfehler und sein ganzes Leben lang ist er kränklich – er wird trotzdem 89 Jahre alt. Die letzten Jahre ist er völlig erblindet – er verfaßt trotzdem mit Hilfe einer Deutsch

sprechenden japanischen Sekretärin weiterhin Manuskripte. Das letzte schließt er im Krankenhaus ab, wenige Tage vor seinem Tode am 19. März 1981.

Barth hatte gelegentlich aber auch Glück im Unglück. Am meisten, als ihm verboten wurde, an Bord des japanischen U-Boots zu bleiben, das ihn 1944 in siebzig Tagen, meist Unterwasserfahrt, von Frankreich aus nach Singapur brachte. Ihm blieb von dort aus nur das Flugzeug zur Weiterreise nach Japan. Das U-Boot wurde auf der letzten Strecke seiner Reise, auf der Höhe von Taiwan, von einem amerikanischen U-Boot versenkt, wie Barth das auf S. 208 seiner Autobiographie nur andeutet.

Die Sprache in der Familie Barth war Japanisch, das Barth fließend beherrschte. Die einzige von allen gemeinsam zusätzlich gesprochene Fremdsprache war Englisch. Barth, der seine Autobiographie ja, wie er schreibt, vor allem für seine in Japan lebenden Enkel zu Papier gebracht hatte – wenn sicherlich nicht ausschließlich für sie – wählte dafür die englische Sprache. Die Übersetzung ins Deutsche übernahm Herr W. Berger, redaktionell überarbeitet wurde sie von Herrn R. Bachmann und Herrn Dr. E. Lokowandt, dem Referenten der OAG.

Die Überschriften und die in Klammern beigefügten Erklärungen zu japanischen Ausdrücken stammen vom Herausgeber, ebenso die – wenigen – Anmerkungen, die doch nicht ganz zu vermeiden waren. Zu Beginn des Buches wurden mehrere leichte Umstellungen und Kürzungen dort vorgenommen, wo Barth sich nach seinem Neuanfang wiederholte, ansonsten folgt der Text möglichst genau dem Original. Selbst die gelegentlich etwas ausführlichen Erklärungen zu deutschen Verhältnissen, die Barth für seine Leser in Japan geben mußte, wurden bewußt nicht gekürzt.

Tōkyō, im Herbst 1983

Dr. Rainer Lindberg
Vorsitzender der OAG

Vorwort des Verfassers

Ich begann mit dieser Erzählung, nachdem sich meine Enkel vor einigen Jahren darüber beklagt hatten, daß ich ihnen nicht genug aus meinem ziemlich ereignisreichen Leben erzählen würde, über das sie gerne mehr erfahren würden. Ich zögerte eine Zeitlang, dieses Vorhaben in Angriff zu nehmen, denn es erschien mir äußerst schwierig, zu beschreiben, zu erklären und für das Verständnis des Lesers ins rechte Licht zu setzen, was man im Laufe eines ganzen Lebens getan hat. Als ich schließlich doch damit begann, hatte ich zwar diesen Gedanken ständig im Kopf, aber ich fürchte doch, daß die vorliegende Schrift manche Unzulänglichkeit aufweisen wird. Dazu kommt, daß ich kein gutes Englisch schreibe. Ich bitte den Leser dieser Geschichte, diese Umstände zu berücksichtigen.

Wenn ich jetzt, mit 82 Jahren, auf mein Leben zurückschaue, und darüber nachdenke, was ich getan habe und aus welchen Gründen, dann scheint es mir nichts anderes gewesen zu sein als das eines ganz gewöhnlichen Bürgers dieser Welt. Wie die meisten anderen Menschen seit der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies, mußte ich zunächst einmal arbeiten und mir meinen Lebensunterhalt verdienen. Ich sah wohl ein, daß dies nun einmal so sein muß, aber ich hatte doch schon früh das starke Verlangen, darüber hinaus noch etwas zu tun, das auf irgendeine Art zum Fortschritt der Menschheit beitragen könnte, und zur selben Zeit strebte ich mit ganzem Herzen nach Freiheit und Unabhängigkeit, nach Handlungsfreiheit, Gedankenfreiheit, Freiheit von nationalistischen Ideen und Freiheit von sozialen Zwängen. All die langen Jahre hindurch strebte ich nach dem Ideal, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen und selbst zu bestimmen, wohin es gehen soll.

Ich hatte immer schon eine internationale Gesinnung und wollte lieber ein Weltbürger sein, als Staatsbürger irgendeines bestimmten Landes. Um diesen Wunsch zu verwirklichen, wollte ich fremde Länder besuchen, fremde Völker und Rassen kennenlernen und mich mit ihrem Denken und ihren Bräuchen vertraut machen. Besonders stark zogen mich die ostasiatischen Länder an, denn diese waren damals, am Beginn des 20. Jahrhunderts, in Europa noch weitgehend unbekannt. Ihre uralte Geschichte und ihre

Philosophie schien mir manches zu enthalten, was die Lebensanschauung der westlichen Völker reicher machen könnte. In meiner Freizeit versuchte ich, alles über die asiatischen Kulturen zu lernen, in der Hoffnung, eines Tages selbst über dieses Thema schreiben zu können, und so ein besseres Verständnis zwischen Ost und West zu fördern. Ich wollte mein Teil beitragen zur Sicherung des Friedens zwischen den Nationen der Welt, und ich fühlte, daß das ein Ziel war, für das zu leben es sich lohnte.

Mein ganzes Leben lang bin ich diesen Idealen treu geblieben. Meine Anstrengungen, internationales Verständnis und internationale Freundschaft zu fördern, wurden 1933 vom Deutschen Roten Kreuz mit einer Auszeichnung gewürdigt, und 1956 von der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG), die mich zu ihrem Ehrenmitglied machte. Ein paar Jahre später erhielt ich eine Auszeichnung von der *Zenkōkai**, einer Vereinigung, die der vormalige Gouverneur von Tōkyō organisierte, und ich erhielt eine Würdigungsurkunde vom Bürgermeister von Naruto, als das sogenannte „Deutsche Haus von Naruto“ gebaut war und für die Öffentlichkeit geöffnet wurde.

Ich mußte mir meinen Lebensweg durch manche widrige Umstände erkämpfen, aber andererseits bin ich für das Glück, daß ich alle Hindernisse überwinden konnte, dankbar. Diese Geschichte ist nur eine einfache und schmucklose Erzählung von dem, was in den langen Jahrzehnten seit meiner Geburt geschehen ist. Wenn, wer sie liest, ein wenig daraus lernen kann, und wenn sie ihm ein wenig dabei helfen kann, seinen künftigen Weg zu einem Leben für ein lebenswertes Ziel zu finden, dann hat sie ihr Ziel erreicht.

Kamakura, August 1974

Johannes Barth

*: 1937 gegründet. Die *Zenkōkai* hat das Ziel, besondere Verdienste von Ausländern zu würdigen. Barth erhielt 1959 eine Auszeichnung für seine Verdienste um die Verbreitung japanischer Kultur im Ausland, konkret für seine Veröffentlichungen und Vorträge über japanische Literatur, Geschichte, Theater und andere Gebiete.

Inhalt

	Seite
Vorwort des Herausgebers	7
Vorwort des Verfassers	11
Inhalt	13
1. Kapitel	15
<i>Aufbruch nach Fernost</i>	15
Wie dieses Buch entstand	15
Die Familie	16
Kindheit in Bremen	19
Frohe Jugendzeit in Brüssel und London	27
Aufbruch nach Asien	35
Erster Weltkrieg in Fernost	45
2. Kapitel	49
<i>Vom Kriegsgefangenen zum Japankaufmann</i>	49
Kriegsgefangen in Japan	49
Vorbereitung auf die Freiheit	59
Endlich wieder frei	62
Erste Rückkehr in die Heimat	64
Wieder in Bremen	67
Zurück nach Japan und Neuanfang	72
Bummel durch Tōkyō	75
Meine Lebensgefährtin	76
Neue Geschäftsreise	79
Geschäftliche und private Sorgen	84
Nochmals Europa	90
Geldsorgen und neue Geschäfte	92
Dunkle Wolken am politischen Himmel	98
Hauskauf in Kamakura	103
Plötzliche Erkrankung	104
3. Kapitel	113
<i>2. Weltkrieg: In Rußland, Deutschland und Japan</i>	113
Reise in den Krieg	113
Gefangen in Rußland	116
In der Türkei entlassen	125
Sorge für die alte Mutter	130

Heilung in Jena	133
Mit dem U-Boot nach Japan	137
Verschlaufpause in Singapur	146
Wieder daheim	150
Tōkyō wird unsicher	154
Kriegsende in Karuizawa	157
4. Kapitel	163
<i>Neue Schicksalsschläge</i>	163
Neue Sorgen und Ausweisung	163
Tagebuch einer traurigen Reise	168
Wider Willen in Deutschland	173
Endlich in Freiheit	178
Eine Trauerbotschaft	186
Entnazifizierung	190
Versorgung der alten Damen	195
5. Kapitel	197
<i>Erfolgreicher Neubeginn</i>	197

1. Kapitel

Aufbruch nach Fernost

Wie dieses Buch entstand

Vor vielen Jahren hatte ich in Tōkyō einen Freund, einen Deutschen, viel älter als ich, der in den späten neunziger Jahren nach Japan gekommen war. Er erzählte mir oft aus seiner Erinnerung an das Leben in der damaligen Ausländergemeinde von Yokohama oder in Tōkyō, wo das alte Hotel in Tsukiji den Mittelpunkt des Lebens bildete. Bei diesen Gelegenheiten dachte ich und sagte ihm auch oft, er sollte doch ein paar dieser Geschichten aufschreiben, denn sonst würden die vielen interessanten und oft recht lustigen Begebenheiten aus dieser Zeit bald aus dem Gedächtnis der Menschheit verschwinden, und was für kommende Generationen vielleicht von großem Wert sein könnte, das wäre dann für alle Zeit verloren. Bevor ich aber den alten Mann dazu überreden konnte, sich nun hinzusetzen und seine Geschichte aus vergangenen Tagen aufzuschreiben, erlitt er einen Schlaganfall, und bald war von seinem Leben nichts mehr übrig außer ein paar alten, verblassenden und fleckigen Fotografien. Da spürte ich deutlich, daß sich das Leben eines Mannes nur dann lohnen kann, wenn danach ein wenig von seiner in Jahrzehnten erlangten Erfahrung erhalten bleibt, die kommenden Generationen Rat und Hilfe dabei sein kann, mit ihren Problemen fertig zu werden. In meinem Herzen mischten sich diese Gedanken in die Trauer, als wir den alten Mann zu Grabe trugen.

Seit damals sind wiederum Jahrzehnte voller ereignisreicher Jahre vergangen. Nun bin ich selbst ein alter Mann geworden und werde manchmal im Kreis meiner Freunde gebeten, von der guten alten Zeit zu erzählen und von dem, was ich gesehen habe, am Rande des langen Weges, der nun hinter mir liegt. Wie die meisten Menschen, die in ihrem Leben viel Schlimmes durchgemacht haben, denke ich auch nicht gerne zurück und erzähle noch weniger gerne davon. Für mich scheint mein Leben eigentlich nichts besonderes gewesen zu sein, aber wenn ich an meinen alten Freund in Tōkyō denke, den vielleicht ganz ähnliche Gedanken

davon abgehalten haben, seine Erinnerungen aufzuschreiben, dann fühle ich, daß ich es mir doch anders überlegen und mein Leben doch darstellen sollte und meine Erfahrungen, die für die, die nach mir kommen, vielleicht irgendwie von Wert sein könnten, für die, die jetzt am Beginn ihres Lebensweges stehen.

Das heißt natürlich nicht, daß ich irgendjemandem empfehlen würde, in meine Fußstapfen zu treten und dasselbe zu tun wie ich. Die Zeiten und die Umstände befinden sich in rasender Bewegung, und wir müssen unsere Handlungen darauf abstimmen. Es gibt viele Wege, aber wahrscheinlich keine einzige Abkürzung zum Leben in Glück und Sicherheit, das sich jeder ersehnt.

Die Familie

Mein Vater kam aus Aurich, einer kleinen Stadt in Ostfriesland, der Nordwestecke von Deutschland, nahe bei der holländischen Grenze. Dort war mein Großvater stolzer Besitzer einer großen Windmühle, die hoch über die Befestigungsanlagen und Stadtmauern hinausragte. Damals war für die meisten Jungen mit 13 Jahren die Schule beendet, und mein Vater wurde zu einem Einzelhandelskaufmann nach Aurich in die Lehre geschickt. Er erzählte uns Kindern oft lustige Geschichten aus dieser Zeit, wenn die Kunden dem kleinen Ladenschwengel zu ihrem Vergnügen einen Schrecken einjagen wollten, er jedoch sich selbst und das Geschäft stets tapfer verteidigte. Und wirklich, die Hochachtung, die ich für meinen Vater empfand, kam größtenteils daher, daß ich ihn immer nur furchtlos und mutig sah, immer zur Verteidigung derer bereit, von denen er annahm, daß sie seine Hilfe brauchten.

Dieses Leben, als Angestellter in einem Einzelhandelsgeschäft in der kleinen Stadt Aurich, hat meinen Vater wohl auf die Dauer nicht befriedigt. Nachdem die Windmühle sowieso sein älterer Bruder bekommen würde, nahm mein Vater eine Anstellung als Sekretär bei einer Handelsfirma in Bremen an. Er war voller Unternehmungsgeist, und noch bevor er 30 Jahre alt war, gründete er zusammen mit einem Freund die erste Brotfabrik in Bremen.

Damals brach in Europa ein neues Zeitalter heran. Eisenbahnen begannen ganz Deutschland zu durchziehen. Die medizinische Wissenschaft machte beeindruckende Fortschritte. Die Bevölkerung wuchs an. Zum ersten Mal mußten Lebensmittel importiert

werden, hauptsächlich aus den USA, und Bremen war der Hafen mit den besten Einrichtungen für das Löschen der Getreidedampfer in Deutschland. Dampfgetriebene Getreidemühlen entstanden an den Entladeplätzen, und mit seiner Erfahrung als Sohn eines Müllers und als Eigner einer Brotfabrik etablierte er sich als Verkaufsagent der größten dieser neuen Getreidemühlen, der Rolandmühlen. Diese Mühlen, wie auch die Fabrik, die „Bremer Brotfabriken“, gibt es heute noch, und ihr Geschäft geht gut. Mit seinem Verhandlungsgeschick und seiner absoluten Ehrlichkeit bei jedem Geschäft blieb er der treue Vertraute seiner Vorgesetzten bis ans Ende seines Lebens. Er hatte eine optimistische Lebenseinstellung. Er hatte es niemals für möglich gehalten, daß Deutschland im Ersten Weltkrieg der Verlierer sein könnte und verlor deshalb sein ganzes Vermögen, als die Inflation das Land heimsuchte und das deutsche Geld vollkommen wertlos machte. Damals, im Jahre 1920 war er 66 Jahre alt und besaß noch die Energie, um sein Geschäft wiederaufzubauen. Er und Krietemeyer, sein jüngerer Partner und Assistent, den er inzwischen aufgenommen hatte, etablierten mit Hilfe ihrer alten Freunde von den Rolandmühlen ihr Geschäft von Grund auf wieder neu. Als mein Vater 1927 starb, ich war damals in Tōkyō, hatte er es geschafft, ein Haus und ein Vermögen zu hinterlassen, mit dem meine Mutter den Rest ihrer Jahre in Sicherheit verbringen konnte. Damals hatte noch niemand wissen können, daß ein zweiter Weltkrieg heraufzog, der wiederum das Vermögen meiner Mutter zerstören würde.

Mein Vater hatte 1888 geheiratet, bald nachdem seine Brotfabrik gegründet war. Meine Mutter war die Tochter eines wohlhabenden Holzhändlers, der auf einem großen Grundstück mit Lagerhäusern für das Holz und einem großen Wohnhaus in einer vornehmen Gegend wohnte. Meine Mutter war 27 oder 28 Jahre alt, als sie meinen drei oder vier Jahre älteren Vater heiratete. Es ist mir ein wenig rätselhaft, wie er es geschafft hat, die Hand der Tochter einer durchaus prominenten Familie in Bremen zu bekommen, wo er nur wenig Freunde und keinerlei besondere Beziehungen hatte. Vielleicht hatte mein Großvater, der Holzhändler, erkannt, wie geschäftstüchtig mein Vater war. Er hatte das Holzgeschäft von seinen Vorfahren übernommen, aber wie alle anderen auch mußte er als einfacher Schreiner beginnen. Er erzählte gern aus dieser Zeit, als er – wie es damals der Brauch war – durchs Land wanderte, da und dort unter der Anleitung verschiedener Handwerksmeister arbeitete, lernte und seine Erfah-

rungen machte. Daher war er ein praktisch denkender Mann, der sehr wohl mit einem Blick beurteilen konnte, welche Fähigkeiten in einem Mann steckten. Ich weiß eigentlich nur sehr wenig über ihn, er starb, als ich erst zehn war, aber nach dem, was ich gehört habe, muß er ein Mann mit ziemlich extravaganten Lebensgewohnheiten gewesen sein. Er aß nur zu besonderen Anlässen zusammen mit den anderen Mitgliedern seiner großen Familie und frühstückte niemals. Nach dem Aufstehen ging er auf den Hof, wo die Lagerhäuser standen, inspizierte die Ställe mit den Pferden und sah nach, ob auch ein jeder an einem Arbeitsplatz war. Dann kehrte er ins Haus zurück, setzte sich in seinen großen Sessel, der die schönste Ecke in einem großen Raum im Wohnhaus ausfüllte und trank ein großes Glas milden Rum, das dann bis zum Mittagessen vorhielt. Ich habe als Kind nie gewagt, ihn näher anzusehen. Ich glaube, ich hatte ein bißchen Angst vor ihm, aber ich erinnere mich noch gut an sein Gesicht, als wir ihn betrachten durften, nachdem man ihn in einem der geräumigen Zimmer auf weißen Kissen zur letzten Ruhe gebettet hatte. Sein Gesicht war unbedeckt, und überall waren Blumen. Er war nicht schlank, sondern eher untersetzt und starb, glaube ich, an einem Schlaganfall. Das ist alles, was ich über ihn weiß.

Mein Vater hatte zwei Brüder und eine Schwester. Ich kenne nur die Familie seiner Schwester näher, die den Besitzer des größten Gemüsegeschäftes in Aurich geheiratet hat. Es gehört nun ihrem Sohn, meinem Vetter Georg Kittel, der einzige aus der Familie meines Vaters, mit dem ich hin und wieder ein paar Worte per Brief wechsle. Mein Großvater in Aurich starb kurz nachdem er 70 geworden war, an Blinddarmentzündung. Ich habe gehört, daß ihn der Doktor der alten Stadt in seinem eigenen Haus auf den Tisch gelegt und in der Küche noch sein Messer gewetzt hatte, bevor er ihm mit tödlichem Ausgang den Bauch aufschnitt. Die Chirurgie hatte damals in so abgelegenen Orten wie Aurich noch keine großen Fortschritte gemacht.

Meine Mutter hatte drei Brüder und drei Schwestern, von denen eine früh starb. Der älteste Bruder, der das Holzgeschäft geerbt hatte, starb, als er erst 50 Jahre alt war, einer seiner beiden Söhne folgte ihm bald darauf ins Grab. Der andere wurde ein berühmter Röntgenologe, er ist jetzt mit 82 Jahren Vorsitzender der deutschen Röntgengesellschaft und immer noch mit Vorträgen und Treffen beschäftigt. Er lebt nun in Baden-Baden in Süddeutschland. Keiner dieser drei Vettern hatte Kinder. Sie heirateten sehr

spät, einer überhaupt nicht, und der dritte, der 20 Jahre lang in Rangun lebte und arbeitete, heiratete eine Engländerin. Als er sich mit etwa 50 Jahren zur Ruhe setzte, ließ sich die Familie in Freiburg in Südwestdeutschland nieder. Der Erste Weltkrieg beraubte ihn eines Großteils seines Vermögens und gegen Ende seines Lebens hatte er nicht mehr viel übrig, wovon er leben konnte. Er starb kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und hinterließ nur drei Töchter. Olga, die einmal geheiratet hatte, sich aber gleich wieder scheiden ließ, ist nun eine Führungskraft in einem Hildesheimer Warenhaus. Elisabeth, die zweite Tochter, lebt mit ihrem Mann, einem Geschäftsmann, in Freiburg. Sie haben keine Kinder. Die dritte Tochter, Lily, hat nach London geheiratet und lebt mit ihren fünf oder sechs Kindern und ihrer Mutter zusammen. Aber der Name der alten Familie von Holzhändlern, aus der meine Mutter stammt, Johann Erhard Meyer, wird aussterben, wenn meine beiden Vettern einmal nicht mehr sind.

Von den zwei Schwestern meiner Mutter, die aufwuchsen, heiratete nur eine, sie hatte drei Töchter, die aber alle vor ihrem fünfzigsten Lebensjahr starben.

Dieser kurze Familienhintergrund war wohl notwendig, bevor ich damit beginnen kann, von mir selbst zu erzählen.

Kindheit in Bremen

Im Obergeschoß der Bremer Brotfabrik erblickte ich am 5. Dezember 1891 zum ersten Mal das Licht der Welt. Ich kann mich an diesen Ort überhaupt nicht mehr erinnern, denn ein paar Jahre später, als mein Vater dieses Geschäft aufgab, zogen wir in eine schöne Mietwohnung in einem großen Haus, Ecke Homerstraße und Feldstraße. Hinter dem Haus hatten wir einen kleinen Garten, wo ich gerne in einer großen Sandkiste spielte und Häuser, Tunnels und Straßen im weißen Sand baute. Große Rosenbüsche wuchsen an den Hauswänden hinauf und standen jedes Jahr viele Wochen lang in voller Blüte.

Ich war immer der kleinste von allen Jungen der Nachbarschaft, alles Freunde meines zweieinhalb Jahre älteren Bruders, die mich ständig ärgerten und nur herumstießen. Wenn ich mit ihnen spielen durfte, dann mußte ich die Rolle des Schülers, Dieners oder Gefreiten übernehmen, während sie die Lehrer, Meister oder

Generäle waren. So wurde ich schon früh mit den Leiden und dem traurigen Los bekannt, das der kleine Mann erdulden muß, und es war wohl meine erste Revolte gegen die Ungerechtigkeit der menschlichen Gesellschaft, als ich weinend nach Hause lief, weil ich nicht länger der Sklave der anderen sein wollte.

Ich erinnere mich auch daran, daß ich kein besonders kräftiger Junge war. Ich wurde vom Gehen sehr schnell müde, und mein Vater mußte mich immer vom Sonntagnachmittagsspaziergang im Park oder vom Verwandtenbesuch nach Hause tragen.

Im September 1897, als ich noch nicht ganz sechs Jahre alt war, kam ich in die Schule. Das war damals eine dreijährige Vorschule, die auf die sechs- oder neunjährige höhere Schule, welche dann zur Universität führt, vorbereitete.

Ich war zwar noch ziemlich jung für die Schule, aber ich wollte sehr gerne lesen und schreiben lernen und hatte keine Probleme mit der Mathematik. Obwohl ich in meiner Klasse der jüngste von 25 Schülern war, stand ich doch, ohne mich anzustrengen, immer gut über dem Durchschnitt. Mit knapp über neun Jahren wechselte ich in die Höhere Schule über. Es gab damals zwei weiterführende Schulzweige in Bremen, die Handelsschule, die auf Berufe wie Kaufmann oder Geschäftsmann vorbereitete und das Gymnasium, das den Schüler für eine Karriere als Wissenschaftler, Arzt, Rechtsanwalt oder Diplomat rüstete. In Bremen, dem alten Handelshafen, nahmen Kaufleute und Überseehändler die führenden Positionen in der Gesellschaft ein, und es gab von Anfang an keinen Zweifel über die Gestalt meiner zukünftigen Karriere. Mein Vater hielt die Männer der Wirtschaft für die entscheidenden Stützen von Gesellschaft und Staat und war stolz darauf, selbst einer von ihnen zu sein. Also wurde ich auf die Handelsschule geschickt, wo man die meiste Zeit mit dem Studium von Französisch, Englisch und Mathematik verbrachte.

Wie es im alten Deutschland so üblich war, wurden wir sehr streng erzogen. Bei Tisch durften wir nicht sprechen und mußten essen, was auf den Tisch kam, ob es uns schmeckte oder nicht. Waren Gäste anwesend, sollten wir nur sprechen, wenn wir gefragt wurden. Mein Vater war gewiß ein warmherziger Mann, der seine Kinder liebte, wie es andere auch tun, aber er wollte aus uns gute Bürger machen, und seiner Auffassung nach waren gelegentliche Hiebe der beste Weg zu diesem Ziel. Wenn er glaubte, bei uns irgendeine Unehrllichkeit entdeckt zu haben, brachte ihn das besonders in Wut. Ich erinnere mich, daß einmal

ein ganz geringer Geldbetrag verschwunden war, ein Zehnpfennigstück. Man rief meinen Bruder und mich, und wir wurden befragt, wer von uns das Geld genommen hatte. Das wütende Gesicht meines Vaters erschreckte mich sehr, und ich begann zu zittern. Nachdem keiner von uns den Diebstahl gestanden hatte, geriet ich in den Verdacht, der Dieb zu sein und wurde fürchterlich geprügelt. Am nächsten Tag stellte sich dann zufällig heraus, daß es mein Bruder war, dem die Prügel rechtmäßig zugestanden hätten. Als Entschädigung bekam ich ein bißchen Geld, um Süßigkeiten zu kaufen, die ich dann mit meinem Bruder teilte, der ohne die geringste Regung zugesehen hatte, wie ich als der Verbrecher verurteilt worden war. Von da an bis etwa zum Alter von 18 Jahren fürchtete ich mich vor meinem Vater, aber ich haßte ihn nicht. Ich hatte eine hohe Achtung vor seiner arbeitsamen, redlichen und ehrbaren Lebensführung. Ich kann mich in den Jahren meiner Kindheit an keinen Abend erinnern, an dem mein Vater nicht zum Abendessen zu Hause gewesen wäre. Obwohl er Wein und Bier mochte, sah ich ihn niemals auch nur ein bißchen angetrunken. Immer und überall erfüllte er seine Pflicht und erwartete dasselbe auch von jedem anderen. Er wurde sehr aufgebracht, wenn er fand, daß meine Mutter diesen Ansprüchen nicht genügte, wenn das Essen nicht mit der erforderlichen Mühe zubereitet oder die Wäsche nicht sorgfältig gewaschen und gebügelt war. Ich habe meinen Vater niemals ohne einen steifen Kragen auf einem absolut fleckenlosen weißen Hemd und makellos sauberen Anzug sowie spiegelblank geputzten schwarzen Schuhen gesehen. Woran ich mich am besten bei meiner Mutter erinnere ist, daß sie uns ständig schimpfte. Wo und wann sie uns auch antraf, immerzu befahl sie uns etwas anderes zu tun, als das, womit wir uns gerade eben beschäftigten. Ich empfand immer, sie sei nur darauf aus, uns das Leben schwer zu machen, Liebe spürte ich nicht von ihr. Ich mochte sie nicht, manchmal haßte ich sie sogar richtig, und ich erinnere mich, das einmal unserer Amme gesagt zu haben, und daß ich dafür gescholten wurde, weil man so etwas nicht sagt.

Manchmal stritten sich meine Eltern und sprachen dann tagelang nicht miteinander. Dann empfand ich Mitleid mit meiner Mutter, die sich in der schwächeren Position befand und beneidete die anderen Jungen, deren Eltern sich scheinbar nie stritten.

In den ersten Schuljahren hatte ich recht gute Noten. Ich war immer unter den drei oder vielleicht fünf Besten in einer Klasse

von 25 Schülern, aber als ich zwölf oder dreizehn wurde, begann ich die Schule mehr und mehr zu hassen. Ich mochte weder die Lehrer, vor denen alle Angst hatten, noch die Art, wie sie ihren Unterricht hielten. Wir mußten französische Grammatik büffeln, ohne eine Vorstellung von dem Geist dieser schönen Sprache vermittelt zu bekommen. Wir mußten die Namen von Städten und Ländern, Namen und Länge von Flüssen lernen, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, wie diese Länder wirklich aussehen. Wir mußten Geschichtsdaten auswendig lernen, ohne ein Bild von der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung der Menschheit zu bekommen oder von den Lebensbedingungen im Mittelalter in den verschiedenen Teilen der Welt. Wahrscheinlich ohne genau darüber nachzudenken, begann ich die Art, wie die Schule unsere Lernfreiheit einschränkte, zu hassen. Die Lehrer haben vielleicht den wachsenden Widerstand in mir bemerkt. Sie konnten mich nie leiden, den stillen, sommersprossigen Jungen, der ihnen auswich, weil er sie fürchtete. Ich hatte niemals viel Hausaufgaben gemacht, weil es auch ohne ging und ich das, was wir in der Schule lernten, gut im Kopf behalten konnte. Aber in dieser kritischen Phase meines Schülerlebens hörte ich ganz auf, Hausaufgaben zu machen. Wenn ich von der Schule heimkam, rannte ich sofort hinaus in den Garten, wo ich mir eine Hütte gebaut hatte, in der ich mich frei fühlte und mein eigenes Leben haben konnte. Wir wohnten nun in einem schönen großen Haus in einem Vorort von Bremen, mit einem weiten Garten, in dem viele Arten von Gemüse, Obstbäumen und Beerensträuchern wuchsen.

Hinter dem Garten lag eine ausgedehnte Kuhweide, mit einem großen Wassergraben und einem kleinen Weiher, ein idealer Spielplatz für einen Jungen in meinem Alter. Unsere Nachbarn waren früher reiche Großbauern gewesen und hielten Rinder und Pferde. Ich durfte oft ein wenig im Stall helfen oder das Heu für das Winterfutter der Pferde einbringen, dann konnte ich auf dem Rückweg auf einem der Pferde reiten, die den Heuwagen zogen. Dabei hatte ich viel Spaß.

Ich war niemals ein kräftiger Junge gewesen. Als ich erst sieben oder acht Jahre alt war, bekam ich ein rheumatisches Fieber, von dem mir eine Herzschwäche geblieben ist. Vielleicht habe ich es irgendwie gespürt, daß mir Bewegung in frischer Luft gut tat und hatte dies darum am allerliebsten.

All das trug schließlich dazu bei, daß meine schulischen Leistungen plötzlich nachließen, und meine Lehrer entschieden, daß

ich ein Schuljahr wiederholen mußte. Als mein Vater erfuhr, daß ich bei den Lehrern als faul und leistungsunwillig galt, wurde er schrecklich böse und ich bekam Prügel wie nie zuvor.

Obwohl ich meine Fehler zugeben mußte, verstärkte dieser Vorfall nur meine Angst vor meinem Vater und meinen Haß auf die Schule. Aber ich sah ein, daß es aus dieser ungemütlichen Umgebung nur einen Ausweg geben konnte, nämlich mit aller Kraft zu versuchen, sobald wie möglich auf den eigenen Füßen zu stehen. Um das zu können, mußte man arbeiten und lernen. Dafür entschied ich mich und hielt mich seitdem in meiner Klasse immer etwa auf durchschnittlichem Niveau. Selbst in meinem schlechtesten Schuljahr war ich jedoch immer sehr gut in Mathematik gewesen, und der Lehrer hatte vergeblich versucht, mich vor dem Mißgeschick des Durchfallens und Wiederholens zu bewahren. Mathematik fiel mir einfach leicht. Ich rechnete gerne irgendetwas aus, nur so für mich beim Spielen. Ich konnte auch gut Rätsel lösen, die mit Rechenproblemen zusammenhingen.

Die Schüler verließen die Handelsschule normalerweise im Alter von 15 Jahren, um ihre berufliche Laufbahn als Lehrling in einem Geschäft oder einem Büro zu beginnen. Nur ein paar blieben für weitere drei Jahre auf der Schule, um dann auf die Universität überzuwechseln und sich auf eine Karriere in Berufen wie Anwalt, Arzt oder Diplomat vorzubereiten. Über meine Zukunft hatte es niemals auch nur den geringsten Zweifel gegeben. Alle gutsituierten Familien in Bremen waren Überseehändler, und das war der Weg, den auch ich einschlagen sollte. Das war die Karriere, von der mein Vater glaubte, daß sie mich am besten nach oben bringen würde, und über andere Berufe dachte er sowieso nicht viel nach. Seiner Meinung nach versorgten die Bauern, Industriellen und Kaufleute die Nation mit allem, was sie brauchte. Der Rest der Bevölkerung mußte dann von ihnen ernährt werden, die irgendwann einmal Rat oder Hilfe von Ärzten, Anwälten, Diplomaten oder Soldaten brauchten. Er mochte sie überhaupt nicht, die Berufssoldaten, jene Offiziere mit den hübschen Uniformen, von denen er glaubte, sie arbeiteten überhaupt nichts und verwendeten ihre großzügig bemessene Freizeit dazu, die Frauen und Töchter hart arbeitender Bürger zu verführen. Eines Tages sagte er mir jedenfalls, er hätte mit einem alten Freund, der eine große Firma besaß und mit der afrikanischen Ostküste Handel trieb, vereinbart, daß ich in dessen Büro als Lehrling anfangen sollte. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Ich interessierte

mich sehr für andere Länder und fremde Menschen und las gerne Bücher über Expeditionen und Entdeckungen in unbekanntem Gebieten.

Während meiner dreijährigen Lehrzeit erhielt ich kein Gehalt, sondern nur zu Weihnachten ein kleines Geldgeschenk. Ich mußte Bestellungen und anderen geschäftlichen Schriftverkehr in riesige Bücher schreiben, die ich kaum tragen konnte. Wir standen meistens alle vor unseren Stehpulten, manchmal saßen wir auch auf hohen Hockern, während die Direktoren moderne Schreibtische mit bequemen Sesseln hatten. Es gab keine Schreibmaschinen. Alle Briefe mußten von Hand geschrieben und dann in ein Buch übertragen werden, dessen Seiten aus einem Spezialpapier bestanden, das man zwischen den Originalbrief und ein nasses Tuch legte, so daß die Tinte auf das dünne Seidenpapier des Buches übertragen wurde. Solches Kopieren war die Aufgabe der jüngeren Lehrlinge. Es war eine recht schwierige Arbeit, denn das Tuch durfte weder zu naß noch zu trocken sein. Kopiert wurde abends, nachdem alle Briefe fertig geschrieben waren, die dann noch zur Post gebracht werden mußten. Oft wurde es neun Uhr bevor ich zu einem Abendessen heimkam, das hauptsächlich aus Bratkartoffeln, Milch, Brot, Wurst oder Käse bestand. Keiner von den älteren Angestellten dieser Handelsfirma machte sich die Mühe, mich in die Geheimnisse des Geschäftslebens einzuweihen, aber während ich diese einfachen Arbeiten verrichtete, lernte ich doch viel, und noch nach Jahrzehnten erinnerte ich mich an die Erfahrungen, die ich in diesen Lehrjahren gemacht hatte und konnte sie, wenn ich in meinem Geschäft vor ein besonderes Problem gestellt war, mit großem Gewinn verwerten. Ich tat meine Arbeit im Büro gewissenhaft, aber ohne großes Interesse. Mein Arbeitsplatz befand sich in einer abgelegenen Ecke eines großen Unternehmens, über das ich nicht viel wußte. Ich haßte die Arbeit nicht direkt, aber ich hatte kein Interesse für den Handel und hatte irgendwie das Gefühl, daß Einkaufen und mit Gewinn wieder Verkaufen eher eine niedere Tätigkeit war. Aber in meiner Freizeit zu Hause arbeitete ich hart; ich baute eine Dampfmaschine oder das Modell eines Kriegsschiffes, das in allen Details dem Original maßstabsgerecht nachgebildet war, mit einem Elektromotor, Schiffsschrauben und Suchscheinwerfern. Dieses Schiff hat dann später vor den staunenden Augen meiner Freunde und Verwandten einen großen See überquert.

Nach vielen Jahren dachte ich über die Gründe für dieses doch

irgendwie merkwürdige Betragen als Jugendlicher nach. Mir schien, daß mir alles das keinen Spaß machte, was man mir befahl, daß ich aber freudig keine Mühe scheute, um eine Aufgabe zu lösen, die mir der Mühe wert schien, und deren Notwendigkeit ich einsehen konnte. Ich wurde auch nach stundenlangem Rechnen und Zusammensetzen der Bauteile nicht müde. Alles bezahlte ich mit meinem Taschengeld. Und jeden übrigen Pfennig steckte ich in Bücher, mit denen ich mich auch damals schon gerne umgab. Es waren hauptsächlich Bücher über Abenteuer und Reisen in ferne Länder. Ein Buch mit dem Titel: „Welträtzel“ über die Theorien Darwins, das damals sehr populär war, habe ich immer wieder gelesen. Ich bekam nun in unserem Haus ein kleines Zimmer allein für mich, das ich selbst mit einem Schreibtisch, einem großen Sessel zum Lesen und einem Bücherregal, das mein ganzer Stolz war, möblierte. Ich weiß nicht, von wem ich die Liebe zu Büchern geerbt haben könnte. Weder meinen Vater noch meine Mutter habe ich je in einem Buch lesen sehen. Vater war vollauf mit seinem Geschäft beschäftigt. Nach dem Abendessen las er die Zeitung und um zehn Uhr abend machte er das Licht aus und dann mußten alle ins Bett gehen. Meine Mutter hatte alle Hände voll zu tun mit Kleider flicken und Strümpfe stopfen, Essen zubereiten, waschen und putzen, obwohl wir immer ein Dienstmädchen hatten. Sie hatte wohl kaum jemals Zeit zum Lesen.

Unser Familienleben war sehr ruhig. Ein Tag verging wie der andere. Ein paarmal im Jahr veranstalteten wir im Haus ein Fest, enge Freunde wurden mit ihrer Familie zum Abendessen eingeladen. Dann wurde im großen Eßzimmer eine prächtige Tafel angerichtet, mit Kristallgläsern, Blumen und Kerzen auf dem Tisch. Die Gäste waren aber immer nur Erwachsene, und für uns Kinder, meinen Bruder und mich, waren sie nicht besonders interessant, wenn man von dem ungewöhnlich guten Essen absah, und davon, daß uns die Gäste mitunter etwas mitbrachten. Bei einer solchen Gelegenheit lernte ich einen meiner Onkel kennen, der gerade aus Rangun zurückgekommen war, wo er viele Jahre lang bei einer englischen Firma namens Moore Brothers gearbeitet und ein englisches Mädchen geheiratet hatte, die er nun seinen Eltern und den anderen Familienmitgliedern vorstellte. Sie sah sehr gut aus und war sehr lebhaft, ganz anders als die Leute aus Bremen, denen wir zu Hause immer begegneten. Ich war damals erst 15 Jahre alt, aber sie beeindruckte mich doch sehr. Ich stellte

mir vor, wie schön es wäre, eine Frau wie sie zu haben und mit ihr um die Welt zu reisen wie mein Onkel.

Dieser Onkel hatte das Glück gehabt, bei der englischen Firma während der Jahre gewesen zu sein, als das Geschäft hervorragend lief. Er war noch nicht alt, aber er plante, den Rest seines Lebens in der schönen Stadt Freiburg in Süddeutschland zu verbringen. Das war ein paar Jahre vor dem Ersten Weltkrieg. Er hatte sein ganzes Geld in Aktien seiner früheren Firma angelegt, und alles wurde nach dem Krieg konfisziert. Danach war das Leben für ihn nicht mehr so einfach, wie er es sich vorgestellt hatte. Er hatte drei reizende Töchter, meine drei Kusinen, von denen Elisabeth nun mit Roland Sickesz, einem Geschäftsmann in Freiburg verheiratet ist, Olga nun nach einer sehr kurzen Ehe allein lebt und ein Kaufhaus in Hildesheim leitet, und Lily einen Engländer, Robert, in London heiratete, mit dem sie viele Kinder hat. Ihre Mutter Muriel lebt auch mit ihnen zusammen. Sie ist nun 80 Jahre alt. Vor zwei Jahren schickte ich ihr einen Fernseher, worüber sie sich sehr gefreut hat, weil sie nicht mehr ausgehen kann und fast den ganzen Tag im Sessel verbringt.

Als ich zehn Jahre alt war, bekam ich eine Schwester. Sie wurde auf den Namen Marianne getauft und war für mich natürlich als Spielkamerad zu klein. Mein Bruder hatte zweieinhalb Jahre vor mir die Handelsschule abgeschlossen und war in das Büro meines Vaters eingetreten, hatte dort aber etwas Geld gestohlen und war daraufhin in ein Erziehungsinstitut für Jugendliche mit kriminellen Neigungen geschickt worden. Ich glaube, das war ein Fehler von meinem Vater, denn solche Erziehungsanstalten können den Charakter von Jugendlichen nicht sehr wirksam verbessern. Im Gegenteil, man kommt dort nur in Kontakt mit Jugendlichen, die tatsächlich kriminelle Neigungen haben und lernt so nur noch mehr über die dunklen Seiten des Lebens. All dies hielt man streng geheim vor mir, aber ich versuchte auch nicht, mehr darüber zu erfahren. Mein Bruder und seine Freunde hatten mich immer schlecht behandelt, mich geärgert und nicht mitspielen lassen. Deshalb kümmerte ich mich nicht sehr um das Schicksal meines Bruders, der in eine weit entfernte Schule zum Weiterstudieren geschickt worden war, wie es hieß. Ich war aber nun zu Hause ein wenig einsam, und in der Nachbarschaft gab es nur wenig Freunde. Ich glaube, daß das alles dazu führte, daß ich mich stärker auf meine Hobbies und aufs Lesen konzentrierte.

Mit 15 Jahren hatte ich wieder einen Anfall des rheumatischen Fiebers, und der Arzt empfahl wieder, zunächst einmal eine Zeitlang keinen Sport zu treiben, bis sich mein Herz etwas erholt hätte. Das hat aber nicht allzulange gedauert, und bald konnte ich wieder mit Schwimmen und Radfahren beginnen, was ich seit meinem sechsten Lebensjahr sehr mochte. Damals war ich der kleinste Junge, der sich getraute, über die tiefe Seite des Beckens zu schwimmen und der vom hohen Sprungbrett ins Wasser sprang. Heute schaudere ich bei dem Gedanken an die Gefahren, in die ich mich beim Herumrasen mit dem Fahrrad begeben hatte, wenn ich oft stürzte, mich zum Glück aber nie ernstlich verletzte. Beim Schwimmen stieß ich einmal mit dem Kopf an die unteren Stufen einer Treppe, von der aus ich ins Wasser gesprungen war, zum Glück hatte das mein Vater gesehen und zog mich bewußtlos aus dem Wasser.

Wie alle anderen Jungen glaubte ich nicht an die Existenz von Gefahren im Leben, und wenn es doch welche gäbe, na wenn schon. Selbst in diesen jungen Jahren spürte ich sehr deutlich, daß es mehr Mühsal, Angst und Schwierigkeiten im Leben gibt als Freude und Zufriedenheit und es erschien mir kaum lohnend, auf diesem schwierigen und steilen Pfad weiter-zuwandern.

In dieser Zeit kam ich zwar mit meinen Eltern gut aus, aber es gab doch zuwenig Intimität und Anzeichen von Liebe. Immer noch hatte ich Angst vor meinem Vater und keine enge Beziehung zu meiner Mutter. Ich wollte fort von Zuhause, wollte frei sein und auf eigenen Füßen stehen, obwohl mir sehr wohl bewußt war, daß das nicht so leicht sein würde. Aber ich war ja bereit, Tag und Nacht zu arbeiten und ein ärmliches Leben in Kauf zu nehmen, wenn ich nur mein Ziel, die persönliche Freiheit, erreichen konnte.

Frohe Jugendzeit in Brüssel und London

Vor geraumer Zeit habe ich damit begonnen, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben, aber ich bin nicht sehr weit gekommen und habe nur über die Jahre meiner Kindheit berichtet. Immerzu gab es etwas zu tun, das im Augenblick wichtiger zu sein schien, und ich hatte nur wenig Mußestunden, um mich an alte Zeiten zu erinnern.

Heute aber, am 29. November 1968 fange ich wieder an zu schreiben. Oma ist schon schlafengegangen. Ihr geht es nicht gut, seitdem sie in diesem November einen Ohnmachtsanfall im Kabuki-Theater hatte und mit dem Auto in die Klinik von Dr. Satō gebracht werden mußte. Das Ergebnis der mehrtägigen Untersuchung lautete auf Verhärtung der Herzarterien, *dōmyaku kōka*. Der Arzt sagte ihr, sie solle eine Zeitlang sehr ruhig und vorsichtig leben, damit sich ihr Zustand bessern könne. Sie war in letzter Zeit sehr rege gewesen und hatte viel Freude daran, *kamakura-bori* (Holzschnittkunst) zu unterrichten und in der Kirche zu helfen, und diese Wendung und die plötzliche Krankheit war ein schwerer Schock für sie und hat sie in eine Depression gestürzt, denn niemand kann ihr sagen, wann und ob sie überhaupt jemals wieder gesund werden und ihre früheren Beschäftigungen wieder aufnehmen kann.

Ich lag gerade selbst im Krankenhaus, als sie plötzlich und unerwartet eingeliefert wurde. Ein paar Tage nach ihrer Entlassung konnte ich auch nach Hause kommen, und nun versuchen wir uns, so gut es geht, gegenseitig zu helfen. Ich fühle mich eigentlich nicht krank, aber erst die nächste Untersuchung wird zeigen, ob eine Operation notwendig ist, und bis zu dieser Entscheidung bleibe ich zu Hause.

Wegen ihrer Krankheit kann mir Oma abends nicht mehr vorlesen, und das ist ein ausschlaggebender Grund für mich, wieder den Schreibstift in die Hand zu nehmen, denn das scheint der einzige Weg für mich zu sein, die einsamen Winterabende zu verbringen.

Als ich 16 war, wurde ich auf die Tanzschule geschickt, wie sich das für junge Männer so gehörte. Im Unterricht fühlte ich mich überhaupt nicht wohl. Ich war eher schüchtern und glaubte, daß ich mich nicht so gewandt benehmen könnte wie die anderen Jungen und auch nicht so gut angezogen war wie sie. Ich wußte nicht, wie man mit Mädchen spricht, ich hatte niemals zuvor mit einem gesprochen. Ein Mädchen allerdings gab es, für das ich mich sehr interessierte, aber das zog jemanden anderes vor, und so endete die erste Episode dieser Art in meinem Leben mit bitterer Enttäuschung, schlaflosen Nächten und Tränen.

Ich hatte kein großes Vertrauen in mich selbst und in meine Fähigkeit, mit den Wechselfällen des Lebens fertig zu werden. Ich spürte oder glaubte, daß die anderen Leute über meine Schüchternheit lachten, was mein Benehmen nur noch unmöglicher

machte. Ich wollte fort von alledem und woanders ein neues Leben beginnen.

In Bremen gab es ein großes Café, wo ich gerne saß, Schokolade trank und Kuchen aß und den Leuten zusah, wie sie vorbeigingen, während ich einer guten Kapelle zuhörte. Hier fühlte ich mich frei und von niemandem unterdrückt, hier gab es keinen, der mir irgendetwas befahl.

Ich habe alle möglichen Sportarten ausprobiert, wie Fußball, Fechten, Boxen und Reiten, aber ein Meister wurde ich in keiner. Mein Vater hatte als junger Mann nie Sport getrieben und war doch sehr kräftig und gesund. Er hielt Sport für Luxus und bezahlte nicht gerne dafür. Er bestand jedoch darauf, daß wir so früh wie möglich schwimmen lernten, um zu vermeiden, daß beim Bootfahren oder Fischen ein Unglück passiert. Schon mit fünf Jahren lernte ich schwimmen. Der Schwimmlehrer hatte zunächst Einwände, weil ich für den Schwimmgürtel zu dünn war. Damals sah Schwimmunterricht so aus: Der Schwimmlehrer hielt den Schüler im Schwimmgürtel an einem Seil und zählte mit lauter Stimme, wozu der Schüler die entsprechenden Bewegungen ausführen mußte.

Eine Weile habe ich auch Tennis gespielt, es aber bald wieder aufgegeben. Es waren Mädchen auf dem Tennisplatz, und die anderen Jungen, die meist ein paar Jahre älter waren als ich, konnten sie necken und ihnen schmeicheln. Ich war viel zu schüchtern, um das auch nur zu versuchen und bekam so einen Minderwertigkeitskomplex. Die Welt um mich herum schien mir kein geeigneter Ort für mein Leben. Ich war nur mit meinen Büchern glücklich oder mit meinem Hobby, das meine ganze Zeit beanspruchte.

An manchen Tagen unternahmen meine Eltern eine Wanderung aufs Land. Unser Haus stand am Rande der Stadt, so daß man nach ein paar Schritten schon mitten zwischen den Schrebergärten war, in denen die Besitzer, die Bremer Stadtbürger, arbeiteten und sich erholten. Wir Kinder mußten dann mitgehen, aber wir mochten das nicht, weil wir uns artig betragen mußten und nicht herumlaufen durften, wie wir es uns gewünscht hätten.

Ein paarmal im Jahr nahmen uns unsere Eltern in die Kirche mit. Bei diesen Gelegenheiten konnte ich aber meistens nicht viel Sinn in den Predigten, die der Pastor hielt, erkennen, und war froh, wenn wir wieder heimdurften und ich zu meinen Büchern und Hobbies zurückkehren konnte. Meine Eltern allerdings

glaubten fest an Gott und waren gute Christen. Damals traten gerade die ersten Atheisten auf, die die Existenz des Allmächtigen offen verleugneten, für meine Eltern war jedoch ein Atheist nicht viel anders als ein gewöhnlicher Verbrecher. Die Pastoren in den großen evangelischen Kirchen in Bremen wechselten oft, und manchmal hatten wir ausgezeichnete Redner. Dann ging ich gelegentlich auch freiwillig in die Kirche und war von den Predigten, die mich zum Nachdenken über die Probleme des Lebens anregten, tief beeindruckt.

In der ersten Zeit meiner Kindheit hing ein Bild über meinem Bett an der Wand, mit zwei niedlichen Engeln und einem Bibelzitat. Die Engel sollten uns vor Gefahren schützen.

Die meisten Sonntage brachte ich im Museum zu. Da die Stadt Bremen ganz vom Handel mit fremden Ländern abhing, war das Museum eine Sammlung von Gegenständen aus aller Welt. Es gab Ausstellungen über die deutschen Kolonien in Afrika, über Südamerika und China, die in mir Träume von Reisen in diese Länder und von Entdeckungen unbekannter Gebiete wachriefen. China schien jedoch zu weit zu sein, um von einer Reise dorthin auch nur zu träumen. Japan war mit der Abbildung eines Shintoschreines und einigen buddhistischen Bildern vertreten. Auch ein Bild von der buddhistischen Hölle gab es dort, für das ich mich besonders interessierte. Es zeigte, was diejenigen, welche in diesem Leben unrecht handeln, in der anderen Welt erwartete, und ich schauderte vor der grausamen Phantasie der Menschen in asiatischen Ländern.

Die normale Lehrzeit im Büro einer Handelsfirma war eigentlich drei Jahre, aber mein Chef fand nach zwei Jahren, daß ich nun genug Briefe kopiert und zur Post gebracht hätte. Ich bekam eine Stellung als Angestellter mit einem Gehalt von 100 Mark im Monat angeboten und blieb für weitere zwölf Monate bei dieser Firma. Mein Vater stimmte mit mir allerdings darin überein, daß ich noch etwas mehr lernen sollte, bevor ich richtig zu arbeiten anfang, und daß gute Fremdsprachenkenntnisse die erste Bedingung für einen jungen Mann waren, der sein Leben dem internationalen Handel widmen sollte. Er hatte auch die Erfahrung gemacht, daß seine Schwäche auf diesem Gebiet eine Behinderung darstellte und schlug vor, daß ich nach Brüssel in Belgien fahren sollte, um dort Französisch und allgemeine handelskundliche Fächer zu studieren. Er hatte von einem kleinen privaten Internat in Brüssel gehört und bereitete einen sechsmonatigen Aufenthalt für mich vor. Ich

war in der Schule nicht allzu begeistert von der französischen Grammatik gewesen und war auch jetzt nicht gerade versessen darauf, nach Belgien zu gehen, aber andererseits war das eine gute Gelegenheit, vom Elternhaus fortzukommen und ein anderes Land kennenzulernen, wenn es auch nur ein paar Stunden Bahnfahrt nach Brüssel waren.

Es war, glaube ich, am 10. April 1910, als ich den Zug bestieg und am Nachmittag desselben Tages wohlbehalten das Internat erreichte. Es gab dort nur etwa zehn oder zwölf Studenten und jeder hatte sein eigenes Zimmer. Im Haus befanden sich zwei Klassenzimmer und die gemeinsamen Mahlzeiten fanden in einem speziellen Speisesaal statt. Der „Professeur“, wie wir ihn nannten, und seine Frau hielten jeden Morgen Unterricht, hauptsächlich Französischstunden, in denen wir Bücher lasen und über den Inhalt sprachen.

Die Schüler kamen aus verschiedenen Teilen Deutschlands, hauptsächlich aus den südwestlichen Gebieten, die nahe bei der französischen Grenze lagen und enge Wirtschaftsbeziehungen mit Frankreich hatten. Wir schlossen alle Freundschaft miteinander, und in unseren Gesprächen konnte ich zum ersten Mal Informationen aus erster Hand über andere Teile Deutschlands bekommen.

Der „Professeur“, Monsieur Janssen war ein hochintelligenter Mann, der uns junge Leute gerne mit seinem umfänglichen Wissen über Literatur und Philosophie beeindruckte. Er war Atheist, was oft zu sehr lebhaften Diskussionen zwischen ihm und den Katholiken, Protestanten und einem Juden unter den Studenten führte. Besonders ein katholischer Student aus Aachen vertrat seinen Glauben mit großem Engagement. Niemand von uns schien schließlich den anderen überzeugen und konvertieren zu können. Ich zog es vor, diesen Diskussionen hauptsächlich nur zuzuhören, ohne mich selbst zu sehr zu engagieren. Ich nahm die Haltung eines Menschen an, der immer noch auf der Suche nach seiner eigenen Lebensphilosophie ist, aber ich spürte doch schon damals, daß es unmöglich ist, Menschen durch Argumente und Erklärungen zu konvertieren und sie dazu zu bringen, einen bestimmten Glauben anzunehmen, sondern daß der Glaube aus der Geisteshaltung herauswachsen soll, die bei jedem Menschen anders ist.

Damals begann die Idee des Kommunismus zum ersten Mal sich zu verbreiten und so wurde auch der Kommunismus Gegenstand häufiger Diskussionen. Wir neigten alle dazu, dem zentralen

Gedanken zuzustimmen, der hauptsächlich darin bestand, bessere Lebensbedingungen für die unteren Klassen und größere wirtschaftliche Sicherheit für alle zu fordern. Nachdem wir alle selbst kein Vermögen besaßen, war uns natürlich die Idee einer gleichmäßigeren Verteilung des Wohlstands auf alle menschlichen Wesen sehr sympathisch; wir wußten alle, daß es unter dem jetzigen kapitalistischen System nicht einfach sein würde, uns unseren Weg durch das Leben zu erkämpfen.

Der Kommunismus versprach ein angenehmeres Leben, mehr Sicherheit und mehr Glück für jeden und das war genau das, wonach wir uns alle sehnten. Damals wußten wir noch nicht, wie schwierig es ist, andere Menschen wirklich glücklich zu machen, weil wirkliches Glück nur durch eigene Leistung erreicht werden kann, und daß der Kommunismus eine Aufgabe der persönlichen Freiheit bedeutet.

In der französischen Sprache machte ich, glaube ich, bessere Fortschritte als die meisten meiner Studienkollegen. Unsere Diskussionen eröffneten mir eine neue Welt. Ich wollte schneller vorwärtskommen, darum kaufte ich mir jeden Tag einen billigen Krimi, den ich dann in den Abendstunden durchlas. Dadurch bekam ich das normale Umgangsfrench in wenigen Wochen in den Griff und konnte es nun auch wagen, auszugehen und Kontakt mit den Leuten zu suchen. Es gab damals in Brüssel eine Weltausstellung, wo ich nun die meisten Tage zubrachte. Ich traf dort Menschen aus vielen Ländern, führte sie herum und dolmetschte für sie und wurde dafür zum Abendessen oder zum Tee eingeladen. Einmal brach auf der Ausstellung ein großes Feuer aus, wir konnten nur fliehen, nachdem wir einen Zaun niedergelassen hatten. Mein Vater las darüber in der Zeitung. Er wußte, daß ich dort ein häufiger Gast war und schickte ein Telegramm mit der Frage, ob ich unverletzt sei. Ich kabela zurück: „Unkraut vergeht nicht“, und danach machte er sich keine Sorgen mehr um mich.

Ich bewunderte zwar das Wissen und die Intelligenz unseres Professors, aber persönlich mochte ich ihn nicht allzusehr. Ich glaube aber, mit einer Idee hat er mich wirklich beeindruckt, nämlich: „Wissen ist Macht“. Zum ersten Mal sah ich ein, daß Lernen nicht nur dazu dient, einen Schulabschluß zu bekommen, sondern daß einem Wissen eine stärkere Position im Leben verleiht. Dies hatte ich nun begriffen. Ich stürzte mich also mit aller Kraft in das Studium der französischen Sprache, so daß ich nach

sechs Monaten, als ich wieder nach Hause fuhr, von den Mitreisenden für einen Belgier oder einen Franzosen gehalten wurde und großes Erstaunen hervorrief, als sich an der Grenze herausstellte, daß ich fließend Deutsch sprechen konnte.

Ich blieb aber nur für ein paar Monate in Bremen. Mein Vater hatte bereits für mich die nächste Anstellung vorbereitet, im Londoner Büro eines seiner Freunde. Es war ein Blumenhändler, der verschiedene amerikanische Lieferanten auf dem Londoner Markt vertrat. Die Belegschaft bestand nur aus dem sehr netten, aber etwas nervösen alten Herrn Schulz, seinem ebenfalls sehr netten, aber etwas langsamen Sohn, der viel mehr Interesse an Gartenarbeit und Rosenzucht hatte als an dem Geschäft seines Vaters, und mir selber als einzigem Angestellten. Mein Gehalt betrug zwei Pfund pro Woche, es wurde mir jeden Samstag in Gestalt von zwei goldenen Pfundmünzen ausgehändigt, die auf dem Heimweg ein sehr angenehmes Geräusch in der Hosentasche machten.

Ich wohnte in einer Pension, die von einer schottischen Familie geführt wurde. Der Vater war ein typischer wortkarger konservativer Schotte in mittleren Jahren. Wir konnten ihn nur beim Abendessen sehen, wenn es seine Aufgabe war, das riesige Stück Rinderbraten aufzuteilen. So ausgezeichnetes Roastbeef und Yorkshire-pie habe ich niemals mehr auf der ganzen Welt bekommen.

Seine Frau führte mit starker Hand den Haushalt, aber wir jungen Pensionsgäste, ein paar Franzosen und Engländer aus anderen Landesteilen, trieben allerlei Scherze hinter ihrem Rücken und lachten über ihre Versuche, uns zu erziehen und vor den Gefahren zu bewahren, die in der Großstadt, welche voller Versuchungen für die Unschuldigen war, überall lauerten.

Die Versuche des rechtschaffenen Vaters und der wachsamten Mutter, ihren eigenen Sohn zu erziehen, sind mit Sicherheit gescheitert. Der Sohn war etwa 20 Jahre alt und seinen Eltern nicht im geringsten ähnlich, er hatte ein dunkles Gesicht und schwarzes Haar und sprach wie ein Jude aus den untersten Schichten. Er war ein furchtbarer Lügner und betrog seine Eltern, wo er nur konnte. Einer der Franzosen wurde ein guter Freund von mir. Er hieß Antoine, kam aus Marseille und war sehr nationalistisch und deutschfeindlich, aber ich versuchte ihn davon zu überzeugen, daß nicht alle Deutschen so schlecht waren wie er glaubte, und daß nicht alle sich ausschließlich für Bier und Würstchen interessier-

ten. Er war ein guter Boxer und Ringer, und wir kämpften gerne miteinander. Ich war zwar nicht so stark wie er, aber er sagte, es sei nicht leicht, mich zu besiegen.

In der Pension wohnten auch zwei Mädchen, etwa 20 Jahre alt und Verwandte der Eigentümer. Die Jüngere war sehr hübsch und jeder versuchte, ihr Freund zu werden. Die andere Schwester war weniger schön. Ihr Gesicht sah etwas verzerrt und nervös aus und sie sprach nur wenig. Ich hatte etwas Mitleid mit ihr. Eines Tages fotografierte ich sie, wie sie gerade aus dem Fenster schaute, das Bild gelang sehr gut und sie sah wirklich hübsch darauf aus. Danach schien sie ein bißchen mehr Selbstbewußtsein gewonnen zu haben und kam ein wenig aus ihrer freiwilligen Zurückgezogenheit heraus. Antoine und ich führten die Mädchen ab und zu ins Theater aus, aber meist mußte ich die Karten bezahlen, was jedesmal ein großes Loch in meinen Geldbeutel riß.

Ich mochte sie gerne, die schlanken, einfach und adrett gekleideten englischen Mädchen und ich mochte das freie und leichte Leben in London, wo damals jeder Ausländer wohnen und arbeiten durfte, ohne Belästigung durch polizeiliche Vorschriften. Eine Zeitlang dachte ich ernstlich daran, mich hier niederzulassen und London zu meiner Heimat zu machen. Ich liebte es sehr, durch die Straßen dieser großen Stadt zu streifen, welche ich von den Erzählungen Conan Doyles her schon gut kannte. Viele Stunden verbrachte ich in den großen alten Buchläden und besuchte oft das Britische Museum, dessen ägyptische Sammlung mein Hauptinteresse fand. Eines Tages aber stieß ich in einem der Antiquariate auf ein chinesisches Buch. Ich betrachtete die Schriftzeichen und fragte mich, wie es möglich sei, die Aussage herauszufinden. Ich dachte, es könnte sehr wohl der Mühe wert sein, dieses Geheimnis zu lüften, und daß Chinesisch zu lernen eine große Leistung wäre.

Ich suchte noch ein wenig weiter, fand ein englischsprachiges Lehrbuch für Chinesisch und begann noch am selben Tag mit dem Studium. Ich merkte aber bald, daß ich einen Lehrer bräuchte, um die Aussprache der Symbole zu lernen. Ich hatte aber niemanden zur Verfügung und so gab ich die Sache erst einmal auf. Mein Interesse war aber geweckt und ich begann, ein paar Bücher über China und den Fernen Osten zu lesen. Leider entging mir, daß das Britische Museum eine sehr umfangreiche Sammlung chinesischer und japanischer Objekte besaß, so daß ich die Gelegenheit, diese während meines Aufenthaltes in London zu studieren, ungenutzt verstreichen ließ.

Aufbruch nach Asien

Viel zu schnell war das Jahr in London vergangen. Mein Vater wollte, daß ich wieder nach Hause komme. Das Ziel dieses Auslandsaufenthalts war erreicht, ich konnte einigermaßen Englisch, wenn auch nicht so perfekt und akzentfrei wie mir das mit Französisch in nur sechs Monaten gelungen war. Ich wollte nicht wieder nach Hause, denn ich liebte es so, an der Strand und am Piccadilly entlang zu gehen oder im Lyon's Corner House zu sitzen, an einer Tasse mit herrlichem englischem Tee zu nippen und den Leuten aus aller Herren Länder zuzusehen, wie sie vorbeihasteten.

Mein Vater allerdings wollte mich wieder in Bremen zurückhaben. Er plante, daß ich in seine Firma eintreten sollte und den Geschäftsbereich hauptsächlich durch Auslandskontakte erweitern sollte. Eigentlich war es ja ein interessanter Vorschlag, ein sicheres Geschäft, das sich lohnte, aber mir war diese Idee doch nicht so sympathisch. Ich wollte nicht in Bremen bleiben. Diese kleine Stadt, wo ein jeder jeden kannte, erschien mir jetzt, nachdem ich Brüssel und London kennengelernt hatte, viel zu eng. Ich wollte auch nicht einfach das übernehmen, was mein Vater bereits fertig aufgebaut hatte. Ich wollte selbst etwas schaffen, auch wenn das bei weitem schwieriger sein würde; und ich wollte mehr von der Welt sehen. Außerdem hatte ursprünglich mein älterer Bruder erwartet, einmal das väterliche Geschäft übernehmen zu können. Er hatte auch ein paar Monate im Büro gearbeitet, aber dann meinen Vater schwer enttäuscht. Er hatte eine kleine Geldsumme, die ihm anvertraut war, unterschlagen und dadurch einen beträchtlichen Geschäftsverlust verursacht. Nicht nur mein Vater, auch sein Geschäftsführer und nachmaliger Partner waren sehr böse auf ihn, und ich spürte, daß sie mich argwöhnisch betrachten würden, wenn die Möglichkeit auftauchte, daß ich an die Stelle meines Bruders treten könnte. All das hielt mich schließlich davon ab, diesen Vorschlag anzunehmen.

Später hat mein Bruder dann eine Anstellung bei einer deutschen Firma in Tientsin bekommen, wo er sich aber auch nicht gut betrug. Ständig machte er Schulden, die dann mein Vater zu bezahlen hatte. Das hielt auch noch an, nachdem er nach dem Ersten Weltkrieg aus China wieder nach Hause gekommen war. Er hat nie versucht, sich zu ändern. Briefe schrieb er mir nur, wenn er mich um Hilfe oder um Geld bitten mußte. Nach dem

Zweiten Weltkrieg, als meine Mutter einen Großteil ihres Vermögens verloren hatte und fast völlig erblindet war, besuchte er sie einmal, und als er wieder heimfuhr, nahm er alle Wertsachen mit, derer er habhaft werden konnte. Diesen Diebstahl hat er dann später zugegeben. Damals habe ich ihn das letzte Mal gesehen. Er wohnte zu dieser Zeit in Hamburg.

Nachdem ich 1952 in Japan angekommen war, erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mich bat, sofort 200 Pfund Sterling zu schicken, sonst würde er in große Schwierigkeiten kommen. Aber damals hätte ich diesem Ansuchen selbst dann nicht entsprechen können, wenn ich gewollt hätte. Ich schrieb ihm einen Antwortbrief und habe seitdem nie wieder etwas von ihm gehört.

Mein Vater hatte nichts dagegen, als ich ihm erklärte, daß ich gerne ein bißchen mehr von der Welt sehen und meinen Horizont erweitern wollte. Er erkundigte sich ein wenig, es gab Chancen, nach Brasilien oder Argentinien zu gehen, aber ich interessierte mich nicht besonders für Südamerika oder die afrikanischen Kolonien. Eines Tages hörte ich, daß es eine offene Stelle bei einer deutschen Firma in Kanton in China gab. Ich bewarb mich im Hauptbüro der Firma Arnhold, Karberg & Co. in Berlin, und nach einer kurzen Prüfung wurde ich sofort angenommen.

Die nächsten zwei Monate verbrachte ich damit, alles einzukaufen, was ich während der drei Jahre im fernen China brauchen würde. Die Firma hatte mir dafür ein bißchen Geld zur Verfügung gestellt, und mein Vater bezahlte sehr großzügig den Rest. Er brachte mich noch zum Bahnhof, als ich im Juni 1912 mit dem Zug nach Genua in Italien fuhr, um mich auf einem deutschen Dampfer in Richtung Fernost einzuschiffen.

Diese erste Reise in den fernen Osten ist mir unvergeßlich geblieben. Ich fuhr durch die Schweiz und Italien, Länder, die ich nie zuvor gesehen hatte. Die hohen Berge der Alpen und die sonnigen Hügel Italiens waren gleichermaßen wunderschön. Nachdem wir Genua verlassen hatten, passierten wir den Suezkanal und hatten ein paar Stunden Zeit, um die Stadt Port Said anzuschauen, wo die ausländischen Reisenden in billigen Kaffeehäusern von kleinen, schlauen, arabischen Zauberern betrogen wurden. Im Roten Meer lernten wir zum ersten Mal die Hitze des Äquators kennen, während der Dampfer das blaue Wasser, das von keiner Welle bewegt war, durchpflügte. In Colombo sahen wir wunderschöne tropische Gärten auf den Hügeln, aber Penang und Singapur waren geschäftige Häfen, wo kleine Jungen für eine

Kupfermünze in den Ozean tauchten und viele Händler an Bord kamen, die den Reisenden Rubine und Smaragde verkauften, angeblich aus „indischen Minen“, in Wirklichkeit aber „made in Germany“. Weiße Leinenanzüge wurden dort hergestellt; die chinesischen Schneider in Singapur brauchten nur ein paar Stunden dafür. Man hatte mir in Deutschland gesagt, daß es eine gute Idee sei, sich hier einen Anzug machen zu lassen, aber als ich nach Kanton kam, mußte ich zu meiner Enttäuschung feststellen, daß dort die Anzüge aus Singapur nicht als modisch galten. Der „Gentleman“ trug dort nur weiße Flanellhosen und sehr dünne Jacken aus chinesischem Grasgewebe.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich an einem Morgen, etwa eine Woche nachdem wir Singapur verlassen hatten, früh aufstand, durch mein Kabinfenster schaute und grüne Hügel vorbeiziehen sah, die Hügel von Hongkong. Dieser allererste Blick auf China war ein sehr schönes Bild. Hell schien die Sonne an diesem Morgen des 12. August 1912, und hie und da erschien eine Dschunke vor dem Kabinfenster und verschwand wieder.

Ich rannte an Deck, und sehr bald kam die Stadt Hongkong mit ihrer langen Reihe von alten Kolonialgebäuden, die auf die See hinausblickten, in Sicht. Eine halbe Stunde später war unser Dampfer an einer Pier im klaren blauen Wasser der Bucht von Hongkong vertäut. Die Leute von der Hongkonger Filiale von Arnhold, Karberg & Co., die in einem der alten Kolonialgebäude am „Bund“ residierten, schmunzelten, als ich sie aufsuchte und fragte, wie man von hier aus weiter nach Kanton kommen würde. Ich wurde zum Mittagessen eingeladen, jeder trank Whisky mit Soda. Zum Glück machte ich mir nichts aus Whisky, den ich hier zum ersten Mal probierte. Später hat man mir dann gesagt, ich sei einer von wenigen jungen Männern gewesen, die nicht, nachdem sie hier in Hongkong angekommen seien, völlig betrunken an Bord des Flußdampfers getragen werden mußten.

Es war schon tiefe Nacht, als ich an Bord des Dampfers ging, der mich den Perlenfluß hinauf in die Stadt Kanton brachte, wo sich mein künftiger Arbeitsplatz befand. Es war ein durchaus komfortabler Dampfer mit einem Speisesaal und Einzelkabinen für die Passagiere.

Die Mannschaft bestand ausschließlich aus Chinesen, und ich lernte nun den hervorragenden Service der chinesischen Boys kennen, die meine Kleider falteten, meine Schuhe putzten und immer zur Verfügung standen, wenn ich etwas brauchte.

Nun war ich also in China, dem Land, nach dem ich mich immer schon gesehnt hatte, seit ich zufällig das chinesische Buch in dem Londoner Buchladen gefunden hatte. Nun war ich frei, wie ich es immer hatte sein wollen, frei, um mir meine Zukunft selbst zu erarbeiten; und ich war bereit, hart zu arbeiten und viel zu lernen.

Als ich am nächsten Tag frühmorgens an Deck ging, waren wir schon in Kanton angekommen. Große Dschunken mit riesigen Bambussegeln fuhren vorbei, und der Fluß, der die Farbe von Milchkaffee hatte, war voll von kleinen Booten, in denen ein großer Teil der Bevölkerung sein Zuhause hatte.

Der Dampfer wurde an einer Pier nahe einer breiten Straße vertäut und ein junger Schwede, Sverre Blix, dessen Nachfolger ich werden sollte, holte mich im Hafen ab. Es war sehr angenehm, in zwei Sesseln ins Büro gebracht zu werden, deren Träger auf dem Rücken den chinesischen Namen der Firma „Sui Kee“ trugen. Nachdem wir über eine Brücke einen breiten Kanal überquert hatten, erreichten wir die Insel Shameen, wo sich alle ausländischen Firmen befanden und auch viele Ausländer wohnten. Die Insel Shameen wird auf der einen Seite vom Perlenfluß begrenzt und auf der anderen Seite durch einen Kanal vom Festland abgegrennt, der nur über eine einzige Brücke zu überqueren war, die immer von ausländischen und chinesischen Polizisten bewacht wurde. Man konnte die Insel zu Fuß in etwa 20 Minuten umrunden. Sie war eingeteilt in eine britische und eine viermal kleinere französische „Konzession“. Eine „Konzession“ war ein Areal, das die chinesische Regierung einem fremden Staat als Wohngebiet für dessen Staatsangehörige überlassen hatte und das unter der Verwaltung des jeweiligen fremden Staates stand.

Während es in der französischen Konzession nur französische Firmen und deren Mitarbeiter gab, befanden sich auf dem britischen Teil der Insel auch viele deutsche und andere Firmen. Die Filiale von Arnhold, Karberg & Co. befand sich in einem der vornehmsten Gebäude, aus roten Backsteinen und mit großen Balkonen und Fenstern, die die Räume in den acht bis zehn heißen Monaten in Kanton kühl hielten. In diesem Gebäude waren auch die Wohnungen für den Direktor und die älteren Angestellten, während die jüngeren in einem älteren Gebäude wohnten, in dem sich auch die Quartiere für die chinesischen Bediensteten befanden, den Hausmeister, die shroffs (Münzprüfer), die Köche und die Diener.

Hier bekam ich ein nettes geräumiges Zimmer, in dem ein riesiges Bett stand, mit einem Moskitonetz, das mich nicht nur vor den Moskitos, sondern auch vor Skorpionen und anderem giftigen Getier, von dem es hier eine Vielfalt gab, schützen sollte. Die meisten Möbel mußte ich selbst kaufen, aber nach ein paar Monaten war ein schöner Wohnraum entstanden, mit Bambussesseln, einem Bücherregal, einigen Regalen aus Ebenholz und einem Schrank. Alles zusammen gab dem Raum ein richtig vornehmes Aussehen. Ich hatte schon eine Anzahl von Büchern über China gesammelt und verbrachte nun die meisten Abende mit Lesen in meinem Zimmer. Ich las über die Reisen und Entdeckungen von Sven Hedin in Westchina und Tibet und über chinesische Geschichte. Ich muß zugeben, daß mich dieses Studium viel mehr interessierte als die Arbeit, die ich im Büro verrichten mußte, meistens Verwaltungstätigkeiten in Verbindung mit Exportlieferungen. Mein direkter Vorgesetzter war ein ziemlich junger Mann. Er hieß Gerhard Schultz, sah aber trotz dieses Namens hundertprozentig jüdisch aus und war ein gerissener Geschäftsmann, der es verstand, von den Chinesen billigere Preise zu bekommen als unsere Konkurrenz, und so das Geschäft machte. Er konnte sehr ärgerlich werden, wenn wir ihn wegen seiner jüdischen Art „Moritz“ nannten, war aber sonst wirklich ein netter Kerl. Er hatte das Gehabe eines großen Geschäftsmannes, eine Eitelkeit, die er sein Leben lang behielt, aber wenn ich mit meiner Arbeit in Schwierigkeiten war, half er mir immer und wir gingen oft zusammen zu den Lagerhäusern der chinesischen Händler, um die Ware zu inspizieren und zu sehen, was für den Versand fertig war. Er hat mich in alle Geheimnisse des Geschäftslebens eingeweiht.

Wir sind zusammen nach Tsingtau gegangen, zum deutschen Heer, und zusammen haben wir fünf Jahre in japanischer Kriegsgefangenschaft verbracht. Später eröffnete er dann ein eigenes Geschäft und hat eine Zeitlang einen blühenden und profitablen Handel mit England und China getrieben. Nach dem Zweiten Weltkrieg besuchte er mich einmal in Ogikubo in Tōkyō und schickte meinen Kindern Schokolade, als so etwas kaum zu bekommen war. Nach dem Krieg hat er sich dann in Chile niedergelassen, und wir haben mit seiner Firma, Mathiesen & Co. in Valparaiso in Chile ein wenig Handel getrieben. Er starb vor einigen Jahren.

Die jüngeren Angestellten von Arnhold, Karberg & Co. hatten

ihre gemeinsamen Mahlzeiten in dem Speisesaal, wo uns der chinesische Koch für verhältnismäßig wenig Geld gutes Essen servierte. Chinesisch aßen wir niemals, wenn wir nicht von chinesischen Freunden in ein Restaurant eingeladen wurden, und es wird wohl für den Koch nicht leicht gewesen sein, uns alle zufriedenzustellen, denn wir waren ein bunter Haufen von jungen Leuten aus England, Frankreich und Deutschland, von denen jeder seine eigenen Vorlieben hatte.

Meine Kollegen aus dieser Zeit sind alle schon gestorben. Ein Franzose aus der Seidenabteilung wurde eines Tages krank. Der einzige englische Arzt auf der Insel hatte den Verdacht, es könnte eine Blinddarmentzündung sein. Ich wurde gebeten, den jungen Mann nach Hongkong zur Operation zu bringen, aber als man seinen Bauch öffnete, fand man, daß es nicht Blinddarmentzündung war, was er hatte, sondern ein typhoides Fieber. Bald nach der Operation starb er.

Johnson, ein anderer Deutscher, ein athletischer Sportler, hatte im deutschen Heer gedient und war äußerst unzufrieden damit, wie man ihn dort behandelt hatte. Als er ein englisches Mädchen heiraten wollte, stellte man fest, daß er gar nicht die deutsche Staatsangehörigkeit hatte, denn sein Vater war Däne gewesen. Obwohl dieser sein ganzes Leben in Deutschland verbracht hatte, hatte er doch nie die deutsche Staatsangehörigkeit erworben. Johnson konnte nun zwischen deutscher, britischer und dänischer Nationalität wählen und entschied sich schließlich für die deutsche. Aber ein paar Monate nach seiner Hochzeit brach dann der Erste Weltkrieg aus, und er hatte in Tsingtau im deutschen Heer zu dienen. Er kam in dasselbe Gefangenenlager wie ich, wo er übermäßig zu trinken begann. Nach dem Krieg ging er wieder nach China, wo er aber bald starb, wie es hieß, weil er zuviel getrunken hatte.

Der Engländer in unserer Gruppe, ein sehr netter Mensch und guter Ingenieur namens Langdon, wurde im Ersten Weltkrieg zum britischen Heer eingezogen und ist in Belgien gefallen. Ich hatte ihn sehr gern, wir sind oft zusammen ausgeritten oder ein wenig in den Bergen von Kanton gewandert. Es tat mir sehr leid, von seinem Tod zu hören.

Nach dem Abendessen versammelten sich die meisten Ausländer auf Shameen im Club, wo man Karten oder Billard spielte und Whisky mit Soda trank. Einmal pro Woche wurde im Club ein meist sehr alter Film gezeigt und einmal pro Jahr trat eine Komö-

dianten- oder eine Mädchentanzgruppe zur großen Begeisterung aller auf.

Man ruderte gerne in kleinen schlanken Rennbooten auf dem Perlenfluß und ein- oder zweimal pro Jahr wurde zusammen mit dem Ruderklub von Hongkong ein Bootsrennen veranstaltet. Ich ruderte auch sehr gerne, aber an den Rennen konnte ich wegen meiner Herzschwäche nicht teilnehmen. Wir spielten auch Tennis und Fußball auf einem Platz gleich vor unserem Büro und hatten auch ein nettes Schwimmbecken zur Verfügung, das ich am liebsten mochte, obwohl das Wasser darin von der gleichen bräunlichen Farbe war wie der Perlenfluß.

Ich hielt mich auf der Insel Shameen niemals länger auf als absolut nötig war. Ich streifte gerne durch die engen Straßen der chinesischen Stadt, zusammen mit einem Freund, der das gleiche Interesse hatte, ein junger Angestellter einer anderen deutschen Firma. Sein Name war Oskar May, er lebt immer noch und wohnt in Deutschland irgendwo bei Hamburg. Er geriet auch in das Gefangenenlager bei Bando, danach verlor ich ihn für eine Reihe von Jahren aus den Augen. Als ich während des Zweiten Weltkriegs in Berlin war, trafen wir uns zufällig und konnten unsere Freundschaft erneuern. Er hatte einen Bruder in Tientsin, der mit einer Chinesin verheiratet war und zwei Töchter hatte, von denen Helene May unter den Deutschen in Tōkyō recht berühmt wurde. Manchmal denke ich heute noch darüber nach, was wohl aus Helene May und ihrer ebenso schönen Schwester geworden sein mag.

Die chinesischen Läden hatten gewöhnlich eine offene Vorderfront, und ich sah den Leuten gern zu, wie sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein arbeiteten. Wir sahen, wie sie schöne Möbel aus Ebenholz herstellten, in Elfenbein und Jade schnitzten oder Stickereien für Blusen oder Kissen anfertigten. Es gab Läden, wo langhaarige koreanische Tigerfelle verkauft wurden oder reich bestickte Mandarin-Mäntel, und es gab Buchläden mit Büchern in chinesischer Schrift, die ich leider überhaupt nicht lesen konnte. Ich hatte schon ein deutsches Buch über die chinesische Literaturgeschichte gelesen und hätte wirklich gerne die klassischen Schriften des Konfuzius im Original kennengelernt. Wir, zwei Deutsche, ein Amerikaner und ein Schweizer, begannen, Chinesischstunden zu nehmen. Unser Lehrer war ein Deutscher in mittleren Jahren, der ganz allein für sich in einem kleinen Haus auf der Insel Shameen lebte und allgemein für einen Missionar, Lehrer oder

Zoologen gehalten wurde. Ich habe nie erfahren, was er wirklich war, es hat mich auch nicht sehr interessiert. Die anderen Ausländer auf der Insel schienen ihm aus dem Weg zu gehen. Er war immer ein wenig schäbig gekleidet und galt als ein Exote, der sich mit Chinesen befreundete, auch wie ein Chinese lebte und Tee trank anstatt Whisky und Soda. Er konnte fließend Chinesisch sprechen und lesen. Ich profitierte viel von seinem Unterricht im Kanton-Dialekt. Ich bin sicher, daß ich im Unterricht bessere Fortschritte machte als alle anderen, denn ich war wirklich lernbegierig. Ich half dem Lehrer bei den Tipparbeiten für ein Buch mit chinesischen Geistergeschichten, aber er war wirklich exzentrisch. Sein Haus war voller Schlangen, die einem Besucher schon im Hauseingang entgegenkamen. Die Chinesen erzählten, wenn er eine Straße entlangginge, dann kämen die Schlangen aus ihren Löchern und würden sich vor ihm verbeugen.

Ich erinnere mich, daß ich einmal mit ihm auf der Insel spazierenging und beiläufig bemerkte, daß es auf der Insel keine Schlangen zu geben scheine, als er lachend auf zwei Schlangen hinwies, die gleich neben uns im Grase krochen.

Nach vielen Jahren fand ich zufällig seinen Namen, Greiser, in einem Verzeichnis von früheren Bewohnern in Fernost. Ich schrieb ihm, um ihm mitzuteilen, daß sein Unterricht schließlich doch ein Ergebnis erbracht hätte und er antwortete mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß sein früherer Schüler ihn noch nicht vergessen hätte. Er lebte nun zurückgezogen in einer kleinen deutschen Stadt.

An Sonntagen machten wir oft Ausritte oder Wanderungen in das Hinterland, eine wunderschöne Hügelgegend. Die meisten anderen Bewohner der Insel hingegen dachten gar nicht daran, Shameen zu verlassen oder sich unter die Chinesen zu mischen. Es hieß, es sei gefährlich, man könne Räubern oder Piraten in die Hände fallen, aber uns ist so etwas nie zugestoßen. In meiner Schreibtischschublade in Shameen hatte ich eine Pistole, die ich aber niemals mitnahm, seitdem ich gelesen hatte, daß ein Reisender in China mit einem Kind im Arm viel sicherer sei als mit einem Gewehr. Wir übernachteten oft in einem Tempel, wo uns die Mönche freundlich aufnahmen und für uns Reis kochten, den wir mit mitgebrachtem Dosenfleisch zu einer schmackhaften Suppe mischten. Müde von unser langen Wanderung schliefen wir dann gut auf der offenen Veranda des Tempels.

Die Pferde, mit denen wir manchmal ausritten, waren alte Ponies von den Rennplätzen in Shanghai oder Hongkong. Sie hatten ein hartes Maul und waren nicht mehr zu bremsen, wenn sie einmal zu laufen angingen, und das taten sie immer, wenn sie hinter sich ein anderes Pferd hörten. Trotz der kleinen Unfälle, die dabei häufig passierten, war es ein Riesenspaß, und die Flasche Champagner, die wir danach tranken, war ungemein erfrischend und anregend.

Wir fühlten uns zwar sicher auf unseren Ausflügen in das Land, aber für die Bauern, die nicht an Ausländer gewöhnt waren, müssen wir ein furchterregender Anblick gewesen sein. Die Kinder rannten so schnell sie konnten davon, um dann hinter Türen oder Bäumen hervorzulugen. Einmal gingen wir gerade an einer Kanalböschung entlang, wo uns eine Gruppe von Kindern erst bemerkte, als wir schon ganz nahe herangekommen waren. Wie gewöhnlich rannten sie in aller Eile davon, aber ein kleiner Junge rutschte aus und fiel in den Kanal. Ich bekam ihn an seiner dicken, wattierten Kleidung, die ihn über Wasser hielt, zu fassen und versuchte, ihn wieder auf die Füße zu stellen, aber der arme Junge dachte anscheinend, daß ihn nun der Leibhaftige geholt hätte und er hörte nicht auf zu weinen. Als er schließlich bemerkte, daß er immer noch am Leben war, rannte er schnell zu den anderen Kindern, die uns von ferne zuschauten.

Fast alle männlichen Bewohner von Shameen waren Mitglieder des sogenannten S. D. C., dem Shameen Defence Corps, einer militärischen Organisation, deren Aufgabe es war, die Insel gegen überraschende Angriffe von Piraten und Räubern zu verteidigen. Manchmal fuhren wir mit der Bahn zu den Neuen Territorien von Kow Loon bei Hongkong, wo wir in Zelten kampierten, Schießübungen und Wettkämpfe machten. Ich war ein ganz passabler Schütze, aber als einmal ein britischer General das S. D. C. inspizierte, stand ich, wie ich mich erinnere, mit dem Gewehr an der falschen Seite stramm. Der General lächelte nur, und zeigte mir, wie man das Gewehr richtig hält. Manchmal gab es Gerüchte, daß Piraten den Perlenfluß heraufkämen, um die Insel anzugreifen, dann wurden wir nachts herausgerufen, um den Weg, der um die Insel herumführte, zu sichern. Daraufhin kam immer unser Kommandeur vorbei, begleitet von zwei chinesischen Boys, die einen Korb trugen, und bot jedem, den er auf seinem Posten vorfand, einen Whisky mit Soda an. Zum Glück sind niemals wirklich Piraten gekommen, denn die Soldaten waren nicht mehr sehr

kampfstark, nachdem sie ein paar Gläser Whisky hinuntergekippt hatten.

Der Fluß, wie die Chinesen einfach zum Perlenfluß sagten, war für das Leben der Stadt Kanton von großer Bedeutung. Sein Wasser war nicht nur erdbraun, sondern auch äußerst schmutzig, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, wie viele Menschen in der Stadt wohnten, und wie viele Boote es gab, in denen sich Tag und Nacht ein Großteil der Bevölkerung aufhielt. Es war uns streng verboten, irgendwo im Fluß zu schwimmen, aber wir konnten doch der Versuchung nicht widerstehen.

Manche der Ausländer von Shameen besaßen auch Hausboote, große, flache Boote, auf denen ein kleines Haus aufgebaut war. Sie waren etwas stromaufwärts vertäut und blieben dort während der Sommermonate. Wir fuhrten oft mit dem Motorboot dorthin, um ein paar Tage Erholung und Ruhe zu genießen. Es war sehr angenehm zu schwimmen, obwohl das Wasser manchmal nicht ganz so sauber war, wie wir dachten. Manchmal konnte man eine Leiche vorbeitreiben sehen, und in einem Dorf konnten wir beobachten, daß die Bewohner ein paar Räuber gefangen hatten. Sie hatten sie gefesselt, in den Fluß geworfen, und alle Bauern hatten sich versammelt und schossen mit alten Gewehren auf sie. Auf einem dieser Streifzüge entdeckten wir auch den Ort, wo die Leute unerwünschte Neugeborene wegwarfen. Eine Baumgruppe in einer seichten Stelle des Flusses war der Friedhof. Wir fanden in den Ästen kleine Lumpenbündel und erschraken furchtbar, als wir entdeckten, daß sie tote Babies enthielten, die nach und nach in den Fluß fielen und dann nach Hongkong und ins offene Meer trieben.

Das Leben war hart in den Dörfern und kleinen Städten im alten China und hatte nicht Platz für jeden. Alle Bauern trugen das ganze Jahr über einen indigofarbenen Anzug, halb lange Hosen und eine Jacke, in den meisten Fällen war das ihr einziger Besitz. Nur die kleine Zahl von Beamten, Ladenbesitzern oder Fabrikeignern gehörte zur besseren Klasse der Gesellschaft. Am Abend konnte man sehen, wie sie vor ihren Läden standen und ihren nackten Bauch herausstreckten, um jedem zu zeigen, daß sie nicht zur Klasse der armen Teufel gehörten, die für sie arbeiteten. Ihr dicker Bauch zeigte, daß sie reich genug waren, um sich sattzuessen, was ihnen Kreditwürdigkeit bei Banken und Geldverleihern gab.

Über die Zeit in Kanton könnte man noch viel erzählen, über die rauschenden Feste auf von unzähligen Laternen illuminierten Hausbooten, zu denen uns öfter chinesische Händler einluden. Dort dauerte das Abendessen von sechs Uhr nachmittags bis drei Uhr morgens, wenn die meisten von uns schon ganz krank waren und nach Hause ins Bett getragen werden mußten. Manchmal gingen wir unter dem Vorwand, zum Zahnarzt zu müssen, nach Hongkong hinunter; in Wirklichkeit wollten wir nur einmal wieder mit der großen Welt in Berührung kommen. Es gab ungemein turbulente Parties im Club von Shameen, wenn die Sportler nach dem Bootsrennen wieder Alkohol trinken durften und in ihrer Begeisterung den ganzen Club durcheinanderwarfen und die Marmortische und Kristalllüster zu Schutt verarbeiteten.

Erster Weltkrieg in Fernost

Es ist nun aber genug erzählt worden über die zwei Jahre in Kanton, die doch insgesamt sehr ruhig verlaufen sind. Ich hatte vor, nach Ablauf meines ersten Vertrages mit der Firma eine längere Reise nach Westchina zu unternehmen, denn nach drei Jahren Dienst hatte ich ein Anrecht auf sechs Monate Urlaub. Aber das Schicksal hatte etwas anderes mit mir vor.

In Kanton waren wir doch ziemlich weit vom Schuß. Nachrichten erreichten uns erst, wenn sie schon so alt waren, daß sie keinen mehr interessierten.

Zum Schluß haben nur ein paar von uns überhaupt noch Zeitungen gelesen, so daß uns die Nachricht, daß in Europa Krieg ausgebrochen sei, völlig unerwartet traf. Wir als Deutsche lebten in Kanton auf britischem Konzessionsgebiet und empfanden international, nicht nationalistisch. So konnten wir kaum glauben, daß jetzt auf einmal Krieg sein soll zwischen Deutschland und Großbritannien, wo wir so gute Freunde waren. Jedenfalls, so glaubten wir, würde man sich in Europa bald wieder verständigen. Aber vielleicht war es auch ganz lustig, nun nach Tsingtau in Nordchina, das damals eine deutsche Kolonie war, zu fahren, im dortigen kühlen Klima ein paar Monate zu verbringen und ein bißchen Soldat zu spielen. Aber wiederum entschied das Schicksal anders für mich.

Ich habe immer noch ein Fotoalbum mit Bildern aus meinem Leben während dieser zwei Jahre in Kanton vom August 1912 bis zum August 1914.

Als wir uns, ein halbes Dutzend junger Deutscher, auf den Weg nach Tsingtau machten, wußte ich noch nichts von den Schrecken des Krieges. Ich hatte zwar viele Berichte gelesen, über Heldentaten im Krieg gegen Frankreich 1870/71 oder im Krieg der Holländischen Siedler in Südafrika gegen die Briten und im Russisch-Japanischen Krieg, aber sie alle hatten den Krieg nur verherrlicht. „Es gibt keinen besseren Tod als den auf dem Schlachtfeld“, schrieben die Autoren, und mir war die Gefahr egal. England hatte Deutschland noch nicht den Krieg erklärt, und niemand dachte daran, daß sich Japan auf die Seite der Feinde Deutschlands schlagen würde. So schien es in Tsingtau keineswegs gefährlich zu sein. Dorthin auf den Kriegspfad zu gehen, erschien uns vielmehr als eine willkommene Abwechslung.

Wir schifften uns auf einem chinesischen Dampfer ein, der nach Shanghai fuhr und vor feindlichen Angriffen sicher zu sein schien. Von dort aus nahmen wir den Zug, der uns nach einer Fahrt von ein paar Tagen nach Tsingtau brachte. Man brachte uns sofort in die Kaserne und steckte uns in Uniformen. Jeder versuchte, eine möglichst gut passende, schneidige Garnitur zu bekommen. Unsere Einheit hieß Marineinfanterie und gehörte eigentlich zur Marine, sollte aber ausschließlich auf dem Land operieren. Die Garnison in Kiantschau, wie die Kolonie genannt wurde, war nur 3000 Mann stark und wurde jetzt durch etwa tausend Mann aus allen Gegenden Chinas und Japans auf etwa 4000 Mann verstärkt.

Nur ein paar Tage in Tsingtau reichten aus, um mir beizubringen, daß Soldat sein nicht heißt, ein Gewehr in die Hand zu nehmen und den Feind zu suchen, sondern daß es aus Stubewischen, Toilettenputzen, Uniformknöpfe polieren und Schuhewischen besteht und darin, immerzu angebrüllt zu werden und gesagt zu bekommen, daß man zu überhaupt nichts taugt. Es hieß auch, stundenlang in einer Reihe zu stehen und zu warten, daß irgendetwas passierte. Nachdem wir unsere Gewehre empfangen hatten, war das erste, was ich tat, es sorgfältig zu reinigen, wie ich es beim Selbstverteidigungskorps in Shameen gelernt hatte. Dann kam der Befehl, daß alle Gewehre am Nachmittag zwischen drei und vier Uhr zu putzen seien. Mein Gewehr war in bestem Zustand, und ich las gerade in meiner chinesischen Grammatik, als der Unteroffizier in die Stube trat. Als er mich lesen sah, fragte er mich, ob ich nicht wußte, daß jetzt Gewehrreinigen befohlen sei. Als ich antwortete, daß ich das schon am Morgen getan hätte, wurde der Unteroffizier ganz unglaublich wütend. Für ihn war ich

schlimmer als ein Verbrecher, weil ich diesen Befehl nicht befolgt hatte, und von da an haßte er mich, was noch sehr unangenehme Folgen für mich hatte.

Wir waren noch kaum ausgebildet, als Japan Deutschland den Krieg erklärte und den Angriff auf Tsingtau vorbereitete. Unsere Einheit wurde in die vorderste Verteidigungslinie geschickt, und am 8. November wurde Tsingtau von einer 40 000 Mann starken japanischen Armee eingenommen, gegen die wir keine Aussichten hatten, standzuhalten, und als der letzte Angriff bevorstand, wurde Befehl zur Kapitulation gegeben. Ein paar Tage später wurden wir als Kriegsgefangene nach Japan gebracht.

Über die Ereignisse in Tsingtau während des Krieges habe ich damals ein paar Notizen gemacht, die man in meinen alten Schriften unter dem Namen „Tagebuch von Tsingtau“ finden kann.

2. Kapitel

Vom Kriegsgefangenen zum Japankaufmann

Kriegsgefangen in Japan

Tsingtau wurde an einem sonnigen Tag Anfang November 1914 eingenommen, und wir Kriegsgefangenen verbrachten die folgende Nacht auf einem furchtbar kalten Feld, schutzlos der Kälte ausgesetzt. Natürlich hatten wir auch keine Decken, und so gingen die meisten von uns die ganze Nacht im Kreis herum, um am Leben zu bleiben. Wir überlegten uns, ob wir fliehen sollten. Es wäre vielleicht möglich gewesen, aber wo hätten wir denn hingehen können, in dem unendlichen Land, ohne einen Pfennig Geld und ohne die Landessprache zu kennen. Es schien schließlich doch sicherer zu sein, wenn wir beieinanderblieben. Nach ein paar Tagen wurden wir zum Meer hinuntergebracht, wo uns eine Anzahl kleiner Dampfer aufnahm, die sofort nach Japan ausliefen.

Es war keine angenehme Überfahrt. Wir waren auf dem Dampfer dicht an dicht gepackt und mußten die ganze Zeit auf Brettern liegen, wobei die Füße des Hintermannes mein Gesicht berührten und nicht allzugut rochen. Aber es war doch besser als die letzten Nächte, und wir konnten alle gut schlafen bis zum nächsten Morgen, als das Schiff die Inlandsee erreichte. Wir krochen an Deck und bewunderten die schöne Landschaft, die kleinen grünen Inseln und den warmen Sonnenschein auf dem Land, das das Schicksal für uns für die nächsten fünf Jahre ausgesucht hatte. Unser Dampfer landete mit etwa 300 Gefangenen an Bord in dem kleinen Hafen von Tadotsu, bei Marugame auf der Insel Shikoku. Am Strand reihte man uns auf, und wieder wurde ich vom Unteroffizier gescholten, weil ich mit den Gedanken woanders war und beim Zählen nicht aufpaßte. Nachdem sich alle über die exakte Anzahl der Kriegsgefangenen, die mit diesem Dampfer gekommen waren, geeinigt hatten, marschierten wir auf einer kleinen Dorfstraße zu dem Tempel, der für die nächste Zeit unser Heim werden sollte. Die Ortseinfahrt war mit Blumen geschmückt, und über der Straße hing zu unserem größten Erstau-

nen ein blumenbekröntes Schild mit der deutschen Aufschrift:

„Herzlichst und mitleidvollst willkommen.“

Ich glaube nicht, daß jemals irgendwo Kriegsgefangene mit so warmen Worten empfangen worden sind, die unser Herz wirklich erwärmten, was wir auch alle sehr nötig hatten.

Als wir so die Straße entlangmarschierten, standen manchmal Ansammlungen von Menschen am Straßenrand, um uns zu sehen. Die meisten starrten uns nur mit ausdruckslosem Gesicht an, manche ein wenig furchtsam, andere machten ein freundliches Gesicht oder schienen sich über irgendetwas an uns zu amüsieren, vielleicht unsere roten Gesichter oder unsere großen Nasen. Haß haben wir mit Sicherheit niemals in diesen Gesichtern gesehen, Haß auf uns feindliche Soldaten oder auch nur Abneigung. Und auch während all der langen Jahre unserer Gefangenschaft in Japan begegneten uns immer alle Japaner mit Sympathie und hilfsbereiter Freundlichkeit, sofern wir ihnen ebenfalls freundlich begegneten.

Der Tempel, der nun unser Heim wurde, war das schönste und größte Gebäude in ganz Marugame. Wir einfachen Soldaten hatten jeder eine Matte zum Schlafen in der großen Tempelhalle, die Offiziere bekamen ein kleineres Gebäude. Vor dem Tempelgebäude befand sich ein weiter Hof, in dem eine Küche, Waschräume im japanischen Stil und ein Bad neu gebaut wurden. An den Seiten der großen Halle wurden ein paar kleinere Räume eingebaut, in denen wir tagsüber an einem großen Tisch sitzen konnten und wo wir auch aßen. Einige von uns konnten ein bißchen kochen, und so konnten wir bald damit beginnen, unser Essen selbst zuzubereiten. Wir bekamen den gleichen Sold wie die japanischen Soldaten und dazu noch ein bißchen Geld von Deutschen, die in Japan lebten und nicht interniert worden waren, so daß wir durchaus genug zum Leben hatten.

Zum Glück war keinerlei militärische Ausbildung oder Exerzieren gestattet, so daß wir nichts zu tun hatten, außer unsere Sachen in Ordnung zu halten. Jeder mußte ein paar Tage lang im Monat in der Küche helfen, Badewasser holen oder die Räume und Höfe des Tempels putzen. Die restlichen Tage saß man einfach in der Sonne, spielte Karten oder unterhielt sich über irgendetwas. Wer von uns in China bei einer deutschen Firma angestellt gewesen war, bekam bald die freudige Nachricht, daß er während der Gefangenschaft einen kleinen Geldbetrag (ca. 50,- Yen monatlich) erhalten würde. Dieses Geld gaben wir zum Teil dafür aus, daß wir die anderen, die kein solches regelmäßiges Einkommen hatten,

unsere Küchenarbeit und anderes machen ließen. So wurde das Geld, das nur wenige von uns erhielten, doch an alle verteilt, und wir waren bald eine durchaus gut funktionierende Gemeinde. Wir durften alles kaufen, wofür wir Geld hatten. Ein paar japanische Händler, die alles beschaffen konnten, was man nur wollte, kamen täglich ins Lager. Ihr bestes Geschäft machten sie mit Bier. Eine große Flasche kostete damals 28 Sen, und eine große Anzahl von ihnen wurde jeden Tag geleert. Bier wurde zu unserer Geldeinheit, so daß wir schließlich alles nur noch in der Bierflaschenwährung kalkulierten.

Ich dachte nicht im geringsten daran, länger in Japan zu bleiben, als unbedingt sein mußte. Ich wollte sobald wie möglich wieder nach China zurück, wo ich viel bessere Chancen für eine erfolgreiche und interessante Arbeit sah. China schien mit seiner großen Bevölkerung und seinen reichen Bodenschätzen großartige Möglichkeiten für den richtigen Mann zu bieten. Darüber hinaus waren seine lange Geschichte, seine Philosophie und Kunst, sowie die exotische Religion und Folklore faszinierende Studiengegenstände.

Japan schien im Gegensatz dazu bereits vollkommen verwestlicht zu sein. Es schien hier nichts mehr zu studieren zu geben; jeder, der von einer Reise nach Japan zurückgekommen war, erzählte nur von der Schönheit des Fujisan und den Geishas. Das alles schien mir nicht der Mühe wert zu sein.

Das jedenfalls war die Meinung der meisten Ausländer, die in Fernost lebten. Man hatte uns erzählt, es sei viel leichter, unter den Chinesen Freunde zu finden, als unter den Japanern, die viel zu nationalistisch wären, um jemals ein wirklicher Freund eines fremden Barbaren zu sein. Außerdem glaubte man, der Umgang mit Japanern sei schwierig, weil sie sich immer mit einem Nebel von Freundlichkeit umgäben und niemals sagten, was sie wirklich dachten.

So war es kein Wunder, daß ich überhaupt nicht daran dachte, in Japan zu bleiben. Mir war jedoch andererseits nicht unbekannt, daß es auch in China nicht so ganz einfach war, Erfolg zu haben und hatte von manchem gehört, der in China untergegangen oder vom rechten Weg abgekommen war.

Als wichtigste Vorbedingung für den Erfolg war es erforderlich, die chinesische Sprache gut zu beherrschen. Ich war fest entschlossen, mir das in den langen Mußestunden im Gefangenenlager zu erarbeiten.

Ich mußte wieder ganz von vorne beginnen, der Dialekt von Kanton, den ich ein wenig zu sprechen gelernt hatte, war nur in einem vergleichsweise kleinen Gebiet gebräuchlich. Um in ganz China durchzukommen, mußte man Kuan hua beherrschen, also den Pekinger Dialekt, die offizielle Umgangssprache. Einige unserer Mitgefangenen kamen aus Nordchina, wo sie ein wenig von der gesprochenen Sprache kennengelernt hatten, und die mir ein bißchen Unterricht in der Aussprache geben konnten. Aber deren Sprachkenntnisse waren auf das begrenzt, was man braucht, um mit Dienern und Untergebenen zu sprechen, und außerdem wußten sie nichts über die Schriftsprache.

Zum Glück waren wir bald in der Lage, Bücher zu bekommen, und in den fünf Jahren meiner Gefangenschaft habe ich nahezu alle erhältlichen Chinesischlehrbücher auf deutsch, englisch oder französisch durchgearbeitet. Wenn ich mit einem neuen Buch begann, teilte ich die Zahl der Seiten auf die Tage auf, die ich mir selbst als Zeit festgesetzt hatte. Zum Schluß beherrschte ich etwa 5000 chinesische Schriftzeichen, die ich alle mit einem Pinsel auf kleine Karten schrieb und die Bedeutung auf die andere Seite. Einen Stoß dieser Karten trug ich immer bei mir, um sie wieder und wieder zu wiederholen.

Ich habe auch eine ganze Anzahl chinesischer Klassiker gelesen, das Lun yu (*rongo*) von Konfuzius und die Bücher von Mencius. Ich glaube, daß die Gedanken von Konfuzius, ein gesunder Menschenverstand und seine Lebensanschauung, einen großen und dauerhaften Eindruck auf mich gemacht haben.

„Was ich nicht mag, daß die Leute mir zufügen, das mag ich auch ihnen nicht zufügen.“

„Lernen und fortwährend üben: Ist denn das nicht auch befriedigend?“

„Wenn man noch nicht das Leben kennt, wie sollte man den Tod kennen?“

Später fand ich dann einige dieser Sätze in einer japanischen Mitschrift und habe daraus ein *kakemono*, eine Bildrolle, gemacht, das sich heute noch unter meinen Papierrollen befindet, wenn es auch im Laufe der Zeit etwas lädiert worden ist.

In dem Gemeinschaftsraum, wo ein jeder sich unterhielt, Karten spielte oder trank, konnte ich nicht studieren. Darum konstruierte ich aus alten Bierkästen einen Tisch und einen Stuhl, beides trug ich im Frühling in eine Ecke des Gartens, wo ich ungestört lernen konnte. Im Garten stand ein kleiner Kirschbaum, und

wenn er blühte, dann stellte ich meinen Tisch unter seinen Ästen auf und vertiefte mich in meine Bücher. Ich vergaß die Welt, die mich umgab. Wenn es kälter wurde, zog ich mich unter den Balkon des Tempels zurück. Der Fußboden des Tempels lag gut zwei Meter über dem Erdboden. Um die Haupthalle lief eine große Veranda, unter der ich meinen Tisch und meinen Stuhl aufstellte. Als die Tage dann noch kälter wurden, teilte ich den Raum nach und nach mit Strohmatten ab, baute ein Bücherregal und machte diesen Platz schließlich zu einem ganz gemütlichen Studierzimmer. Unsere japanischen Wachen hatten nichts dagegen, als sie sahen, wofür der Raum verwendet wurde.

Fast mein ganzes Geld habe ich für Bücher verwendet und, während ich Chinesisch studierte, alle wichtigen Bücher über China, die auf Deutsch, Englisch oder Französisch geschrieben waren, gelesen. Aus diesen Büchern erhielt ich ein Bild von China als dem idealen Land, mit friedlichen Bewohnern von zivilisierter Lebensart, klug und geschickt in allen Arten von Handwerk und Kunst. Mein Verlangen, mehr von diesem wundervollen Land zu sehen, wurde immer stärker.

Der einzige Mann in unserem Lager, mit dem ich nicht auskam, war unser Unteroffizier. Er konnte mich immer noch nicht ausstehen, wohl weil sein Versuch, aus mir einen guten Soldaten zu machen, fehlgeschlagen war. Er wollte seine Autorität aufrechterhalten, indem er uns gymnastische Übungen befahl, und uns in einer Reihe aufstellte, um unsere Kleidung zu inspizieren, wobei er immerzu an mir etwas auszusetzen hatte. Ich beschwerte mich gegen den Zwang zu sportlichen Übungen, weil ich ein schwaches Herz hatte und bekam von dem japanischen Arzt ein Attest, das mich von Sport und schwerer Arbeit befreite. So konnte ich dem Unteroffizier entkommen und mich fortan ungehindert meinen Studien widmen.

Die meisten der etwa zwölf Mitgefangenen, mit denen ich den Tagesraum teilte, hatten privat in China gelebt und waren über Japan und China der gleichen Meinung wie ich. Nur einer von uns, er hieß Walter, hatte früher einige Jahre in Yokohama gewohnt und bemühte sich nun vergeblich, uns davon zu überzeugen, daß das Leben in Japan nicht so schlecht sei, wie wir dachten. Er war etwa 30 Jahre alt, während wir kaum über 20 waren und ihn für uralt und deshalb ein wenig senil hielten, was vermutlich seine merkwürdigen Ansichten über Japan erklärte.

Zu Weihnachten und anderen Festen schickte uns die deutsche

Gemeinde in Japan Geschenke, etwas Gutes zum Essen oder Trinken. Manchmal wurden die Spender wahrscheinlich von ihren Lieferanten betrogen, denn ich erinnere mich, wie wir einmal eine Anzahl von Rumflaschen bekamen, um uns in den kalten Tagen zu Weihnachten und Neujahr ein wenig aufzuwärmen. Ich trank ungefähr einen Viertelliter von diesem Rum mit heißem Wasser verdünnt und bald, nachdem ich das Zeug heruntergeschluckt hatte, wurde mir schrecklich übel. Ich legte mich auf meine Matte und war während der ganzen Nacht unfähig, auch nur einen Finger zu bewegen. Mit geschlossenen Augen lag ich da, konnte alles um mich herum deutlich hören, aber weder sprechen noch auch nur meine Augen öffnen. Sehr spät muß ich dann eingeschlafen sein und hatte rasendes Herzklopfen, als ich wieder aufwachte. Ich war direkt erstaunt, daß ich noch am Leben war. Einige meiner Kameraden hatten ähnliche Erfahrungen gemacht. Es muß giftiger Alkohol in diesen Rumflaschen gewesen sein, deren Etikett – ich erinnere mich noch gut – einen betrunkenen Neger in einem großen Stuhl zeigte. Ein paar Stunden später – es war gerade Neujahrstag – durften wir einen Spaziergang in der Umgebung von Marugame machen. Die frische Luft richtete mich wieder ein bißchen auf, obwohl ich kaum fähig war, mich auf den Beinen zu halten.

Als wir in das Gefangenenlager in Marugame gekommen waren, hatte jeder geglaubt, wir würden nach ein paar Monaten wieder in Freiheit sein. Aber die Kämpfe in Europa hielten an. Rußland war unter seiner Revolution zusammengebrochen und hatte Frieden mit Deutschland geschlossen. Keine der beiden kämpfenden Parteien schien den Gegner niederzwingen zu können. Die Alliierten versuchten Deutschland vom Rest der Welt zu isolieren, um zu verhindern, daß Nachschub Mitteleuropa erreichte, und auf der anderen Seite sandten deutsche U-Boote viele britische und neutrale Schiffe auf den Meeresgrund und versuchten damit, England auszuhungern. Dann traten die USA in den Krieg ein und es schien nicht die geringsten Aussichten auf einen baldigen Frieden zu geben. Im Laufe der Zeit wurde unser Los, Kriegsgefangener zu sein, immer bedrückender.

Der Kirschbaum im Hof blühte schon zum zweiten Mal, als man uns mitteilte, daß wir in ein anderes Lager verlegt werden sollten, ein Barackenlager, das nahe bei der kleinen Stadt Bando in der Präfektur Tokushima für uns errichtet worden war. Nicht nur wir, sondern auch die Soldaten aus anderen Gefangenenlagern in

Shikoku kamen in dieses neue Lager, das insgesamt 1000 Mann aufnehmen sollte. Es war, glaube ich, Frühjahr 1917, als der eigentliche Umzug stattfand. Wir hatten uns schon an den alten Tempel, wo wir zwei Jahre lang gewohnt hatten, gewöhnt, und waren über den Transfer nicht sonderlich erfreut. Das neue Lager bestand aus hölzernen Baracken mit einem großen Tor an beiden Seiten, einem breiten Durchgang in der Mitte und einer erhöhten Plattform rechts und links davon, auf der wir wohnen sollten. Es gab keine Tische, weder Stühle noch *tatami*-Matten, nur die Holzdielen. Aber durch Verhandlungen mit dem befehlshabenden japanischen Offizier konnten wir einige Verbesserungen erreichen. Die große Halle wurde in viele kleine Räume aufgeteilt, jeder für acht Gefangene. Wir bekamen auch Tische und Stühle und es wurde doch für die meisten von uns noch ganz gemütlich.

Nachdem ich die Baracken zum ersten Mal gesehen hatte, mochte ich den Gedanken, hier zu leben, überhaupt nicht, und beantragte die Aufnahme in das Krankenhaus. Dem wurde wegen meines schwachen Herzens stattgegeben, und im Hospital fühlte ich mich ein wenig wohler als in der Menschenmenge in den Baracken. Aber als die Gefangenen vom Lager Matsuyama ankamen, kamen auch einige neue Patienten ins Krankenhaus. Einer hatte TBC und die beiden anderen waren geisteskrank. Ein paar Stunden, nachdem sie angekommen waren, war ich – offensichtlich genesen – wieder in den Baracken. Aber das Leben dort konnte ich nicht lange aushalten. Ich suchte wieder unseren Arzt auf, der mein Herz sorgfältig abhorchte und mich dann in das Militärhospital in Tokushima einwies, wo ich, glaube ich, vier Wochen blieb. Ich erinnere mich, daß ich mich dort lange mit japanischen Soldaten unterhalten habe, obwohl ich kein Wort Japanisch sprach und sie kein bißchen Englisch oder Deutsch konnten. Aber mit unseren Händen und Gesten konnten wir dem anderen sehr gut verständlich machen, was wir sagen wollten.

Im Hospital wurde ich mit dem japanischen Arzt, der für die Gefangenen zuständig war, gut bekannt. Als Dolmetscher diente ihm Albert Werner, einer der Gefangenen vom Lager Matsuyama, der damals nur ein bißchen Japanisch konnte. Der Arzt konnte noch weniger Deutsch, aber irgendwie haben es die beiden immer geschafft, mit den wenigen Wörtern, die sie wußten, auszukommen. So befreundete ich mich auch mit Albert Werner, und als er wenig später offiziell als Dolmetscher für dieses Hospital angestellt wurde und die Erlaubnis bekam, einen eigenen Raum für sich

in der Hospitalbaracke abzuteilen und einzurichten, konnte ich den Arzt zu der Erlaubnis bewegen, dieses Zimmer mit Albert zu teilen. So haben wir bis zum Kriegsende ein nettes Zimmer im Lagerhospital bekommen. Die Hospitalbaracke stand auf einem Hügel mit Ausblick über das Lager und die Umgebung.

Ich hatte ein bißchen Geld und konnte einen Schreibtisch, einen bequemen Stuhl und Bücherregale von Mitgefangenen machen lassen, die sich ein wenig dazuverdienen wollten. Nun konnte ich mit dem Chinesischstudium weitermachen. Jeden Monat kamen neue Bücher an, darunter auch das riesige Wörterbuch der chinesischen Sprache von Giles, das mehr kostete als drei Monatseinkommen. Ich habe es später in Tōkyō der Bibliothek der OAG geschenkt, die es heute noch besitzt.

Unter den Gefangenen, die im Lager von Bando einsaßen, gab es auch einige sehr fähige Sinologen, die bald damit begannen, Interessierten Unterricht zu geben. Da war Hermann Bohner, der vormalige Assistent von Richard Wilhelm, ein berühmter deutscher Missionar in China, der eine Anzahl klassischer chinesischer Werke ins Deutsche übersetzt hat. Bohner lehrte allerdings nicht chinesisch im Lager, sondern war vollauf mit anderen kulturellen Aktivitäten beschäftigt. Später ist er dann Lehrer an der Fremdsprachenschule in Ōsaka geworden und war der beste Japanologe in Japan. Dieser gute Freund von mir starb im Herbst 1969.

Mein Lehrer für klassisches Chinesisch war ein Mann namens Tittel. Er war schlank, hatte ein sonnenverbranntes Gesicht, beherrschte viele östliche Sprachen und hatte immer eine Flasche Whisky hinter dem Schreibtisch in seinem Unteroffizierszimmer stehen. Nach dem Krieg ging er dann nach Batavia und arbeitete für die dortige holländische Finanzbehörde. Ihm wurde die steuerliche Buchprüfung der chinesischen Handelsfirmen anvertraut, wofür ihn seine Kenntnisse der chinesischen und der malayischen Sprache speziell geeignet machte. Dieses Wissen hat womöglich nur ein paar Jahre später seinen frühen Tod verursacht. Gerüchten zufolge wurde er mit einem Cocktail vergiftet, der ganz feine Bambusfasern enthielt, die furchtbare Zerstörungen in den Eingeweiden anrichteten.

Ein anderer großer chinesischer Sprachwissenschaftler war Tiefensee. Er hatte in vielen Jahren harter Arbeit das Manuskript für ein umfangreiches chinesisches Lexikon druckreif fertiggestellt. Als Deutschland den Krieg verloren hatte und die Gefangenen nach Hause geschickt wurden, kam Tiefensee plötzlich auf den

Gedanken, die Umerziehung der deutschen Jugend sei viel wichtiger als das Studium der chinesischen Sprache und er warf im indischen Ozean sein wertvolles Manuskript über Bord.

Kurt Meißner war der Chefdolmetscher. Er war als junger Geschäftsmann – ich glaube 1906 – nach Japan gekommen und sprach gut Japanisch. Er gab Unterricht in Sprache und Schrift und stellte nebenbei das Manuskript einer japanischen Grammatik für deutsche Studenten fertig, die nach dem Krieg in Deutschland gedruckt wurde und viele Neuauflagen erlebte. Nach dem Krieg setzte Meißner seine erfolgreiche Laufbahn als Geschäftsmann fort und publizierte viele Schriften über japanische Themen.

Zunächst studierte ich nicht Japanisch unter seiner Anleitung, weil ich mich ganz auf Chinesisch konzentrierte, aber später, gegen Ende der Gefangenschaft, entschloß ich mich doch zum Japanischstudium, entlieh sein Manuskript, schrieb es in drei Monaten ab und lernte es gleichzeitig. Von 1920 bis 1945 war Meißner der führende Kopf der OAG, der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, und ich konnte ihm während der ganzen Zeit als Vizepräsident der Gesellschaft beistehen. Im Herbst 1963 ließ er sich dann in Hamburg nieder, um seinen Lebensabend dort zu verbringen.

Auch viele andere bedeutende Wissenschaftler aus verschiedenen Bereichen befanden sich im Lager, die jedoch alle nach dem Krieg wieder nach Deutschland zurückgingen. Unter den Gefangenen gab es einige, die ich von China her kannte und sogar ein paar, die mit mir in Bremen auf der Schule gewesen waren. Wir waren alle gute Freunde und schon bald beschäftigte sich ein jeder mit seinem Hobby. Musik- und Theatergruppen entstanden. Metzger und Bäcker eröffneten Läden, andere stellten Möbel her oder andere Dinge, die das Leben erleichterten und wieder andere druckten Bücher für die vielen von uns, die sich damit beschäftigten, über die verschiedensten Gegenstände zu schreiben. Für eines dieser Bücher habe ich einen Aufsatz über Geologie in China beigetragen und eine Übersetzung des alten Klassikers Tsien tze wen (jap. *Sen ji bun*), die später von der OAG publiziert wurde.

Einmal gab es eine Ausstellung von Kunstgegenständen, die die Gefangenen hergestellt hatten. Viele Japaner aus Tokushima und anderen Städten auf Shikoku besuchten und bewunderten sie.

Es gab auch einige, die jeden Tag Fußball oder Tennis spielten, während wieder andere die Erlaubnis hatten, außerhalb des Lagers einen Garten mit Gemüse aller Art zu bebauen. Eine Gruppe von

Gefangenen ersetzte eine Holzbrücke, die zu einem berühmten Shintōschrein in der Nähe des Lagers führte, durch eine solide Steinbrücke, die angeblich nach 45 Jahren noch dort steht. Nun wußte ein jeder, daß dieser Krieg sehr lange dauern würde. Wir versuchten die Tatsache zu vergessen, daß wir Kriegsgefangene waren, indem wir uns mit etwas beschäftigten, das uns möglichst ausfüllte.

Mein Status als Krankenhausinsasse bewahrte mich davor, beim morgendlichen Antreten oder an irgendwelchen militärischen Übungen teilnehmen zu müssen. So hatte ich ein ruhvolles Leben in dem kleinen Zimmer auf dem Hügel, wo ich studierte und in einem kleinen Gemüsegarten, wo ich Tomaten zog.

Das war die schöne Seite unseres Lebens im Kriegsgefangenenlager, aber es gab auch genug schwarze Tage dort.

Als 1918 die spanische Grippe Japan heimsuchte (ich glaube, es war 1918), waren von den Gefangenen 700 Mann gleichzeitig bettlägerig. Der erste, der krank wurde, war unser japanischer Arzt, der nächste sein Dolmetscher Albert Werner, mein Zimmergenosse, von dem ich die Krankheit dann bekam. Ein paar Tage lang hatte ich hohes Fieber und fühlte mich dem Tode näher als dem Leben.

Es gab zu wenig Medikamente und zu wenig ärztlichen Beistand. Wir mußten versuchen, uns, so gut es ging, über Wasser zu halten. In solchen Zeiten wurde es uns schmerzlich bewußt, welch trauriges Los es ist, ein Kriegsgefangener zu sein, und unsere Freiheitssehnsucht wurde wieder stärker. Die Jahre vergingen, und schließlich konnten wir uns kaum mehr vorstellen, jemals wieder in Freiheit zu sein. Ganz weit jenseits des Drahtverhaus, der uns einzäunte, konnten wir die Dorfstraße sehen und stellten uns vor, wie wunderbar es wäre, diese Straße als ein freier Mann entlanggehen zu können, in einen der Läden zu gehen und irgendetwas zu kaufen, ohne irgendjemanden um Erlaubnis zu fragen. Manchmal, wenn ich über mein Schicksal nachdachte, das mich dazu verdammt hatte, meine besten Jahre in einem Gefangenenlager zu verbringen, warf ich mich auf mein Bett und weinte oft stundenlang. Was für eine Dummheit war dieser ganze Krieg! Was konnte ein jedes der beteiligten Länder nur davon haben? Welche Tragödie für ungezählte Einwohner jedes dieser Länder! Wem konnte es etwas nützen, wenn ich jahrelang hinter Stacheldraht eingesperrt war, wo ich doch wirklich für das Wohl aller hart arbeiten wollte? Im Laufe der Zeit wurde ich sehr nervös, fühlte

mich schwach und war oft wegen einer Erkältung bettlägerig. Ich machte zwar das Beste aus der Zeit meiner Gefangenschaft, aber ich hatte keinerlei Gelegenheit, meine chinesischen Sprachkenntnisse nun auch praktisch anzuwenden, und die Aussichten dafür wurden immer schlechter. Bevor der Krieg in Europa zu Ende war, trat China den Alliierten bei und repatriierte alle Deutschen auf chinesischem Staatsgebiet. Niemand konnte sagen, ob und wann es je Deutschen wieder erlaubt sein würde, in China zu leben und zu arbeiten. Durch meine Lektüre hatte ich begonnen, China zu bewundern und zu lieben, und nun gab es in absehbarer Zeit keine Aussichten, dieses Land wiederzusehen. Was würde ich wohl nach dem Ende dieses Krieges machen?

Das Ende kam nach fünf Kampffahren. Deutschland mußte sich ergeben. Ohne Nachschub von Rohstoffen und von Lebensmitteln für die Menschen, die ein ganzes Jahr fast nur von Runkelrüben gelebt hatten, mußte Deutschland die Friedensbedingungen der Alliierten annehmen, wodurch es seine Kolonie verlor sowie das Recht auf eigene Streitkräfte, aber das Land war nicht vom Feind besetzt. Der Kaiser floh nach Holland, und Deutschland wurde Republik.

Vorbereitung auf die Freiheit

Wir waren froh, daß nun alles vorüber war, das Töten von Menschen und das Zerstören von wertvollem Besitz, und wir würden wieder frei sein und arbeiten können. Doch diese Freiheit kam noch nicht gleich. Ein ganzes Jahr dauerte es, bis für die Repatriierung der Gefangenen alles erledigt war und Schiffe zur Verfügung standen, um uns nach Hause zu bringen. Ich wollte gar nicht nach Deutschland geschickt werden. Ich wollte nicht länger als unbedingt nötig Soldat bleiben. Wer von den Gefangenen in Japan bleiben oder in andere Länder in Fernost gehen wollte, konnte in Japan entlassen werden, wenn er nachweisen konnte, daß er seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Das bereitete ich nun vor.

Ein Zahnarzt namens *Toshiyuki Maeda* kam zweimal die Woche ins Lager. Er hatte auch die Gefangenen im Hospital behandelt, wo wir mit ihm gut bekannt geworden waren. Er besuchte uns oft in unseren Stuben, bewunderte meine chinesischen Studien und versuchte uns, soweit es unsere Japanischkenntnisse zuließen,

mit der Überlegenheit der japanischen Kultur zu beeindrucken. Offensichtlich gehörte er zur Prominenz von Tokushima. Er wohnte hier in einem der besten Häuser und zeigte uns später die Schwerter, die er von seinen Vorfahren ererbt hatte und seine Sammlung von *bonsai*-Pflaumenbäumen, die, wie er sagte, den Geist der Samurai ausdrückten. Einige seiner Freunde, die Gebrüder *Takagi*, ebenfalls Bürger von Tokushima, hatten eine Handelsfirma in Osaka, und als *Maeda* hörte, daß ich ein Geschäftsmann sei, fragte er mich, ob ich nicht nach meiner Entlassung aus dem Lager in die Firma seines Freundes eintreten möchte. Die *Takagis* wollten ihr Geschäft ausweiten, Handelsbeziehungen mit Deutschland aufbauen und ich sollte der Geschäftsführer werden. Diese Idee gefiel mir natürlich. Es war damals die Zeit, in der Japan, als einzige große Nation ohne direkte Kriegsbeteiligung, mit der Lieferung aller Arten von dringend benötigtem Material in alle Welt ungeheure Gewinne machte. In wenigen Jahren wurde Japan eine Nation von Kriegsgewinnlern (sogenannten *sensō nari-kin*). Täglich wurden neue Firmen gegründet, zu deren Finanzierung reichlich Geld vorhanden war. Die *Takagis* waren eigentlich Firmengründer, die große Gewinne damit machten, daß sie neue Firmen gründeten, sich dann aber nicht mehr sehr darum kümmerten, was später aus ihnen wurde. Die vielen kleinen Teilhaber dieser Firmen machten sich auch nicht die Mühe, die Geschäftsaussichten solcher Firmen zu untersuchen, in die sie ihr leicht verdientes Geld investierten und es schien ihnen nahezu einerlei zu sein, wenn das Geld verlorenging. Es herrschte eine der schlimmsten Inflationen, die Japan jemals erlebt hat. Das Land befand sich in einer Kriegswirtschaft, von der jeder glaubte, sie würde noch lange anhalten, die aber in Wirklichkeit nur von kurzer Dauer war.

Bis dahin hatte Albert Werner bei meinen Gesprächen mit *Maeda* als Dolmetscher ausgeholfen, aber jetzt, etwa Mitte 1919, begann ich Japanisch zu lernen. Die Silbenalphabeten *katakana* und *hiragana* konnte ich nach ein paar Tagen, durch Meißners Grammatik kam ich in ein paar Monaten und mit meinen Chinesischkenntnissen und den vielen Schriftzeichen, die ich kannte, war ich bald in der Lage, japanische Zeitungen zu lesen. Eines Tages lud uns *Maeda* zu sich nach Hause ein und besorgte die erforderliche Erlaubnis unseres Lagerkommandanten. Bei ihm verfaßte ich einen langen Brief an meinen Vater, erklärte die Lage und die Möglichkeit künftigen Handels zwischen Japan und Deutschland

und fragte, ob er und seine Freunde Beziehungen mit *Takagis* neuem Unternehmen aufnehmen würden.

Nur ein paar Tage, nachdem dieser Brief abgesandt war, gaben die *Takagis* die Gründung einer neuen Firma bekannt, die mit Deutschland Handel treiben sollte, was bei der engen Beziehung mit einem der größten dortigen Handelshäuser mit Sicherheit große Profite bringen würde. Für das immense Kapital von 10 Millionen Yen fanden sich sofort Unterzeichner.

In seiner Antwort auf meinen Brief schrieb mein Vater, daß die Firma, bei der ich als Lehrling gearbeitet hatte, an meinen Vorschlägen sehr interessiert sei. Da Deutschland seine Kolonien verloren hatte, mußte sie ihr Geschäft mit Afrika aufgeben und suchte nun nach anderen Betätigungsfeldern. Mein Vorschlag war genau zur richtigen Zeit gekommen.

Alle Vorbereitungen für unsere Entlassung waren nun getroffen. Ich hatte eine Anstellung bei der Firma der *Takagis*, die *Naigai Bōeki K.K.* hieß, ich konnte in Japan entlassen werden und brauchte nicht mit dem allgemeinen Transport nach Hause.

Ich kaufte einem meiner Kameraden ein Paar Hosen ab und ließ mir aus meinem Militär- einen zivilen Mantel machen. Die schwarzweiß karierten Hosen und der schwarze Mantel sahen sehr schneidig aus, eigentlich ein wenig zu schneidig, um vertrauenerweckend zu wirken, aber zum Glück brauchte ich sie nicht. Gerade vor unserer Entlassung kam aus China eine große Kiste an mit meinen Kleidern oder wenigstens einem Großteil davon. In einem Brief teilte mir die deutsche Firma in Kanton mit, daß sie ihr Geschäft schließen mußte, und daß dies alles war, was von meinem Eigentum übrig sei. Alle meine Bücher, Bilder, geschnitzten Möbel usw. waren verschwunden. Irgendjemand hatte es zu seinem Eigentum gemacht und es gab keine Möglichkeit, herauszufinden, wer. Aber das machte mir nichts aus. Ich freute mich über die Kleider, die ich nun vor allen Dingen brauchte. Außerdem hatte mir die Firma während all der langen Jahre der Gefangenschaft eine monatliche Geldsendung geschickt, wozu sie nicht verpflichtet gewesen wäre, und die es mir sehr erleichtert hatte, diesen Lebensabschnitt durchzustehen.

Das letzte Jahr im Lager war trotz der größeren Freiheiten und der Vorbereitungen für unsere Entlassung das schlimmste von allen. Nachdem in Europa wieder Frieden herrschte, hatten wir erwartet, sofort freigelassen zu werden, aber es verging Monat um Monat ohne Neuigkeiten über unsere Freilassung. Im November

1914 waren wir Kriegsgefangene geworden. Friedensschluß war im Herbst 1918. Ein ganzes Jahr später wußten wir immer noch nicht, wann wir freikommen würden. Alle wurden sehr nervös und jeden Tag kam es zu Streitigkeiten zwischen den Gefangenen. Schließlich, gegen Ende Dezember 1919, brachte uns *Maeda* die frohe Botschaft, daß wir im Januar 1920 entlassen werden sollten. Es war, glaube ich, im Januar 1920, als Herr Hermann im Lager erschien, mit schwarzem Anzug und Zylinder feierlich gekleidet, um die Gefangenen zu übernehmen, die in Japan bleiben wollten. Herr Hermann war der Vorsitzende des deutschen Komitees zur Betreuung der Kriegsgefangenen in Japan und der Chef der japanischen Niederlassung des Industriekonzerns Siemens. Er hielt eine sehr schöne Rede, die jedoch nicht ganz den Umständen unserer Entlassung entsprach. Wir hörten gar nicht zu. Wir warteten nur auf den Moment, wenn er sich vor den japanischen Offizieren verbeugen würde und man uns sagen würde, wir könnten nun gehen, wohin wir wollten. Werner, der mir in *Takagis* Firma assistieren sollte, und ich gingen noch kurz zum Haus von *Maeda* und machten uns dann sofort auf den Weg nach Ōsaka.

Endlich wieder frei

Niemand kann beschreiben, was wir fühlten, als wir an Deck des kleinen Dampfers standen, der uns über die Inlandsee brachte. Der Alptraum des Gefangenenlagers lag nun hinter uns. Wir waren wieder freie Leute. Frei, unseres eigenen Weges zu gehen.

Meine Gesundheit war angegriffen, ich war nervös und bekam leicht Erkältungen. Diese Zeit hat in der Tat einen solchen Eindruck hinterlassen, daß ich sogar heute noch, nach fast fünfzig Jahren davon träume, als Kriegsgefangener vergeblich auf die Freilassung zu warten.

Als wir in Ōsaka in dem japanischen Gasthof ankamen, hatte ich hohes Fieber, wahrscheinlich eine Grippe, verursacht durch die ganze Aufregung. Mit Schüttelfrost vom Fieber nahm ich ein sehr heißes Bad und eine starke Medizin und fühlte mich am nächsten Morgen wieder wohl.

Als wir die Gebrüder *Takagi* kennenlernten, stellten sie sich als clevere Geschäftsleute heraus, die aber keinerlei Ahnung vom Auslandsgeschäft hatten. Es hieß, ich sollte mit *Maeda* nach Deutschland fahren, um passende Handelsbeziehungen anzu-

knüpfen, und am nächsten Tag erschien in der Zeitung ein Artikel, daß *Takagis* Unternehmen nun Verhandlungen mit dem berühmtesten Hersteller von Chemikalien und synthetischem Dünger (der während des Ersten Weltkrieges zuerst in Deutschland produziert wurde) Deutschlands aufnehmen würde. Dieser Artikel sollte wohl den Verkauf von Anteilen an der neuen Firma fördern. Ich hatte allerdings bei dieser Geschichte kein gutes Gefühl. Ich hatte weder etwas derartiges versprochen, noch solche Aussichten, wie sie in der Zeitung dargestellt wurden, auch nur erwähnt, aber das war wohl, was die Firmenbesitzer von mir erwarteten. Ich fragte mich, wie ich wohl diesen Erwartungen entsprechen könnte. Ich hatte mit dem japanischen Geschäftsleben keinerlei Erfahrungen. *Maeda* war gar kein Geschäftsmann, und wie es nun aussah, war er nur auf eine kostenlose Reise nach Deutschland und Europa aus, aber der Rest schien ihn nicht zu bekümmern.

Wenn ich irgendwelche Vorstellungen über den möglichen Geschäftserfolg äußerte, begegnete man mir nur mit einem Lächeln. Jeder, die *Takagis* wie auch *Maeda* sahen nur auf ihre eigene Bereicherung, und zunächst mußte auch ich mich darum kümmern, daß ich mein Gehalt bekam, von dem ich ja leben mußte. Es waren 150 Yen pro Monat, das war genug, um damit auszukommen und, verglichen mit der früheren Kriegsgefangenschaft, genug für ein Luxusleben. Wir fuhren kurz nach Tōkyō, wo das Hauptbüro der neuen Firma sein sollte, und wo ich ein paar der zukünftigen Führungsspitzen dieser Gesellschaft kennenlernte. Diese waren nur Strohmänner der *Takagis* und es gab nicht einen unter ihnen, der irgendeine Ahnung vom Auslandshandel hatte. Offensichtlich erwarteten sie, daß ich alles allein machen sollte.

In Tōkyō übernachtete ich im *Ryōkan Onoya* in Kanda. Alles japanische war mir ungemein angenehm, die Häuser, das Essen, die Kimonos, das Bad, alles war wundervoll. Nach dem Gefangenenlager war es wie der Himmel auf Erden. Am wundervollsten waren jedoch die Frauen, die ich traf, eine jede von ihnen. Ich hatte jahrelang keine einzige Frau getroffen und sie erschienen mir wie Engel von einem anderen Stern mit ihren weichen Stimmen und ihren gepflegten Umgangsformen. Aber, wie um den Traum nicht zu zerstören, hielt ich Abstand von ihnen. Als ich im *Onoya* ein Bad nahm, kam eine schöne junge Frau, um im selben Raum zu baden, wie es damals noch der Brauch war. Sie hat mich wohl überhaupt nicht bemerkt, aber ich muß über und über rot gewor-

den sein und nach ein paar Minuten war ich aus dem Bad verschwunden.

In Ōsaka erzählte man mir dann, daß es weitere zwei bis drei Monate dauern würde, bis die Firma ihre Tätigkeit aufnehmen würde und wir unsere Deutschlandreise antreten könnten. Es würde genügen, wenn ich zwei oder drei Mal pro Woche im Büro anrufen würde und ich solle doch in der Zwischenzeit ein paar Sehenswürdigkeiten besichtigen.

Ich mietete ein kleines Hotelzimmer im Maruyamapark in Kyōto und verbrachte zwei herrliche Monate mit Spaziergängen in Gion, zu den vielen Tempeln, auf der Shijō dōri und in Kyōgoku. Alles war so neu und exotisch. Ich sah zum ersten Mal ein Schauspiel im Kabuki-Theater *Minami-za* mit *Uzaemon* und *Baikō* in einer ihre berühmten Szenen. Ich war sehr beeindruckt und fand, daß ich versuchen sollte, mehr über das japanische Theater zu erfahren. Werner logierte in einem japanischen Gasthaus in Ōsaka. Wir hatten, was die Freizeit anging, wenig gemeinsame Interessen. Jeder wollte seine eigenen Wege gehen.

Die zwei oder drei Monate waren rasch vorüber. Der Aufbau der neuen Firma machte wenig Fortschritte. Der Kriegsboom hatte begonnen, nachzulassen. Ein Jahr nach Kriegsende oder später hatte die amerikanische und die europäische Industrie die Arbeit wieder aufgenommen und produzierte in großem Umfang für den Friedensbedarf. Japan fand es nun nicht mehr so leicht, seine Überschüsse zu hohen Profiten zu verkaufen. Die ersten spekulativen Industrie- und Handelsgesellschaften brachen zusammen.

Erste Rückkehr in die Heimat

Maeda fuhr mehrere Male nach Tokushima. Wir bekamen mehr und mehr das Gefühl, daß er uns nur als Instrument für seine eigenen Zwecke gebraucht hatte. Er bestand darauf, daß ich den *Takagis* ausrichten müsse, sie sollten uns ohne weitere Verzögerung auf unsere Reise nach Europa schicken. Als dem stattgegeben war, wollte er, daß ich um ein Reisegeld ersuchte, das viel höher war als wirklich nötig. Nun legte ich Einspruch ein. Ich dachte, die junge Firma sollte sich rentieren und nicht von Anfang an mit unnötigen Ausgaben belastet werden. Nach den Erfahrungen, die ich in den letzten Monaten gemacht hatte, wußte ich auch, daß er

auf unserer Reise die Kasse verwalten würde, über alles, was ich tue, völlige Kontrolle haben, und den Überschuß für seine eigenen Zwecke verwenden würde. Unter diesen Umständen konnte ich von unserer Reise kein gutes Ergebnis erwarten. Er konnte keine einzige Fremdsprache und würde nur eine Belastung für mich sein und in keiner Weise zum Erfolg der Geschäftsreise beitragen. So sagte ich ihm eines Tages, daß ich nicht die Absicht hätte, die neue Firma zu betrügen, und daß ich nicht um mehr Geld ersuchen würde als die Reise wirklich kostet. Er nannte mich *baka shōjiki* (ehrlicher Dummkopf) und sagte, wenn das so sei, dann würde er die ganze Reise aufgeben. Nach ein paar Tagen fuhr er wieder nach Tokushima zurück und ich sah ihn nie wieder.

Ich bekam ein Ticket für einen japanischen Frachter, der ein paar Passagiere nach Marseilles mitnahm. Ich glaube, es war der Frachter *Anden-maru* der *Ōsaka Shōsen Kaisha*. Ich bekam auch ein paar Dollar für meine Spesen. Die Firma, so sagte man mir, würde nun wirklich binnen der nächsten Wochen gegründet werden, und dann würde man mir das Geld für die Rückreise schicken. Ich setzte nicht allzuviel Vertrauen in dieses Versprechen. Ich wollte endlich auf die Reise gehen, um in Deutschland über verschiedene Dinge zu sprechen, meine Eltern und Schwester wiederzusehen und wieder mit der Arbeit zu beginnen. Werner sollte inzwischen als Angestellter der Firma *Takagi* in Japan bleiben. Als der Dampfer den Hafen von Ōsaka verließ, stellte ich fest, daß ich der einzige Passagier an Bord war. Auf meine Frage teilte man mir mit, daß fünf weitere Fahrgäste in Shimonoseki an Bord kommen würden, wo das Schiff nach einer Fahrt nach Yokohama anlegen sollte. Es hatte keinen Sinn, an Bord zu bleiben, während der Dampfer in den verschiedenen Häfen Ladung aufnahm, und so ging ich in Yokohama wieder von Bord, machte einen Abstecher nach Hakone und stieg alleine auf den Berg Ō-jigoku. Damals standen nur vier Häuser in Gōra und hinter Gōra bis zum See hinauf gar keine. Ich erinnere mich noch gut an den heißen Frühlingstag, als ich auf den Berg stieg und an den Dampf und den kochenden Schlamm zu beiden Seiten des Weges. Auf dem Steig begegnete ich keinem Menschen und begann mich ein bißchen einsam zu fühlen und weit entfernt vom Rest der Welt. Wenn ich ausrutschen und in eine der heißen Quellen fallen sollte, dann würde niemand wissen, was aus mir geworden ist. Aber ich kam wohlbehalten durch, übernachtete im Hotel *Fujiya* und fuhr dann mit dem Zug nach Shimonoseki, wo

ich wieder an Bord der *Anden-maru* ging. Die anderen Passagiere, alles Japaner, die in Europa irgendwelche Geschäfte zu erledigen hatten, waren in der Zwischenzeit auch eingetroffen, und unsere lange Reise von etwa zweieinhalb Monaten nach Marseilles begann. Die meiste Zeit über hatten wir schönes Wetter. Wir lagen in Liegestühlen auf dem Deck, lasen, unterhielten uns und warteten darauf, daß die nächste Mahlzeit serviert wurde.

Ich hatte mehrere Bücher mitgenommen, die ich während der Reise lesen wollte, aber ich muß gestehen, daß ich bald zu faul wurde, irgendetwas zu tun. Meine Mitpassagiere waren nette Leute und wir kamen auf der ganzen Reise gut miteinander aus. Ein Problem entstand, als ich, nachdem ich es ein paar Tage lang versucht hatte, das japanische Frühstück nicht mehr herunterbekam. Ich sagte dies dem Kapitän, der es mit dem Koch besprach, und vom nächsten Tag an bekam ich für die gesamte Dauer der Reise jeden Morgen ein Beefsteak zum Frühstück.

Ein paar Stunden, nachdem wir den Suezkanal passiert hatten, wurde die See rauh. Der Dampfer wurde furchtbar von den Wellen geschüttelt und obendrein entstand noch ein Maschinenschaden, der die Fahrgeschwindigkeit herabsetzte, so daß wir zum Schluß nur noch mit einer Geschwindigkeit von einem Knoten fuhren. Mit einer zehntägigen Verspätung erreichten wir schließlich doch wohlbehalten Marseilles. Frankreich hatte unter dem Krieg schwer zu leiden gehabt, teilweise war es von deutschen Truppen besetzt gewesen. Ich fragte mich, wie die französischen Zoll- und Einwanderungsbehörden wohl so kurze Zeit nach dem Krieg einen Deutschen empfangen würden. Meine japanischen Mitreisenden und ich standen mit unserem Gepäck in der Zollbaracke, als der Zollbeamte kam. Mir schlug das Herz bis zum Halse, aber der Beamte grüßte die Japaner begeistert. Einer von diesen sagte zu mir ein paar Worte auf Englisch, da sah mich der Zollbeamte, immer noch ganz begeistert von den japanischen Besuchern, an und fragte: „And you, I see, you are English?“ Ich lächelte ihn nur an, was eine gute Art war, auf unangenehme Fragen zu antworten, wie ich in Japan herausgefunden hatte, und der Beamte fuhr gleich fort: „All right, go ahead, you need not open your baggage. Bon voyage!“

Wir nahmen den Zug nach Paris, aber dort hielt ich mich nicht lange auf, denn ich wollte unbedingt schnell nach Deutschland, um nach achtjähriger Abwesenheit meine Eltern wiederzusehen. Nach nur ein paar Stunden Besichtigung in Paris fuhr mein Zug

nach Deutschland ab. Als der Zug sich der Grenze näherte, und wir unser Gepäck zur Inspektion der französischen und deutschen Zollbehörden herrichteten, bemerkte ich einen Aushang im Waggon, daß es bei Todesstrafe verboten sei, Gold in irgendwelcher Form aus Frankreich auszuführen. Ich hatte aber, als unser Dampfer Singapur passierte, ein paar Goldmünzen, englische Pfund, russische Rubel und deutsche Mark von indischen Händlern gekauft, weil ich wußte, daß die europäischen Währungen schwach waren und ihren Wert verloren, so daß Gold die einzige verlässliche Währung war. Was sollte ich bloß machen? Die Todesstrafe wollte ich nicht unbedingt ausprobieren. Ich wußte aber auch, daß das Gold, wenn ich es den Zöllnern zeigen würde, mit Sicherheit beschlagnahmt würde, und die einzigen paar Goldstücke in meinem Besitz wollte ich andererseits auch nicht gerne verlieren. Nach einigem Überlegen ging ich in die Toilette, um das Gold dort zu verstecken. Am Grenzübergang mußten die Passagiere den Zug mit ihrem Gepäck verlassen, das dann sorgfältig nach geschmuggeltem Gold untersucht wurde, gleichzeitig, so nehme ich an, wurde auch der leere Zug durchsucht.

Nach der Inspektion stiegen wir wieder ein, und nach wenigen Minuten passierte der Zug die deutsche Grenze. Das französische Bahnpersonal verließ den Zug und wurde von Deutschen abgelöst. Ich ging wieder in die Toilette, und da waren die Goldmünzen immer noch in ihrem Versteck. Es waren herrliche Geschenke für meine Eltern und Verwandten in Deutschland, die für sie während der Zeit der Inflation, die nun bald beginnen sollte, noch von großem Wert sein sollten.

Wieder in Bremen

Züge, die sich wie unserer Bremen aus südlicher Richtung nähern, fahren erst um einen Teil der Stadt herum, bevor sie den Hauptbahnhof erreichen. So können die Reisenden kurz vor ihrer Ankunft die Altstadt mit den Türmen ihrer fünf großen Kirchen sehen. Ein malerischer Anblick, den jeder kennt, der in Bremen gewohnt hat und ein herzergreifender Anblick für jeden, der hier geboren ist und die Stadt nach langer Zeit wiedersieht.

Mein Vater holte mich vom Bahnhof ab, und wir gingen zusammen nach Hause. Natürlich waren wir alle sehr froh, wieder zusammen zu sein. Meine Schwester hatte gerade die Schule

abgeschlossen. Sie war jetzt 20 Jahre alt und ein hübsches Mädchen, das bei allen beliebt war, eine Freude für meinen Vater. Mein Bruder war wieder aus China zurückgekommen, als er nach dem Kriegseintritt Chinas repatriiert worden war. Er kam mit einer Frau und drei Kindern. Mein Vater hatte ihm eine gute Stellung bei einer Ölgesellschaft in Holland besorgt, die er aber bald aufgegeben hatte, um sich als Börsenmakler in etwas undurchsichtigen Nachkriegsgeschäften zu versuchen. In der Zwischenzeit kümmerte sich mein Vater um seine russische Frau und seine Kinder, die vollkommen mittellos dastanden. Eine Zeitlang verdiente mein Bruder eine Menge Geld. Er beschwerte sich, mein Vater hätte seine Familie nicht gut genug behandelt und forderte Frau und Kinder auf, zu ihm zu ziehen. Während der Zeit, in der ich in Bremen war, ließ er nichts von sich hören und darum habe ich ihn damals nicht getroffen. Später kam dann seine Familie wieder zurück nach Bremen, er selbst ging nach Hamburg, wo er gute Aussichten auf schnellen Reichtum sah. Er hatte nie Erfolg. Weil er seine Familie nicht ernährte, ließ sich seine Frau scheiden und fand einen Mann, der sie heiratete und die drei Kinder adoptierte. Ich bin ihnen nie begegnet und weiß auch nicht, wo sie wohnen.

Meine Eltern, meine Schwester und ich machten eine Woche Badeurlaub auf Norderney und ich mußte wieder Tanzstunden nehmen, um Foxtrott, Twostep und alle anderen Tänze, die gerade modern waren, zu lernen. Ich machte mir nichts aus Tanzen. Es galt damals in Japan als unanständig, eine Meinung, zu der ich auch neigte. In Europa aber war nach dem Kriegsende jeder verrückt nach Tanzen. Anfang August waren wir wieder in Bremen zurück. Es waren keinerlei Nachrichten aus Japan gekommen, aber ich begann sofort mit der Arbeit, wegen der ich ja nach Deutschland geschickt worden war. Zusammen mit einem Direktor der Firma, bei der ich vor einigen Jahren meine Lehre gemacht hatte, begann ich Kontakte mit solchen Herstellern deutscher Produkte anzuknüpfen, die einen Markt in Japan finden konnten. Weder ich noch der Direktor, der mich begleitete, hatten brauchbare Kenntnisse über das Japangeschäft. Er war ein paar Jahre in Shanghai gewesen und sollte mich bei meinen Bemühungen unterstützen. Trotz dieser Mängel waren wir durchaus erfolgreich und bekamen eine Anzahl von Herstellern interessanter Artikel, wie chirurgische Instrumente, Chemikalien usw. zusammen, die mit uns zusammenarbeiten wollten. Es machte immer einen guten

Eindruck, wenn ich sagte, daß ich Japanisch könne und mit einer gut finanzierten japanischen Firma zusammenarbeiten würde. Damals wußte man in Europa noch sehr wenig über Japan und die meisten Leute unterschieden nicht klar zwischen Japan und China. Die Zahl der Leute, die im Fernen Osten gewesen waren, war immer noch verschwindend klein. Während ich noch durch ganz Deutschland reiste, mit Industriellen sprach und Fabriken besichtigte, erfuhren die wirtschaftlichen Verhältnisse in Japan tiefgreifende Änderungen. Der Kriegsboom war zu Ende. Große Unternehmen machten eines nach dem anderen bankrott. Niemals zuvor hatte man in Japan so etwas erlebt. Werner schrieb mir, die Aussichten, daß die Firma schließlich doch gegründet werden könnte, würden schlechter und schlechter und jeder versuche nun, sein eigenes Schäfchen ins Trockene zu bringen. Ich regte mich über diese Nachricht gar nicht auf. Ich hatte so etwas erwartet und machte weiter mit meiner Arbeit. Als ich nach Japan telegraphierte, daß ich nun bereit sei, wieder zurückzukommen und mich nach dem versprochenen Geld für die Rückreise erkundigte, wurde ich aufgefordert, noch zu warten, und später bekam ich dann einen Brief, daß ich das Geld erhalten würde, wenn ich wieder in Japan sei.

Sobald mir genug Vorarbeiten gemacht zu sein schienen, wollte ich wieder nach Japan zurück, um nun mit der praktischen Arbeit zu beginnen. Die Leute, mit denen wir die Kontakte hergestellt hatten, erwarteten das auch von mir. Das Leben und die Atmosphäre in meiner Heimatstadt Bremen waren mir bald über geworden. Es gab wenig, worüber ich mich mit meinen Verwandten und alten Freunden unterhalten konnte. Ihr Leben konzentrierte sich völlig auf die deutsche Stadt, in der sie geboren waren. Tagesereignisse in der Bremer Gesellschaft, Lebensmittelpreise und Preise für Kleidung, das Benehmen der Diensthofen usw. waren der Gesprächsstoff, wenn sie sich trafen, alles Dinge, von denen ich nichts wußte und die mich auch nicht interessierten. Wenn sie mich andererseits über Japan und Fernost fragten, und ich von Kunst, Literatur und der Religion der Menschen im Osten erzählte, verstanden sie mich nicht, sondern wollten nur spektakuläre Geschichten hören. Ich fand die Leute in Bremen engstirnig und unfähig, die Lebensanschauung anderer Menschen zu tolerieren.

Ein früherer Schulkamerad stellte mir eine junge Frau vor, die mich kennenlernen wollte, nachdem sie gehört hatte, daß ich aus

Japan gekommen war und ich sah zu meiner Freude, daß sie sich wirklich für östliche Kultur interessierte. So war ich froh, jemanden zu haben, mit dem ich sprechen konnte und der mich zu verstehen schien. Wir wurden enge Freunde, gingen auch ins Kino, machten an Sonntagen kleine Ausflüge oder hörten Musik in Kaffeehäusern oder Gartenrestaurants. Ihr Name war Li und sie kam aus einer guten Bremer Familie. Ihr Vater war Bankdirektor gewesen, hatte aber mit seinem Geschäft Schiffbruch erlitten und war dann vor den Folgen seines Mißmanagements ins Ausland geflohen. Li lebte daher nur mit ihrer Mutter in einer kleinen Wohnung, die mit alten, aber wertvollen Möbeln vollgestopft war, von denen die Mutter sich nicht trennen wollte.

Seit den Tagen meiner Kindheit habe ich in Frauen nie etwas anderes gesehen als Göttinnen oder höhere Wesen, für die die Männer sorgen mußten, die sie lieben und auf Händen tragen mußten und die dafür das sonst recht einsame Leben des Mannes verschönerten und erhellten. Ich war fast 30 Jahre alt, aber in den langen Jahren der Gefangenschaft hatte ich fast vergessen, daß es so etwas wie Frauen in dieser Welt gibt, und auch nachdem ich die Freiheit wiedererlangt hatte, war meine kindliche Anschauung ihnen gegenüber unverändert geblieben. Darum war ich glücklich, wenn ich mit Li zusammen war. Sie arbeitete in einer Buchhandlung und liebte Bücher genau wie ich. Ich vergaß die enge Welt um uns herum, wenn ich ihr Übersetzungen von chinesischen oder japanischen Gedichten vorlesen oder ihr östliche Bilder in meinen Büchern zeigen und erklären konnte. Sie sah auch sehr gut aus, und eine Zeitlang dachte ich daran, sie zu heiraten und mit nach Japan zu nehmen. Sie war jedoch ziemlich nervös und äußerst sensibel und ich befürchtete, das Leben im Osten könnte sie enttäuschen. Nachdem ich mich entschieden hatte, den Rest meines Lebens im Osten zu bleiben, konnte das zu großen Schwierigkeiten und vielleicht zu einem Unglück für uns beide führen. Auch hatte ich, obwohl schon 30 Jahre alt, keinerlei materielle Sicherheit. Ich hatte keine Ahnung, was nach meiner Rückkehr nach Japan geschehen würde, nicht einmal, ob ich überhaupt in Japan bleiben oder vielleicht doch nach China zurückgehen würde. Das alles erlaubte nicht, jetzt schon ernstlich ans Heiraten zu denken.

Ich hatte bereits den Gedanken an eine Heirat völlig aufgegeben, als mich eines Tages meine Eltern zu sich riefen, und meine Mutter mich fragte, ob die Gerüchte stimmen würden, daß ich

eine Freundin hätte und vorhätte, sie zu heiraten. Sie sei die Tochter eines gewissen Bankdirektors, der durch eigene Schuld Bankrott gemacht und seine Familie im Stich gelassen habe. Meine Eltern regten sich furchtbar auf und sagten, daß sie durch eine solche Heirat zu Verwandten eines Mannes würden, der Schande über sich und seine Familie gebracht hatte. Ich antwortete, daß ich so etwas nicht mehr hören wolle, daß ich das Mädchen und nicht die Familie heiraten würde, und daß sie unter den jetzigen Bedingungen mit Sicherheit einen liebevollen Mann nötig haben würde. Dieser ziemlich überflüssige Streit ging noch eine Weile so weiter. Es war eigentlich nicht direkt ein Streit, aber ich bekam doch den unangenehmen Eindruck, daß sich meine Eltern hauptsächlich um ihre eigene soziale Position sorgten und sich wenig um meine Gefühle kümmerten. Wenn sie nicht wollten, daß ich das Mädchen heiratete, das ich mir ausgesucht hatte, warum stellten sie mir dann nie Mädchen aus Familien vor, mit denen sie gerne eine engere Verbindung hätten? Offensichtlich waren sie nie auf den Gedanken gekommen, daß ich in meinem Alter das Recht und die Gelegenheit zu heiraten haben sollte. Ich war schwer enttäuscht. Meine Eltern wollten mich natürlich nur davon abhalten, einen Schritt zu tun, den sie nicht für angemessen und gut für meine Zukunft erachteten, aber die Art, wie sie das machten, ließ mir das Leben in Bremen unerträglich erscheinen. Ich hatte mich während der ganzen sechs Jahre nach Freiheit gesehnt. Nun war ich freigelassen und mußte feststellen, daß ich keineswegs die Freiheit hatte, zu tun und zu lassen, was ich wollte. Ich durfte mir nicht einmal eine Freundin selber aussuchen. Ich hatte immer meine persönliche Freiheit höher geschätzt als alles andere und sehnte mich nun nach der frischen Luft der weiten Welt. Ein paar Tage später sagte ich meinen Eltern, daß ich sehr bald wieder nach Japan abreisen würde. Ich hatte mit der Bremer Firma vereinbart, daß sie die Kosten für die Rückreise übernehmen sollte und daß ich in Japan so bald wie möglich mit den Geschäften beginnen würde. Meine Eltern waren nicht sehr erfreut über meine plötzliche Entscheidung, deren Grund sie sich wohl unschwer vorstellen konnten. Sie hatten aber doch nichts dagegen, sondern halfen mir sogar, alle Kleider und andere Sachen für den neuen Anfang zusammenzubekommen. Bald danach brachten mich mein Vater, meine Schwester und viele Freunde zum Bahnhof in Bremen.

Zurück nach Japan und Neuanfang

Diesmal nahm ich eine Passage auf einem italienischen Dampfer ab Triest. Es war Weihnachten, als wir durch das Rote Meer fuhren, und ich erinnere mich noch gut an die vielen Abende, wenn ich an Deck in einem der großen Liegestühle lag, den Himmel, der voller flimmernder Sterne war, betrachtete und an die Ereignisse der letzten Jahre zurückdachte, besonders an die Eindrücke des gerade vergangenen Aufenthalts in Deutschland. Es schien mir ganz sicher, daß ich niemals mehr zu dem Leben in Bremen zurückkehren würde, wo jede Bewegung an soziale Zwänge gebunden war. Ich hatte mich entschieden, mein Leben anderswo aufzubauen, wo ich mein eigener Chef sein konnte. Ich wollte, daß mir niemand in meine Handlungsfreiheit hereinredete. Ich war bereit, hart dafür zu arbeiten, für dieses Ideal, obwohl ich damals noch nicht wußte, wie hart es wirklich werden sollte.

Albert Werner war gekommen, um mich abzuholen, als der Dampfer Januar 1921 in Yokohama einlief. Er informierte mich, daß die Firmengründung nach vielen Schwierigkeiten schließlich doch zustande gekommen, die Gesellschaft aber offensichtlich schon wieder bankrott gegangen war. Am nächsten Tag traf ich den geschäftsführenden Direktor, der mich fragte, ob ich Agenturverträge von den großen und berühmten deutschen Herstellern bekommen hätte. Ich antwortete, daß ich Kontakte geknüpft hätte, daß die Firma aber erst Agenturverträge bekommen könne, nachdem sie bewiesen hätte, daß sie imstande sei, Geschäfte durchzuführen. Er schien sehr enttäuscht. Er hatte offensichtlich noch auf meine Antwort gewartet, um eine Generalversammlung aller Anteilseigner einzuberufen. Ein paar Tage später fand sie statt und er erklärte, daß das Kapital der Firma vollständig verloren sei. Während die Firma darauf wartete, daß das Handelsgeschäft anlief, hatte sie ihr Kapital in Anteilen anderer Firmen und in Korea angelegt. Das ganze Kapital ging in der Wirtschaftskrise dann verloren. Er schlug vor, die Firma aufzulösen, und dieser Vorschlag wurde angenommen. Ich weiß nicht, ob die Teilhaber überhaupt etwas bekommen haben. Es war mir auch egal. Ich erhielt das versprochene Geld für die Rückreise nach Japan, aber damit endeten meine Beziehungen zu dem Unternehmen der Gebrüder *Takagi*.

Während ich in Deutschland gewesen war, hatte Werner die Bekanntschaft eines Deutschlehrers namens Gsell gemacht, der

auch irgendwie mit dem neuen Handelsunternehmen der Gebrüder *Takagi* in Verbindung stand und von dessen Zusammenbruch wußte. Eines Tages erzählte er mir von einem gewissen Dr. *Kashimura*, der ein eigenes Geschäft beginnen wollte und stellte mich ihm vor. Dr. *Kashimura* war überhaupt kein Doktor, aber er hatte fast 30 Jahre an einer Schweizer Universität Medizin studiert und nie einen Studienabschluß gemacht, lebte aber glücklich von der großzügigen Unterstützung, die ihm sein Vater, ein berühmter Arzt und reicher Mann in Tōkyō, zukommen ließ. Der Sohn, *Shōgo Kashimura* war ein ungewöhnlicher Typ von Japaner, groß, stark und mit Merkmalen, die ein wenig an einen Europäer slawischen Typs erinnerten, aber ich habe nie herausgefunden, ob er eine ausländische Mutter hatte, was auch seinen langen Aufenthalt in Europa erklären würde. Er konnte Deutsch besser sprechen und schreiben als Japanisch. Sein Vater war ein paar Monate zuvor gestorben und er kehrte darauf nach Japan zurück, um ein Vermögen zu erben, das etwa drei Millionen Yen wert war, eine bemerkenswerte Geldsumme damals. Er brachte es fertig, in weniger als drei Jahren fast das ganze Vermögen in Geishahäusern und mit Unternehmungen, von denen er nichts verstand, durchzubringen.

Als ich ihn traf, schlug er vor, ein neues Handelsunternehmen zu gründen, das die Geschäftsbeziehungen, die ich in Deutschland aufgebaut hatte, nützen sollte. Er war bereit, die Finanzierung zu übernehmen. Ich sollte der Manager sein und Werner mein Assistent. Ich nahm bereitwillig an. Wir eröffneten ein Büro in der Nähe der Nihonbashi, stellten einen Vertreter ein, einen Verwandten von *Kashimura*, sowie einen Sekretär, und schon bald entwickelte sich eine gewisse Geschäftstätigkeit. Noch einen jungen Mann fanden wir, der in die Firma eintrat, ein Herr *Hivota*, Sohn eines Arztes und Bekannter von *Kashimura*, der an der Universität Deutsch studiert hatte und der später dann Präsident der Goethe-Gesellschaft in Japan wurde.

Eine von den großen Gesellschaften, die in der allgemeinen Wirtschaftskrise zusammengebrochen waren, war eine Firma namens *Mogi & Co*, von deren Direktoren einer nun Berater unserer neuen Firma wurde, die Barth *Shōkai* hieß. Im Dezember 1921, am Ende desselben Jahres, machte ich während der Neujahrsfeiertage eine Reise nach Peking, um dort ein paar Handelsbeziehungen aufzubauen. Als ich wieder zurückkam, hatte ich eine schwere Grippe und mußte das Bett hüten. Damals wohnte ich in einem sehr engen japanischen Neubau in Higashi-Nakano neben dem

großen Grundbesitz der Familie *Yamaguchi*. Ich lebte ganz allein ohne Bedienstete in einem acht Matten großen Raum* und einem Raum von sechs Matten Größe, in dem ich meine Bücher aufbewahrte. Es war fürchterlich kalt in diesen Tagen Anfang Januar, überall um das Haus war Schnee und Eis und sogar das Badezimmer war voller dickem Eis. Jemand aus dem Haushalt der *Yamaguchis* brachte mir etwas zu essen. Eines Morgens wurde ich ohnmächtig, und man entschied, mich ins Krankenhaus zu bringen. *Hirota* hatte Verbindungen zu dem Chef der Universitätsklinik in Hongō, wohin man mich dann brachte und wo ich mit einer heftigen Attacke meines rheumatischen Fiebers vier Monate lang bleiben mußte. Auch nach meiner Einlieferung in das Krankenhaus hörte ich nicht auf zu arbeiten. Ich erinnere mich, daß *Hirota* mich während der ersten Tage meines Krankenhausaufenthaltes, als ich hohes Fieber hatte, besuchte, um mit mir über einige Geschäftsvorschläge zu sprechen, die gerade eingetroffen waren. Wir sandten ein Telegramm ab, das ein Geschäft im Wert von 75 000£ einbrachte und dessen Gewinn unsere Ausgaben für eine Anzahl von Monaten decken konnte. Über die Behandlungskosten brauchte ich mir keine Sorgen machen, sie waren damals sehr niedrig. Der alte Professor *Manabe*, der mich behandelte, war ein hochberühmter Mann und eine Autorität auf seinem Spezialgebiet.

Trotz der guten Behandlung, die ich bekam, litt ich doch sehr. Die Krankheit hatte sich über den ganzen Körper ausgebreitet. Alle Gelenke waren steif und unbeweglich. Der ständige Schmerz war kaum auszuhalten. Was würde aus mir werden, wenn ich es schaffte, diese Qual durchzustehen. Würde ich wieder gehen und arbeiten können? Das war höchst zweifelhaft und auch der Arzt schien nicht sehr zuversichtlich zu sein, was meine Genesung anging. Tatsächlich hat er mir später gesagt, daß er erwartet hatte, ich würde sterben. Was würde nur aus mir werden, so ganz allein in diesem Teil der Welt, so fern von Zuhause? Manchmal fühlte ich mich sehr einsam und mutlos, wenn ich durch das Fenster meines Krankenzimmers die Äste der Bäume betrachtete.

In einer unvergeßlichen Nacht brach im Haus neben der Klinik ein Feuer aus. Krankenschwestern und Soldaten, die zu Hilfe gerufen waren, stürzten in mein Zimmer und befahlen mir, aufzustehen. Als ich versuchte, den Kopf anzuheben, verlor ich das

* Die in Japan übliche Größenangabe für Zimmer. Eine Matte (*tatami*) ist ca. 1,80 × 0,90 m groß.

Bewußtsein und bat sie, mich hierzulassen und sich nicht um mich zu kümmern. Aber sie legten mich auf eine Bahre und trugen mich in den Garten und dort in einen Schuppen, wo man alte Möbel aufbewahrte. Es war eine kalte Februarnacht und man fand mich in der Hütte erst spät am nächsten Tag, als meine Freunde kamen, um nach mir zu sehen.

Nach drei Monaten begann ich, mich wieder zu erholen. Ich konnte ein paar Schritte gehen, und eines Tages durfte ich ein Bad nehmen. Gerade als drei Krankenschwestern es geschafft hatten, mich in die große Badewanne zu bugsieren, kam ein großes Erdbeben. Jeder rannte weg, um sich in Sicherheit zu bringen und ich blieb allein in dem heißen Wasser zurück, das aus der Wanne schwappte.

Als ich nach vier Monaten das Krankenhaus verließ, war ich immer noch so schwach, daß ich morgens nicht von meinem *futon* (jap. Bettzeug) aufstehen konnte. Ich mußte zu einer Wand kriechen, mich an einem Pfeiler festhalten und dann in stehende Position hochziehen. Ins Büro ging ich wieder, sobald ich dazu imstande war, aber noch viele Monate lang kam der Schmerz in gewissen Abständen wieder. Ich wurde manchmal ohnmächtig, war nervös und mußte oft mit hohem Fieber im Bett bleiben.

Bummel durch Tōkyō

Ich zog in das Haus eines Freundes in Ogikubo, weil ich nicht glaubte, allein leben zu können. Ich blieb dort während des Winters 1922/23. Im Frühjahr 1923 fühlte ich mich wieder kräftiger und mietete nun ein schönes kleines Haus in Nakano, das einem Herrn *Shino* gehörte. Werner hatte in der Zwischenzeit geheiratet, seine japanische Frau hatte das erste Kind, *Mariko*, geboren, und sie wohnten in einem Haus nicht weit von dem, das ich gemietet hatte.

Sobald ich mich wieder etwas bewegen konnte, ging ich gerne abends auf dem Heimweg vom Büro durch die Straßen von Tōkyō, um historische Plätze zu besichtigen, die Tempel und Schreine, das *yose** und die Theater in Asakusa. Ich hatte ein Buch

* Eine Art Theater, unserem Kabarett vergleichbar, in dem meist ein einzelner Erzähler meist lustige Geschichten erzählt. Besucher der *yose* waren überwiegend die unteren und mittleren Schichten des Volkes.

mit dem Titel *Edo kara Tōkyō he* von *Sōun Yata* gekauft, das ich als Führer für meine Spaziergänge benutzte. Das Buch beschreibt in 8 Bänden die Geschichte der Stadt mit vielen interessanten Detailangaben. Ich besuchte das Grab von *Gonpachi* und *Komurasaki* in Meguro, das Haus, in dem der berühmte *Sōshun Kōchiyama* lebte und *O-Tama-ga-ike*, wo in alter Zeit das Mädchen *O-Tama* sich das Leben genommen hatte, indem sie sich in das Wasser des Sees stürzte, der aber in der Zwischenzeit ein kleiner Teich geworden ist, viel zu klein, als daß sich darin irgendjemand umbringen könnte.

Durch diese Abendspaziergänge lernte ich die Altstadt von Tōkyō recht gut kennen, die damals noch viel vom ehemaligen Edo hatte. Es gab noch keine modernen Gebäude wie heute. Es war immer noch eine Stadt aus niedrigen ein- oder doppelstöckigen Holzhäusern in japanischem Stil, die sich weit in das umliegende Land hinaus erstreckte. Die Stadt endete in Shinagawa, Shinjuku und Ikebukuro. Jenseits dieser Grenze standen nur ein paar Häuser, und das waren meist die von Bauern, die die umgebenden Felder bestellten. Ich streifte gerne nachts durch die Straßen von Tōkyō und beobachtete die Leute, die ihrer Arbeit nachgingen oder sich amüsierten. Ich wollte mehr über die Geschichte dieser großen alten Stadt lernen. Wenn ich nach Hause kam, fühlte ich mich oft einsam. Was war der Sinn von Arbeit und Studium, wenn ich meine Tage in Einsamkeit verbringen mußte und niemanden hatte, mit dem ich die Freude am Fortschritt meiner Arbeit teilen konnte? Ich sehnte mich nach einer Lebensgefährtin, aber ich fand es nicht leicht, auf Frauen zuzugehen, so wie es meine Freunde machten. Ich zögerte damit, engen Kontakt mit einer Frau zu suchen, denn mir war klar, daß das ein Schritt sein würde, der meinen zukünftigen Lebensweg bestimmen würde.

Meine Lebensgefährtin

Damals dachte ich nicht ernstlich daran, eine Japanerin zu heiraten, wie Werner das getan hatte. Es war die Zeit, als Kinder mit gemischtem Blut immer noch als niedrigere Wesen angesehen wurden. In manchen Kreisen wie Schulen und Organisationen wurden sie wie Aussätzige behandelt. Gleichzeitig lebten viele Ausländer in Japan mit japanischen Mädchen zusammen, die sie aber in den meisten Fällen mit den Kindern sitzen ließen, wenn sie

wieder nach Hause zogen oder eine Frau ihrer eigenen Rasse heirateten. Darum erhielten diese Kinder nur selten eine gute Schulbildung. Die japanischen Mütter wurden von ihren eigenen Landsleuten auch oft als Ausgestoßene eingestuft, und das alles führte dazu, daß Mischlinge selten das kulturelle Niveau von normalen Japanern oder Ausländern erreichten.

Meine Eltern hätten mit Sicherheit einer Mischehe, die im engstirnigen Bremen ganz unmöglich war, widersprochen. Ich hatte schon die Erfahrung gemacht, daß es ohnehin sehr schwierig sein würde, meine Eltern zufriedenzustellen und hatte mich schon entschieden, meinen eigenen Weg zu gehen, was die Frage der Ehe anging. Ich persönlich habe eigentlich niemals daran geglaubt, daß Mischlinge minderwertige Geschöpfe seien. In manchen Fällen hatte sich das Gegenteil herausgestellt, wenn Kinder mit gemischtem Blut in einem anständigen Elternhaus aufgewachsen waren und eine ordentliche Schulbildung erhalten hatten. Ich hatte Japan lieb gewonnen und seine Menschen mit ihren Gebräuchen und Lebensformen in einfacher und schöner Umgebung. Ich liebte seine Blumen und seine Landschaft ebenso wie die Städte mit ihren kleinen Häusern und Papierfenstern. Ich hatte inzwischen den Gedanken aufgegeben, irgendwann einmal wieder nach China zu gehen, oder eine Expedition in unbekannte Gegenden Asiens zu machen.

Ich wollte näheren Kontakt mit den Japanern haben, mehr über sie wissen und vielleicht dann ein Buch schreiben über Japan, wie es wirklich ist. Damals gab es noch nur wenig Bücher über Japan und die meisten dieser Publikationen nahmen eine sehr einseitige Haltung gegenüber dem Land und den Leuten ein. Da gab es die Schriften von Lafcadio Hearn, der in seinen Büchern nur die schönen Seiten japanischer Lebensweise und japanischen Charakters beschrieb, und es gab andere, die Japan als ein Land von Verschwörern und Spionen beschrieben, wie es keine schlimmeren gibt. Was war nun das wirkliche Japan? Ich wollte es erforschen und der Welt mitteilen.

Wenn das mein Ziel war, so wäre es praktisch, ein japanisches Mädchen zu heiraten. Was die Frage der Mischlingskinder anging, so war ich sicher, daß sie, wenn sie in einem guten Elternhaus aufwachsen und eine ordentliche Schulbildung erhalten würden, niemandem gegenüber minderwertig zu sein brauchten. Japanische Eltern hatten genausoviel dagegen einzuwenden, daß ihre Kinder Ausländer heirateten, wie europäische. Damals waren

japanische Mädchen, wenigstens soweit es das Heiraten anging, völlig dem Willen ihrer Eltern unterworfen. Manche Ausländer heirateten ihre Dienstmädchen, deren Familien wegen der wirtschaftlichen Vorteile, die dabei entstanden, und weil sie sowieso keinen hohen Sozialstatus hatten, dem nichts entgegengesetzten. Ich brauchte aber eine Gefährtin mit Intelligenz und guter Bildung, wenn sie mir bei meinen Studien eine Hilfe sein sollte.

Bevor ich krank geworden war, hatte ich auf einer Teegesellschaft von Herrn *Shino* die Bekanntschaft eines 20jährigen Mädchens gemacht, das für eine junge Japanerin damals bemerkenswert groß gewachsen war, aber noch viel auffallender war an ihr, daß sie manchmal westliche Kleidung trug, was damals nur wenige Mädchen taten. Ich mochte Kimonos durchaus, aber ich bewunderte ihre Fähigkeit, Röcke und Blusen zu tragen, die sie, wie sie mir sagte, selbst genäht hatte. Werner und ich trafen uns manchmal mit ihr, um zusammen ins Kino zu gehen oder zu Abend zu essen. Ich fühlte mich wohl in ihrer Gesellschaft und sie war ein interessanter Gesprächspartner. *Chiyo*s Vater war ein Grundbesitzer in Nakano, der Vorstand einer altmodischen Familie, aber *Chiyo* sagte mir, daß sie sich nicht den Wünschen ihrer Familie unterwerfen würde, wenn es um ihren zukünftigen Lebensweg ginge und daß sie sich deshalb entschieden hätte, Damenschneiderei zu lernen, um unabhängig zu werden und frei zu sein, das zu tun, was sie möchte.

Als ich dann erkrankte, erzählte ihr Werner davon und ich erinnere mich, daß sie mich einmal in meinem eisigen kleinen Heim in Higashi-Nakano besuchte und mich mit hohem Fieber im Bett antraf. Später, als ich im Krankenhaus lag und keine gute Krankenschwester finden konnte, kam sie manchmal, um auszuweichen. Ich war ihr sehr dankbar, daß sie ein bißchen Sonne in diese düsteren Tage des Kliniklebens brachte.

Nach meiner Genesung verlor ich sie für eine Weile aus den Augen. Ich vermied sogar, sie zu treffen, weil ich befürchtete, sie könnte von mir einen Heiratsantrag erwarten, denn ich war noch viel zu schwach, um ans Heiraten zu denken und mein Beruf verbrauchte meine ganze Kraft. Als ich aber das neue Haus in Nakano bezogen hatte und mich dort allmählich wieder die Einsamkeit ergriff, kehrten meine Gedanken zu ihr zurück. Im Frühjahr 1923 schrieb ich ihr einen Brief, wir trafen uns wieder, und als der Sommer kam, entschieden wir uns, den weiteren Weg durch das Leben gemeinsam zu gehen.

Überall um das kleine Haus in Nakano blühten Blumen, das ideale Zuhause für ein junges Paar. Wir kümmerten uns nicht darum, was meine oder ihre Eltern über unsere Ehe sagten. In Japan wurden Ehen oft erst eine ganze Zeit, nachdem sie geschlossen waren, registriert, wenn Kinder auf die Welt kamen und die Frage der Erbschaft amtlich festgelegt werden mußte. Das war ein vorteilhafter Brauch für uns. Ich mochte diese Formalitäten ohnehin nicht. Die Anmeldung konnten wir später, zu einem angenehmeren Zeitpunkt durchführen. Die Hauptsache war unsere Entschlossenheit, einander treu zu bleiben, bis daß der Tod uns scheidet, und dazu waren wir fest entschlossen.

Neue Geschäftsreise

In der Zwischenzeit, die ersten Monate des Jahres 1923, hatten sich in der Barth *Shōkai* wichtige Änderungen ergeben. *Kashimura* mit Gsell als Berater hatte die Idee, eine Gummifabrik zu errichten, und die Vorbereitungen dafür kamen gut voran. Weder *Kashimura* noch Gsell hatten irgendwelches Wissen über Gummierstellung oder Fabrikmanagement. Viel Kapital wurde verwendet, und noch bevor die Produktion beginnen konnte, fand *Kashimura* heraus, daß seine Mittel nicht ausreichend waren. Er entschied sich dafür, die Barth *Shōkai* zu verkaufen, um die Gummifabrik, sein Lieblingsspielzeug, doch noch fertigzustellen. *Yamaguchi* wollte *Kashimura* dazu bringen, ihm das Geschäft so gut wie umsonst zu überschreiben. Ich durchschaute das und widersprach, da *Kashimura* in vieler Hinsicht mein Förderer gewesen war, und ich nicht wollte, daß er nun Geldverluste erlitt. Wieder wurde ich *baka shōjiki* genannt, diesmal von *Yamaguchi*, der daraufhin verschwand. *Kashimura* verkaufte die Firma dann an *Hirota*, einen netten jungen Mann, der ihr einige Zeit angehört hatte. Er war jünger als ich, und wie die Entwicklung der Dinge nun aussah, würde ich, anstelle in einer höheren Position als er zu sein, nun von ihm Aufträge entgegennehmen müssen.

Wir hatten grundverschiedene Vorstellungen vom Geschäft. Er war ein Pfennigfuchser, immer darauf aus, die Kosten gering zu halten, während ich nichts gegen hohe Kosten hatte, wenn es eine Aussicht auf interessante Geschäfte gab. Die Zusammenarbeit wurde schwierig. Wir entschieden uns, uns zu trennen und ich begann mein eigenes Geschäft. Ich mietete einen Raum im neuen

Marunouchi-Building vor dem Bahnhof Tōkyō, das beste Gebäude der Stadt damals, und nannte die neue Firma Mercator Trading Co., derselbe Name wie die Firma in Bremen, mit der wir zusammenarbeiten sollten.

Trotz aller dieser Veränderungen hatte sich unser Geschäft gut entwickelt. Mercator Trading Co. beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Import von Wollgarnen, für die wir gute Verbindungen zu Kunden in Nagoya und zu einem großen deutschen Hersteller in der Nähe von Bremen hatten. Als wir unser neues Unternehmen mit mir als Besitzer, Werner als mein Assistent, *Shirai* als Buchhalter und einem weiteren Japaner als Sekretär begannen, sah alles wirklich gut aus. Wir machten mit unseren Importen deutscher Güter gute Gewinne. Wir kauften unter der Bedingung: Zahlung binnen dreier Monate nach Lieferung. In Deutschland galoppierte die Inflation, und wenn die Rechnungen für die Ware fällig wurden, stellte sich immer heraus, daß in japanischer Währung viel weniger Geld erforderlich war, als wir erwartet hatten. Die Differenz war ein zusätzlicher und unerwarteter Gewinn. Diese Art von Geschäft hielt bis zum Höhepunkt der deutschen Inflation gegen Ende des Jahres an.

Wir entschieden, daß ich eine weitere kurze Reise nach Deutschland machen sollte, um weitere Geschäftsmöglichkeiten zu erkunden. Ich buchte eine Passage auf der „*Empress of Australia*“, die in Yokohama am 1. September mittags in Richtung Vancouver auslaufen sollte. Zwei Minuten vor zwölf Uhr mittags ereignete sich an diesem Tage das große Erdbeben, das die Städte Tōkyō und Yokohama und die umgebenden Provinzen zerstörte.

Ich erinnere mich sehr gut an den glühend heißen Herbsttag, als ich mit dem Zug nach Yokohama fuhr. Die heiße Sommerluft lag schwer über dem Land, obwohl der Himmel wolkenlos blau war. Ich hatte in Yokohama noch bei meiner deutschen Bank und mit dem Versandbüro der Hamburg-Amerika-Linie Geschäfte zu erledigen und suchte dann den Dampfer, auf dem inzwischen mein Gepäck angekommen war. Etwa 20 Freunde waren gekommen, um mir von der Pier aus zuzuwinken und mit mir auf dem Schiff noch etwas zu trinken. Sie hatten kurz vor Mittag gerade den Dampfer verlassen, standen auf der Pier und warteten auf das Auslaufen des 10 000-t Schiffes. Ich stand auf dem Deck und winkte ihnen zu, als der Dampfer plötzlich zu vibrieren begann. Ich dachte zuerst, daß nun die Maschine anlief, aber dann sah ich die Menschen auf der Pier schreien und durcheinanderlaufen, eine

Pferdekutsche begann rückwärts zu rollen und fiel in das Meer, wobei sie die Pferde mitzog. Ich blickte nach Yokohama und sah, wie der hohe Turm des Zollgebäudes in Trümmer zerfiel. Die Häuser an der Uferstraße brachen zusammen und an manchen Stellen stieg Rauch auf. Erst jetzt erkannte ich, daß sich ein Erdbeben größter Stärke ereignet hatte. Meine Freunde rannten so schnell sie konnten, von der schwankenden Pier in Richtung Ufer davon. Manche erwischte es in Yokohama, wo sie ihr Leben verloren. In ein paar Minuten war die ganze Stadt Yokohama mit Staub und Rauch bedeckt. Wir sahen, wie die Öltanks am Ufer Feuer fingen und explodierten, und das brennende Öl schwamm auf dem Wasser im Hafen. Als das Feuer in Yokohama stärker wurde, kam starker Wind auf. Staub und Rauch verdunkelten den Himmel. Das brennende Öl erreichte unseren Dampfer und setzte die hölzerne Pier in Brand. Die Besatzung versuchte, das brennende Öl und die Flammen fernzuhalten, indem sie mit ihren Feuerspritzen Wasser darauf spritzte, um so die Menschen zu retten, die vor dem Feuer in Yokohama in das Wasser im Hafen gesprungen waren. Unser Dampfer war mit Öl vollgetankt, das bei der Hitze zu explodieren drohte. Wir konnten uns auch nicht in Sicherheit bringen, denn der starke Wind hatte einen anderen Dampfer hinter uns getrieben, dessen Ankerkette sich in unserer Schiffschraube verwickelt hatte. Ganz Yokohama war nun ein Flammenmeer. Es gab keine Möglichkeit, an Land zu gehen, wir konnten nichts weiter tun, als abwarten und sehen, was passieren würde. Zum Glück passierte uns nichts Schlimmes, aber als spät nachts das Feuer in Yokohama nachließ und wir in Richtung Tōkyō blickten, sahen wir, daß der Himmel von den Flammen der brennenden Stadt rot gefärbt war. Angst packte unser Herz und Sorge über das Schicksal unserer Freunde und Lieben und über den Besitz, den wir in Tōkyō hatten.

Chiyo war im Haus geblieben, als ich am Morgen fortgegangen war. Sie und die Nachbarn verbrachten die Nacht im Garten, weil bei den Nachbeben, die in rascher Folge auftraten, das Dach des Hauses einzustürzen drohte. Dann fuhr sie zu ihren Eltern nach Hause und blieb dort, bis ich zurückkam.

Unser Dampfer blieb noch bis zum 8. September in Yokohama und lief dann nach Vancouver aus. Einen Tag vorher hatte ich versucht, nach Tōkyō durchzukommen, um zu sehen, was mit *Chiyo* passiert war, aber das war unmöglich gewesen. Die Straßen von Yokohama, die Torwege, Tunnels und die Kanalisation waren

voller schwarz verbrannter Körper. Ein erster Zug fuhr zwar nach Tōkyō, aber ich konnte nicht mitfahren. Der Zug war so überfüllt, daß sogar noch auf der Vorderseite der Lokomotive Menschen standen. Das Risiko erschien mir zu groß und ich mußte die Fahrt nach Tōkyō aufgeben. Ich hatte Glück, denn ein paar Stunden, nachdem ich zurückgekommen war, lief die „Empress of Australia“ plötzlich nach Amerika aus.

Ich hatte eine Passage von New York nach Hamburg auf einem ehemaligen deutschen Dampfer gebucht, der früheren „Europa“, die Amerika nach dem Krieg beschlagnahmt und in „Leviathan“ umbenannt hatte. Er war mit 45 000 Tonnen damals der größte Dampfer der Welt und sollte die Überfahrt nach Europa in viereinhalb Tagen schaffen. Ich erreichte ihn von Vancouver aus mit dem Zug gerade noch rechtzeitig in der Nacht, bevor das Schiff auslief. Ich versäumte es beinahe noch, weil ich nicht wußte, daß an diesem Tage alle Uhren um eine Stunde vorgestellt wurden. Es war ein Luxusdampfer, auf dem es nur Passagiere der Ersten Klasse gab. Die Deutschen, die wütend über die Konfiszierung durch den Feind waren, nannten das Schiff Levi und Nathan, zwei bekannte jüdische Namen, um auf die Art von Leuten anzuspiehlen, die damit reisten, nämlich die reichen Profitmacher. Bei den verschiedenen Mahlzeiten wurde das vornehmste Essen serviert, das man sich nur vorstellen kann und trotzdem sah ich noch, wie Passagiere sich in der Küche extra eine Gans braten ließen, weil sie nichts passendes in der Speisekarte gefunden hatten. Ich aß auf dieser Reise jeden Tag ein großes Glas Kaviar. Abends gab es in den verschiedenen großen Hallen Tanzbälle, es gab Filmvorführungen, Bars und ein Solarium voller exotischer Pflanzen an Deck. Es gab auch einen Swimmingpool zur Erholung und um sich für die Mahlzeiten Appetit zu verschaffen.

Zwei Tage jedoch, nachdem wir New York verlassen hatten, stoppten die Maschinen. Der riesenhafte Dampfer trieb auf den Wellen des Atlantiks, zwischen denen selbst dieses Schiff klein wie eine Nußschale wirkte. Es brauchte fast zwei volle Tage, bis man die Maschinen wieder starten konnte, und dann kamen wir bis zu unserem ersten Halt in Europa, in Southampton, wo die Maschinen vollständig repariert wurden, nur mit verminderter Geschwindigkeit voran. Ich wollte meine Reise nicht noch länger verzögern, ging in Southampton von Bord und fuhr mit dem Zug nach London, besuchte dort einige Freunde und war froh, diese Stadt wiederzusehen, die ich einst so geliebt hatte. Aber dort blieb ich

nur ein oder zwei Tage. Ich löste eine Fahrkarte nach Bremen über Holland und verwendete das übrige Geld dazu, meinen Eltern zu telegrafieren, daß ich bald kommen würde.

Die ständige Unsicherheit auf dieser Reise hatte mich davon abgehalten, sie zu informieren, daß ich unverletzt das große Erdbeben überlebt hatte, und sie hatten voller Sorgen auf Nachrichten gewartet. Als ich in Bremen ankam, hatte ich nur noch einen Shilling in der Tasche, aber jeder freute sich. Ich ging unverzüglich an die Arbeit. Das Erdbeben hatte große wirtschaftliche Veränderungen verursacht. Japan hatte ein Moratorium erklärt, bis sich die Lage wieder normalisierte, waren keine Zahlungen von Importeuren für im Ausland gekaufte Waren möglich. Unser Geschäft mit dem Wollgarn hatte einen schweren Schlag erlitten. Man spürte das in den Wolle produzierenden Ländern, und die Preise für Wollgarn gingen scharf herunter, was für unsere Kunden in Nagoya schwere Verluste mit sich brachte. Zum Glück konnten alle noch laufenden Geschäfte zur Zufriedenheit aller Beteiligten abgewickelt werden, aber ich erlebte einige bange Monate mit der Befürchtung, daß ich in den allgemeinen Zusammenbruch der Wollindustrie hineingezogen werden könnte.

Diesmal blieb ich nur für sechs Wochen in Deutschland. Ich wollte schnell zurückfahren, um zu sehen, was aus meinem Vermögen und den Gütern unserer Firma geworden war. Ich hatte die Nachricht erhalten, daß *Chiyo* in Sicherheit war und wollte vor meiner Rückfahrt meinen Eltern von unserer Heirat erzählen. Um das Thema zur Sprache zu bringen, hatte ich viele Fotos von Japan und japanischen Frauen mitgebracht und zeigte sie herum, als einmal die Verwandten zusammensaßen. Alle bewunderten die Schönheit der Frauen, und als ich ein paar Erläuterungen gab, meinte ein Onkel: „Ich glaube, Hans wird eines Tages ein japanisches Mädchen heiraten.“ – „Oh nein“, erwiderte mein Vater, „ich glaube nicht, daß er jemals so etwas Dummes machen würde.“ Ich konnte ihnen nicht sagen, daß ich genau „so etwas Dummes“ bereits gemacht hatte, nahm die Fotos wieder an mich und sprach nicht mehr über dieses Thema.

Auf meiner Rückfahrt nach Japan nahm ich wieder die Route über New York und San Francisco nach Yokohama. Diesmal auf einem viel kleineren Dampfer, der „Vaterland“ hieß und mich in fünf oder sechs Tagen nach New York brachte. Ich werde niemals die eindrucksvolle Ansicht von New York vergessen, wie sich die Stadt, als wir am frühen Morgen den Hafen erreichten, aus den

Wolken erhob. Ich verlor keine Zeit mit Besichtigungen, sondern fuhr sofort nach San Francisco weiter. Dort teilte man mir mit, daß der Dampfer, auf dem ich gebucht hatte, repariert werden mußte und für einige Zeit nicht auslaufen könnte. Ich sollte einstweilen in einem Hotel warten. Damit wollte ich aber meine Zeit nicht vertun, sondern tauschte meine Fahrkarte gegen eine Passage mit einem anderen Dampfer von Seattle aus um, der in ein oder zwei Tagen auslaufen sollte und noch am selben Abend nahm ich den Zug zu dem dortigen Hafen. Ich befand mich noch kaum im Waggon, als mir plötzlich schlecht wurde. Ich hatte mir wohl eine schwere Erkältung zugezogen, hatte starke Kopfschmerzen, schaffte es gerade noch, mich auszuziehen und fiel auf das Bett, wo ich sofort einschlief. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, fühlte ich mich wieder besser. Ich sah mich um und bemerkte, daß mein Mantel neben dem Bett auf dem Boden lag. Ich hob ihn auf und erschrak. Meine Briefftasche, in der die Fahrkarten, Reisepaß, Geld und alles gewesen war, war verschwunden. Sie mußte gestohlen worden sein. Was sollte ich nun machen? Ich betrachtete die Mitreisenden. Niemand von ihnen sah aus wie ein Dieb. Nachdem ich die Lage überdacht hatte, rief ich den schwarzen Boy dieses Waggon und erzählte ihm, was passiert war. Er lächelte nur, zog meine Briefftasche aus seiner Hosentasche und reichte sie mir. Er hatte sie gefunden, als er nachts durch den Waggon gegangen war, sie hatte neben meinem Mantel gelegen. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und ich gab ihm fünf Dollar Finderlohn.

Geschäftliche und private Sorgen

Wir erreichten Yokohama an einem klaren Morgen Anfang Januar. Wieder gab es eine beeindruckende Ansicht wie damals bei unserer Ankunft in New York, aber auf andere Art. Vom Deck des Dampfers aus sah man das blaue Wasser, das sich bis zu den grünen Hügeln der Halbinsel Miura erstreckte, und als ob er sich gleich hinter diesen Hügeln befinden würde, stand der Fujisan in der klaren Luft mit seiner weißen Schönheit gegen den dunklen Himmel. Ich habe selten so etwas Schönes gesehen. Es machte mich glücklich, wieder in Japan zu sein, trotz des Erdbebens. In Yokohama und in Tōkyō hatten die Menschen sofort, als die Asche der verbrannten Städte noch heiß war, begonnen, ihre

Häuser wiederaufzubauen. Mit der Hilfe von Menschen aus allen Landesteilen entstanden überall wieder Geschäfte und provisorische Gebäude. An der Ginza hatten die Grundbesitzer einfach die Asche nach hinten geschoben und ihre Läden entlang der Straße wieder aufgebaut, die darum eine breite Front, aber nur einen engen Raum dahinter aufwiesen. Die Ginza trug eine Art Maske, die sie schnell fast wieder wie zuvor aussehen ließ.

Der schnelle Wiederaufbau hatte leider alle Versuche zur gründlichen Planung einer neuen Stadt illusorisch gemacht. Baron *Shinpei Gotō*, einer der damaligen politischen Führer, hatte einen sehr interessanten Plan ausgearbeitet, die Stadt in kleinere Einheiten aufzuteilen, die durch Parks voneinander getrennt sein sollten. Aber daraus ist nichts geworden. Die Leute wollten nicht einen Teil ihrer Grundstücke aufgeben und verteidigten ihre Besitzrechte. Die Regierung konnte nichts anderes tun, als die Leute machen zu lassen, was sie wollten. Nur ein paar Hauptstraßen wurden verbreitert um zu verhindern, daß Feuersbrünste in benachbarte Stadtteile übersprangen.

Das Büro im *Marunouchi Building* war zwar schwer geschüttelt worden, hatte aber nicht gebrannt. Die Wände des Betonbaues wiesen große Löcher auf, aber wir konnten die Räume benutzen. Trotzdem war der Verlust noch sehr groß. Alle Waren in den Lagerhäusern in Yokohama waren vernichtet, und die Versicherungsgesellschaften waren nicht zur Zahlung verpflichtet, denn Erdbebenschäden waren nicht im Versicherungsschutz eingeschlossen. Das verursachte viele Gerichtsverfahren. Manche Güter waren von der Flutwelle, die dem Erdbeben folgte, ins Meer gespült worden. In den Versicherungspolice stand, daß die Versicherungen für Schäden durch Flutwellen aufkommen mußten. Nun ergab sich die Frage, ob die Welle, die den Schaden verursacht hatte, eine Flutwelle gewesen war oder nicht. Man stellte fest, daß die verschiedenen Standardlexika unterschiedliche Definitionen von „Flutwelle“ enthielten. Ich erinnere mich nicht, wie nun die endgültige Entscheidung ausfiel, aber schließlich habe ich doch von den deutschen Versicherungsgesellschaften einige Zahlungen für meine Schäden bekommen, so daß es möglich war, mein Geschäft weiterzuführen. Jeder sprach davon, Zement einzuführen, weil Tōkyō aus Beton wiederaufgebaut werden sollte, um die Bewohner vor den vielen Feuern zu schützen. Viele Firmen haben das versucht, aber bevor noch der Zement angekommen war, war die Stadt schon wieder provisorisch mit Holzhäusern

aufgebaut. Der Zement mußte gelagert werden, wurde nach wenigen Monaten steinhart, und die armen Importeure mußten hohe Gebühren bezahlen, um ihn irgendwo aufbewahren zu können.

Mein Haus in Nakano war zwar stehengeblieben, aber schwer beschädigt, alle Wände hatten Risse. Es war aber wieder instandgesetzt worden und wir konnten es beziehen. *Chiyo* kam, nachdem ich ihr mitgeteilt hatte, daß ich wieder da sei. Sie sah verändert aus. Sie war krank gewesen, hatte ihren Vater zu den heißen Quellen von Nagaoka in Izu begleitet und war gerade zurückgekommen. Sie trug einen Kimono und war stärker geschminkt als sonst. Ich war ein wenig enttäuscht, als wir uns das erste Mal wieder trafen, aber das war rasch überwunden, und wir begannen unser Leben wieder, sie sorgte für den Haushalt und ich versuchte, das Geschäft wieder aufzubauen.

Das Geschäftsleben war nun schwer. Die Jahre, die nun folgen sollten, waren vielleicht die härtesten, die ich jemals erlebte. Das Wollgarngeschäft war seit der großen Wirtschaftskrise unterbrochen und lief nun durch andere Kanäle. Ich mußte, um mich über Wasser zu halten, andere Möglichkeiten suchen und das stellte sich in einer Zeit weltweiter wirtschaftlicher Depression, die ihren Gipfel 1927 erreichte, als schwierig heraus. Wir brachten kleine Handelsgeschäfte mit böhmischen Glasperlen und künstlichen Schmucksteinen für Ornamente sowie medizinischen Instrumenten für Zahnärzte zustande, aber das waren nur kleine Geschäfte, und es war furchtbar schwierig, damit auszukommen. In manchen Jahren, wenn zum Jahresende alle Schulden bezahlt werden mußten, wie es damals der Brauch war, blieben uns oft kaum noch ein paar Yen übrig, aber irgendwie schaffte ich es immer, durchzukommen und alle Schulden zu begleichen. Ich arbeitete hart, nahm niemals frei, außer an Sonntagen. Gleichzeitig wollte ich jedoch mein Hobby, in den Straßen von Tōkyō herumzugehen und die Geschichte der Stadt und das Leben der Menschen zu studieren, nicht aufgeben.

Theater waren für mich zu teuer, aber oft habe ich das *yose* besucht. Ich mußte mir einen Namen unter den Deutschen machen und war ein sehr aktives Mitglied der OAG (Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens), wo ich anderen Deutschen Japanischunterricht gab und für deren Publikationen ich ein paar Aufsätze über *kōdan* und *rakugo* und die Persönlichkeit von *Kagekiyo* schrieb, wie er in verschiedenen Sparten der japanischen Bühnenkunst in Erscheinung tritt.

Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß ich, außer an Sonntagen, wo ich immer zu Hause blieb, wenig Zeit für das Familienleben fand. Natürlich war *Chiyo* unzufrieden, aber ich konnte einfach nicht mehr Zeit zu Hause verbringen, ihr Gesellschaft leisten und meine anderen Aktivitäten aufgeben.

Ich mußte mit vielen Leuten Kontakt haben, um neue Geschäftsquellen zu finden. Besseres Familienleben hätte eine Schrumpfung meines Geschäftes zur Folge gehabt, und das konnte ich mir nicht leisten. Ich schaffte es, *Chiyo* von finanziellen Sorgen freizuhalten. Sie hatte immer einen oder zwei Dienboten für die Hausarbeit, was ihr erlaubte, sich ihren Hobbies zu widmen wie Blumenstecken, Teezeremonie und verschiedene Arten von Kunsthandwerk. Vielleicht hätte ich ihr über die Schwierigkeiten, mit denen sich ein Geschäftsmann beschäftigen muß, mehr erzählen sollen, aber ich glaubte nicht, daß sie das verstehen würde. Sie hatte bemerkenswerte künstlerische Fähigkeiten, aber keine Ahnung von Geld und Geschäft. So zog ich es vor, alle Sorgen von ihr fernzuhalten, aber es gab viele Nächte, in denen ich kein Auge schließen konnte und ernstlich erwog, ob nicht der Tod dem Leben vorzuziehen sei. Ich hatte keine robuste Gesundheit. Ich war oft wegen einer Erkältung bettlägerig oder wurde vor Erschöpfung ohnmächtig. Meine Tagebucheintragungen aus dieser Zeit sprechen von anhaltender Not und fast unerträglichem Leiden.

Das kleine Haus von Nakano brauchte dringend eine Reparatur wegen der Erdbebenschäden. Wir mußten umziehen und entschieden uns, ein eigenes Haus zu bauen. Der Vater von *Chiyo* stellte einiges Baumaterial zur Verfügung. Er fand ein schönes Grundstück von 250 *tsubo** (ca. 800 m²) in Ogikubo, einem Ort in der Nähe von Tōkyō, der gerade eben eine bessere Bahnverbindung in die Stadt bekommen hatte, und wir begannen sofort, ein kleines Haus von etwa 16 *tsubo* Grundfläche zu errichten, was damals ein wenig mehr als 3000 Yen kostete, ungefähr 200 Yen pro *tsubo* und sehr gut und solide gebaut wurde. Es war ganz in westlichem Stil gehalten und bot Platz für uns beide und ein Dienstmädchen. Später bauten wir jedes Jahr an, und im Laufe der Zeit wurde es ein schönes großes Haus mit einem Garten, der für seine Kirschblüten und *otome tsubaki* (eine Kamelienart) berühmt wurde, die das Haus in jedem Frühjahr mit einer Wolke von Blüten umgaben.

* Flächenmaß. 1 *tsubo* hat ca. 3,058 m².

Bevor wir in das neue Haus umzogen, geschah etwas, das Sonne in unser Leben brachte und mir die Kraft gab, meine Anstrengungen für unsere wirtschaftliche Sicherheit noch zu verstärken. Am 3. Dezember 1924 wurde Ruby geboren. Ich hatte mir sehr eine Tochter gewünscht und war nun überglücklich, daß dieser Wunsch in Erfüllung gegangen war. Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als sie zur Welt kam. Die Hebamme war gekommen, die Geburt wurde jeden Augenblick erwartet und ich mußte aus dem Haus gehen. Ich lief auf dem kleinen Pfad, der außerhalb des Gartens um das Haus herumführte, auf und ab und wartete auf das Signal, daß alles vorüber sei. Ich dachte daran, wie wohl Rubys Zukunft aussehen würde. Würde ihr das Leben schwerfallen, weil sie ein Mischling war? Würde ich ausreichend gesund und erfolgreich sein, um mich um ihre Erziehung und Ausbildung kümmern und ihr einen guten Start ins Leben geben zu können? Das freudige Ereignis ihrer Geburt brachte viel Glück, aber auch zusätzliche Sorgen. Ich war ganz sicher, daß es eine Tochter werden würde. Ich wußte, daß ich sie mehr lieben würde als alles andere, und daß ich mit Sicherheit keine Mühe scheuen würde, um alle Not von ihrem Leben fernzuhalten. Ich dachte daran, meine Gedanken zu dieser Zeit niederzuschreiben und später einmal dem Kind zu zeigen. Aber meine Gedanken gingen alle durcheinander und auf einmal hörte ich den ersten Schrei des Kindes. Ich rannte in das Haus, wo die Amme mir das Baby gut eingewickelt in weichen Tüchern in den Arm legte. Es sah nicht so schön aus, wie ich es von einem Säugling erwartet hatte. Ich wußte nicht, was ich damit tun sollte und gab es schnell wieder zurück. Ich nahm Mamas Hand, dankte ihr und versprach mir selbst, daß ich für Mutter und Kind sorgen würde, solange ich konnte.

Im Frühjahr 1925 zogen wir in das neue Haus. Es war auf den Namen von *Chiyo* eingetragen, um ihr eine gewisse Sicherheit zu geben, falls mir etwas zustoßen sollte. Ich hatte auch meine erste Lebensversicherung abgeschlossen. Aber die Verantwortung für Frau und Kind lastete schwer auf mir. Wenn ich krank war, was wiederholt vorkam, konnte ich die Angst nicht vermeiden, was im Falle meines Todes geschehen würde. Das Geschäft war sehr schwierig, und ich verdiente gerade genug, um unseren gewohnten Lebensstil und Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Wir bauten ein Haus für Werner und seine wachsende Familie in unserer Nachbarschaft.

Die Jahre zwischen 1923 und 1928 waren die Jahre mit der

meisten Not in meinem ganzen Leben, wirtschaftlicher und seelischer Art. Als ich Anfang 1924 aus Deutschland zurückgekehrt war, stellte ich fest, daß Werner Bestellungen für große Posten von Waren nach Deutschland geschickt hatte, die wir später schwer verkaufen konnten. Wir hatten kein Kapital, das der Rede wert gewesen wäre und mußten mit Verlust verkaufen, um unsere Verpflichtungen erfüllen zu können, was natürlich zu den ohnehin schon vorhandenen wirtschaftlichen Problemen noch hinzukam. Wir mußten etwas Kapital borgen, und die Sorgen, ob wir fähig sein würden, es zurückzuzahlen, lasteten schwer auf meinem Herzen. Ich war nicht sehr kräftig. Nach meiner Krankheit hatte ich zu wenig Zeit für eine vollständige Genesung gehabt. Rheumatische Schmerzen und Fieber plagten mich immer wieder. Ich hatte keine Zeit für einen einzigen Urlaubstag in all den Jahren und jetzt erst wußte ich, wie schwer es wirklich war, unabhängig zu sein und sich selbst auf eigene Faust durchs Leben zu kämpfen. Oft dachte ich daran, den Kampf aufzugeben und irgendwo eine Anstellung anzunehmen, auch mit einer geringen Bezahlung, nur um meine anhaltenden Sorgen loszuwerden. Manchmal hatte ich das Gefühl, daß es besser wäre, das Leben ganz aufzugeben, denn mir schien die nötige Kraft dazu zu fehlen und ich konnte den Streß nicht mehr lange aushalten. Ich durfte jedoch nicht nur an mich selbst denken. Ich mußte für *Chiyo* und Ruby sorgen, und vor dieser Pflicht hatten alle anderen Überlegungen zurückzutreten. Irgendwie machte ich weiter. Seitdem das Geschäft mit Wollgarn nicht mehr möglich war, weil unsere Freunde in Nagoya zusammengebrochen waren, hatten wir mit chirurgischen Instrumenten und synthetischen Edelsteinen gehandelt. Dies wurden reguläre Geschäftszweige, die ich Werner übertrug, während ich bei Metallen neue Geschäftsbereiche zu entwickeln versuchte. Eine Zeitlang hatten wir ein wenig Geschäft mit Stahlblechen aus Deutschland gemacht, die für die Herstellung von Dynamos und Transformatoren verwendet wurden, aber das fand bald sein Ende, als japanische Stahlwerke die Produktion solcher Bleche aufnahmen.

Die schlimmste Zeit kam, als wir große Schwierigkeiten mit einer Firma in Shanghai hatten, die große Lieferungen nach Shanghai bestellte, für die sie die Importerlaubnis von der chinesischen Regierung besorgen sollte. Sie hatte eine Teilzahlung als Sicherheit für den Fall, daß sie die Importlizenz nicht bekommen sollte, geleistet, aber als sie die Lizenz nicht bekam, verlangte sie von

uns, wir sollten ohne Einfuhrpapiere liefern, was gegen das Gesetz war, oder das Geld zurückzahlen. Wir wollten weder gegen die Vorschriften verstoßen, noch konnten wir die Teilzahlung, die wir bereits erhalten hatten, zurückerstatten, und mußten nun nicht nur gerichtliche Verfolgung durch unseren sehr einflußreichen Kunden, sondern sogar handfeste persönliche Angriffe von der sogenannten *goro tsuki* fürchten, die mit allen möglichen Maßnahmen drohten, wenn wir den Auftrag nicht ausführen würden. Ich konnte und wollte dem nicht entsprechen und unser Geschäft schien am Rande des endgültigen Zusammenbruchs zu sein.

Werner bekam Angst und wollte abspringen. Er hatte ohnehin kein großes Vertrauen in meine Fähigkeit, neue Geschäftszweige zu entwickeln. Ich hatte ihm bereits die leichteren Arbeiten in unserem Geschäft übertragen und er schlug nun vor, das Geschäft mit den chirurgischen Instrumenten und Edelsteinen vollständig zu übernehmen. Dem stimmte ich sofort zu. Ich war unter den jetzigen Umständen direkt froh, von der Verantwortung für ihn und seine Familie befreit zu sein und hatte mit ihm außer unserer geschäftlichen Zusammenarbeit sowieso nicht viele Gemeinsamkeiten. Ich wollte auf neuer Grundlage noch einmal von vorne anfangen und hatte nach allen Schwierigkeiten, die wir durchgemacht hatten, das Gefühl, daß ich alleine größere Freiheit dafür haben würde.

Nochmals Europa

In dieser Zeit hatte ich die Bekanntschaft eines Beamten des tschechoslowakischen Konsulats gemacht, Herr Fierlinger, ein Bruder des Mannes, der wenig später Botschafter der Tschechoslowakei in Washington wurde und danach eine Zeitlang Vizepräsident der Republik war. Dieser Herr Fierlinger bot mir die Vertretung der böhmischen Glaswerke an, die vor kurzem zu einem mächtigen Verband zusammengeschlossen worden waren. Ich nahm das Angebot bereitwillig an und wir wurden sehr gute Freunde. Ich setzte meine ganze Energie in die Entwicklung dieses Geschäftes und arbeitete regelmäßig bis in die späte Nacht. Es glückte mir, dieses Geschäft in Gang zu bringen und ich entschloß mich dann zu einer weiteren Reise nach Hause, um die Vertretung fest zu etablieren. Ich machte diese kurze Reise im Dezember

1925. Diesmal nahm ich die Bahn durch Sibirien, der schnellste und billigste Weg nach Europa. Ich wohnte bei meinen Eltern in Bremen. Mein Vater hatte nach dem Krieg sein Geschäft wieder aufgebaut und war, obwohl nun fast 70 Jahre alt, noch sehr aktiv. Er hatte ein Haus in einem der besten Viertel Bremens gekauft, in dem er ein schön möbliertes Studier- und Schlafzimmer für mich reserviert hatte. Auch meine Schwester war da, aber sie benahm sich hysterisch. Als ich mit der Bahn in Berlin ankam, hatte mich meine Cousine Olga abgeholt, damals ein hübsches, liebenswertes Mädchen, wir mochten uns wie zwei Geschwister. Sie besuchte uns dann später zu Weihnachten in Bremen, und meine Schwester meinte, ich würde meiner Cousine zu viel Aufmerksamkeit widmen und sie dabei ganz übersehen. Dies wurde zu einem beachtlichen Problem und ich hatte kein Verständnis für das eifersüchtige Betragen meiner Schwester. Wieder spürte ich den Wunsch, so bald wie möglich aus allen diesen Querelen fort nach Tōkyō zu kommen und wieder in meinem eigenen Zuhause zu sein. Mein Vater sah immer noch gesund und energisch aus, aber ich hatte das Gefühl, daß sein Herz nicht unbeschwert war, und er unter vielen Sorgen litt. Mein Bruder hatte sich nicht geändert. Er verkaufte jetzt Blumen in den Straßen von Hamburg und manchmal mußte mein Vater aushelfen und seine Schulden begleichen. Meine Schwester, die mein Vater so liebte, hatte noch mehr Grund zur Sorge gegeben. Sie hatte sich mit einem Mann verlobt, den wir alle nicht mochten, und der schließlich die Verlobung brach, nachdem er große Hilfe für sein Geschäft von meinem Vater erhalten hatte. Dieses Erlebnis hat ihre Nerven, glaube ich, stark belastet und war die eigentliche Ursache nicht nur für den Streit mit mir sondern auch für ihren späteren tragischen Tod. Sie wurde Krankenschwester und heiratete dann einen erfolgreichen Arzt, aber nachdem sie zwei reizende Töchter zur Welt gebracht hatte und für einige Jahre eine offensichtlich glückliche Ehe geführt hatte, verdächtigte sie ihren Mann der Untreue und quälte ihn mit ihrer Eifersucht. Ich bemerkte das, als ich sie 1935 einmal in ihrem schönen Haus besuchte und machte mir Sorgen, wo das noch einmal enden würde. Zwei Jahre später, als sie wieder einmal einen Eifersuchtsanfall hatte, nahm sie sich mit Gift das Leben.

Als ich Bremen Anfang 1926 besuchte, hatte ich das Gefühl, daß diese Sorgen, die mein Bruder und meine Schwester verursachten, viel von der Energie meines Vaters aufgezehrt hatten. Er war immer ausgesprochen stark und gesund gewesen. Wenn er

sich einmal erkältet hatte, nahm er ein Dampfbad und ein paar Aspirin und war am nächsten Tag wieder wohlauf. Wenn er einmal krank war, hatte er nie ein Wort darüber verloren, aber jetzt mußte er für ein paar Tage im Bett bleiben. Ich spürte, daß es ernst sein könnte. Wenn ich ihn im Schlafzimmer sah, schien er zu leiden, aber ich wagte nicht, ihn nach seiner Krankheit zu fragen. Ich wußte, daß er darüber nicht sprechen wollte. Als ich diesmal Bremen wieder verließ, brachte er mich jedoch wieder zum Bahnhof. Ich wußte damals nicht, daß ich ihn nicht mehr wiedersehen würde. Meine Cousine Olga begleitete mich noch bis Berlin, wo sie im Buchbinderhandwerk arbeitete. In Berlin traf ich die Fiegels, meine alten Freunde, die auch wieder zurück nach Japan fuhren und wir hatten zusammen eine sehr vergnügte Reise mit der großen Transsibirischen Eisenbahn mit einer großen Menge Wodka und Kaviar zu jeder Mahlzeit.

Geldsorgen und neue Geschäfte

Nach meiner Rückkehr lagen in Tōkyō immer noch viele Probleme vor mir. Werner hatte praktisch die gesamte Geschäftstätigkeit der Mercator Trading Co. übernommen und ich mietete ein kleines eigenes Büro im *Takeyama* Building in Nishi-Ginza, 6-chōme. Ich mußte die Shanghai-affäre bereinigen und legte die Sache in die Hände eines guten Rechtsanwaltes, Herrn *Iizuka*, den ich seit vielen Jahren kannte. Eine mündliche Verhandlung fand zwar statt, aber die Chancen, dieses Verfahren zu gewinnen, schienen nur gering. Kurz vor der Gerichtsentscheidung wurde bekanntgegeben, daß mein Opponent plötzlich gestorben war, und mein Anwalt riet mir zu einem gütlichen Vergleich mit den Erben. Ich zahlte ihnen 3000 Yen, um die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, aber dafür mußte ich eine Hypothek auf mein Haus in Ogikubo aufnehmen, das auf den Namen von *Chiyo* eingetragen war. Nun war ich ohne jedes Eigentum und Geld. Mein Freund Vehling, der mir vor einigen Jahren einige Tausend Yen geliehen hatte, damit ich mein Geschäft fortführen konnte, wollte nun auch sein Geld wieder zurück, weil er mit Werner eine Partnerschaft eingehen wollte. Ich schaffte es, diese Schulden wunschgemäß zu begleichen, aber nun wurde es noch schwieriger, mein kleines Büro zu finanzieren. Ich hatte günstige Übereinkünfte mit der böhmischen Glasindustrie in Deutschland getroffen,

aber es war unvermeidlich, daß ein wenig Zeit vergehen würde, bevor wirklich etwas verdient würde, und diese Übergangszeit stellte sich als eine schwere Aufgabe heraus. Nun bat ich zum ersten Mal meinen Vater um Hilfe, erklärte ihm die Lage, und er schickte mir sofort die Summe von 1200\$, um die ich gebeten hatte. Ich hatte meinem Vater immer stolz gesagt, daß ich mir nichts aus einer Erbschaft machen würde, daß ich ein selfmademan sein wollte und hatte lange gezögert, bevor ich mich mit dieser Bitte an ihn wandte. Es war das einzige Mal, daß ich Geld von Zuhause erhalten hatte, aber zu dieser Zeit machte die relativ geringe Summe es mir erst möglich, mein Geschäft neu zu beginnen und schließlich wieder aufwärts zu kommen.

Nachdem das Glasgeschäft einen guten Start hatte, versuchte ich den nächsten Geschäftszweig zu entwickeln, den Metallhandel, für den ich mich schon immer interessiert hatte. Metalle für Eisenlegierungen wie Chrom, Wolfram, Molybdän usw., wurden gerade modern, und ich hatte mit einer Firma in Deutschland Kontakt aufgenommen, die eine gute Position als Hersteller solcher Materialien hatte. Eines Tages schaute ich zufällig die Liste der Personen an, die in den wenigen Hotels westlichen Stils angekommen waren. Eine solche Liste wurde damals von der englischsprachigen Presse regelmäßig veröffentlicht. Ich bemerkte darunter den Namen Dr. Hahn, der immer die Briefe der deutschen Metallgesellschaft unterschrieb. Ich war mir nicht sicher, ob es auch derselbe sei, aber ich setzte mich sofort in den Zug und besuchte ihn am nächsten Tag frühmorgens im Hotel *Tōa* in Kōbe. Er war höchst überrascht, daß ich von seinem Japanbesuch wußte und bewunderte meine Fähigkeit, das herauszufinden. Ich konnte mir die Vertretung dieser Firma sichern, und von da an wuchs mein Metallgeschäft und brachte gute Gewinne ein. Dr. Hahn hatte wohl geglaubt, ich hätte außerordentlich gute Informationsquellen, was ihn dazu brachte, dem Vertretungsvertrag zuzustimmen. Es war einer der Momente in meinem Leben, wo ich Glück hatte.

Es gab noch einen dritten Geschäftszweig, für den ich mich schon immer interessiert hatte, nämlich den Vertrieb von deutschen Spielfilmen in Japan. Ich hatte viele Berichte über die Lage in Japan an deutsche Filmproduzenten geschickt und Vorschläge gemacht, wie man dieses Geschäft reorganisieren könnte, aber bis jetzt hatte ich keine einzige Vertretung bekommen oder Geschäfte gemacht, die die Zeit gelohnt hätten. Ich hatte sogar auf eigene Rechnung einen deutschen Film gekauft, den ich in Deutschland

gesehen hatte und für den ich guten Erfolg in Japan erwartete. Es war ein deutscher Nachkriegsfilm von der Art wie „Im Westen nichts Neues“, ein Antikriegsfilm. Jeder, der ihn sah, zeigte sich begeistert, aber es gab in Japan eine Zensur für ausländische Filme, und die Zensoren mochten keine Antikriegspropaganda in einer Zeit, als in Japan starker Militarismus herrschte. Viele dachten schon damals, daß Japan sehr bald einen weiteren Krieg führen müßte, um seine wirtschaftliche Stellung in der Welt zu sichern, und das ließ nicht zu, die Menschen pazifistisch werden zu lassen. Der Film wurde so entstellend zusammengeschnitten, daß er jeden Wert verlor und niemals in Japan gezeigt wurde. Bei diesem ersten Filmgeschäft habe ich einen großen Verlust einstecken müssen. 1933 erhielt ich jedoch ziemlich unerwartet ein Telegramm von der UFA, dem größten deutschen Filmproduzenten, ob ich bereit sei, ihre Vertretung zu übernehmen. Natürlich nahm ich an und nach kurzer Zeit war ich der Repräsentant der gesamten deutschen Filmindustrie in Japan. Das wurde auch ein sehr einträglicher Geschäftszweig. Glas, Metall und Film entwickelten sich recht gut und blieben meine drei Geschäftszweige bis zum Zweiten Weltkrieg. In den Jahren von 1930 bis 1940 mußte ich zwar immer noch hart arbeiten, aber ich wußte nun, daß es sich lohnte. Bald nach 1930 hatte ich alle Schulden zurückgezahlt und begann nun, ein bißchen Kapital anzusammeln. Das Geschäft nahm immer mehr zu, und ich hatte das Gefühl, auf dem besten Weg zu sein, um ein erfolgreicher Geschäftsmann zu werden. Das war tatsächlich ein wenig unerwartet. Ich hing nicht gerade mit besonderer Liebe an meinem Beruf, feilschte nicht gerne um Preise und Geschäftsbedingungen und gab lieber nach, als in einer harten Verhandlung einen guten Abschluß durchzusetzen. Schon das machte mich eigentlich zum Geschäftsmann ziemlich ungeeignet, und wenn ich trotzdem einigen Erfolg hatte, dann glaube ich wohl deshalb, weil die Leute mich für vertrauenswürdig und zuverlässig bei Geschäften hielten. Ich hatte auch ein wenig die Fähigkeit, in Verhandlungen den Standpunkt des Partners zu verstehen und zu würdigen, was mir auch zu einem guten Ruf unter meinen Geschäftsfreunden verhalf. Man schrieb mir sogar eine besondere Fähigkeit zu, Konflikte zwischen anderen bereinigen zu können und einvernehmliche Regelungen zu finden. Vielleicht waren es die harten Zeiten, die ich durchgemacht hatte, die mir diese Fähigkeit und ein wenig nützliche Einsicht in den allgemeinen Kampf um wirtschaftliche Existenz gaben.

Während ich mir nicht allzuviel aus meinem Beruf als Geschäftsmann machte, verließ mich nie die Begeisterung für das Studium von Japan. Sogar in den schwierigsten Jahren meines Lebens gab ich nie die Versuche auf, mehr über das japanische Leben, japanische Geschichte, Religion, Kunst und Literatur zu lernen. Seit meiner Ankunft in Japan war ich Mitglied der OAG, begann dort ehrenamtlich als Bibliothekar zu arbeiten und wurde bald Vizepräsident der Gesellschaft, was ich dann für 20 Jahre blieb. In den frühen dreißiger Jahren war ich ein bekanntes und beliebtes Mitglied der deutschen Kolonie in Japan und war als eine Art Japanexperte bekannt.

Aber meine Begeisterung für das Japanstudium hatte unglücklicherweise zwangsläufig zur Folge, daß ich mein Familienleben etwas vernachlässigen mußte. Ich konnte nur an wenigen Abenden der Woche zum Abendessen zu Hause sein, Vortragsabende und Ausschußsitzungen bei der OAG, Herumstöbern in Antiquariaten in Kanda, Theater, *yose* und darüber hinaus noch Parties mit Geschäftsfreunden, Besuchern aus anderen Teilen Japans und aus Europa beschäftigten mich an fast allen Abenden der Woche. Ich hatte wenig Erholung oder Zeit, um auszuspannen. An manchen Abenden ging ich auf dem Heimweg vom Büro den ganzen Weg nach Shinjuku zu Fuß, um ein wenig Bewegung zu haben und gleichzeitig das japanische Leben in den Nebenstraßen zu beobachten, das mich immer noch an das alte Edo erinnerte, dessen Kultur und Lebensgefühl ich so lieb gewonnen hatte. An Samstagen und Sonntagen war ich jedoch stets zu Hause, arbeitete ein wenig im Garten oder las in meinem Arbeitszimmer, nahm alle Mahlzeiten gemeinsam mit meiner Familie ein und hatte viel Freude am *o-sanji* (Nachmittags-Kaffee) mit *Chiyo* und den beiden Kindern, für die ich samstags oft Kuchen aus Tōkyō mitbrachte. Es war eine schöne Zeit. Meine Gesundheit war völlig wiederhergestellt. Viel Arbeit, Studium und nur wenig Ruhe schienen mir nichts anhaben zu können. Im Sommer nahm ich mir manchmal fünf oder sechs Tage Urlaub, um mit zwei oder drei Freunden durch Japans wunderschöne Hügel zu wandern. Ich hatte diese Wanderungen, für die ich immer verhältnismäßig unbekannte Gegenden Japans aussuchte, sehr gerne. Wir gingen etwa in das Flußtal von Kiso und dort zum Ontake, oder in die Gegend hinter dem Berg Bandaisan. Diese Ausflüge trugen auch zu meinen Kenntnissen über das ländliche Japan und die japanische Volkskunst bei.

Mia war im Jahre 1928 geboren worden, und wir vier lebten recht glücklich. Wir hatten viele Freunde, die uns in unserem Heim in Ogikubo besuchten, das jedes Jahr größer geworden war, wenn *Chiyo* mit den Kindern den Sommer am Strand oder in kühlen Erholungsgebieten im Gebirge verbrachte. Der Garten wurde mit Kirschbäumen und Kamelien bepflanzt, so daß das Haus im Frühling in einer Wolke von schönen Blüten stand. *Chiyo* hatte einige Jahre lang Chrysanthemen gezogen, die im Herbst ausgestellt wurden und ein wunderschöner Anblick waren. Viele Freunde kamen, um sie zu sehen und manchmal tanzten wir im Garten zu den Klängen eines Grammophons japanische Tänze. Abends hörten wir gerne die Melodien hawaiischer Musik.

Ich konnte mit der Glücklichkeit, die ich erreicht hatte, zufrieden sein. Ich hatte mich nie nach einem Leben in Luxus und Reichtum gesehnt. Alles was ich wollte, war ein gewisser Grad an Sicherheit und die Freiheit, so zu leben, wie ich wollte. Sicherheit wünschte ich mir nicht so sehr für mich, als vielmehr für *Chiyo* und die Kinder. Ich schloß eine Anzahl Versicherungen ab, die ihnen ein angenehmes Leben sichern sollten, falls mir etwas zustößen sollte. Ich hatte niemals erwartet, sehr lange zu leben. Schließlich würde die Krankheit, die ich früher hatte, sicherlich in späteren Jahren sich wieder bemerkbar machen. Ich stellte mir daher gern vor, mich aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, wenn ich um die 50 war und dann den Rest meines Lebens mit etwas zu verbringen, das mehr bleibenden Wert hätte als im Geschäft zu feilschen und heranzuschaffen zu versuchen, was für das tägliche Leben notwendig war. Ich wollte viele Bücher lesen und ein paar Schriften hinterlassen, die das Ergebnis meiner Japanstudien enthielten. Diesen Wunsch, etwas zu tun, das zum Fortschritt der Menschheit beiträgt, wenn auch vielleicht nur ganz wenig, das gegenseitiges Verständnis zwischen den Menschen, Ländern und Rassen förderte, hatte ich schon immer stark empfunden. Ich glaube, das war der Wunsch, der mein gesamtes Leben geformt hat, und der mich oft davon abhielt, soviel Zeit für meine Freunde und meine Familie zu verwenden, wie man von mir erwartete. Ich wußte, daß ich jede Minute meines Lebens nutzen mußte, wenn ich meinen Wunsch erfüllten wollte. Ich plante immer neue Studien, arbeitete für mein Hobby bis in die späten Nachtstunden. Am nächsten Morgen kam ich allerdings nie zu spät ins Büro.

Während ich zwar zu einem gewissen Grade meine Familie

vernachlässigte, gab es doch auf meiner Seite keinen Mangel an Liebe, außerdem war ich mir meiner Verantwortung in hohem Maße bewußt. Es stimmt, daß es Streit zwischen *Chiyo* und mir gab, fast immer, weil sie dachte, ich würde anderen zuviel Aufmerksamkeit widmen, anstatt ihr, den Kindern, Dienstboten oder Freunden. Mit Sicherheit hatte ich nicht diese Absicht, und der Streit lastete schwer auf mir, raubte mir den Schlaf und verbrauchte viel Kraft, die ich in diesen Jahren der ruhelosen Tätigkeit sehr nötig gehabt hätte. Mit ganzem Herzen wünschte ich, daß *Chiyo* und die Kinder glücklich waren, und wollte ein frohes und friedliches Heim für uns alle. Ich hätte jederzeit alles aufgegeben oder auch mein Leben für *Chiyo* und die Kinder geopfert, wenn das nötig gewesen wäre, um sie glücklich und zufrieden zu machen.

Ruby und Mia wuchsen langsam heran, und ich liebte sie jedes Jahr noch mehr als zuvor. Vielleicht haben sie es nicht bemerkt, aber meine Gedanken waren Tag und Nacht bei ihnen. Es war meine Liebe zu ihnen, was unsere Familie zusammenhielt und mir immer neue Kraft für meine Arbeit gab. Jeder Erfolg in der Arbeit machte mich erst froh bei dem Gedanken, daß er später meinen Kindern in irgendeiner Weise zugutekommen würde. Ich machte mir nichts aus Luxus. Schlichte, anständige Kleidung und normales Essen waren genug für mich. Ich rauchte und trank gelegentlich, aber nie im Übermaß. Es machte mir nichts aus, Geld auszugeben, wenn ich abends mit Freunden feierte oder wenn ich Leute einlud, die nicht so wohlhabend waren wie ich. Aber für mich selbst brauchte ich nur Geld, wenn ich Bücher kaufte oder manchmal ein paar Kunstgegenstände, mit denen ich das Haus verschönerte. Seit dem Anfang meiner Karriere wohnte ich allerdings gerne in einer netten Umgebung und habe wohl einen großen Teil meines Einkommens für das Haus ausgegeben. Ich wollte ein nettes und schönes Heim und ein ruhiges und glückliches Familienleben, das es mir ermöglichte, für meine Ideale weiterzuarbeiten und meinen Wunsch zu verwirklichen, zum Fortschritt der Menschheit, soweit es meine Fähigkeiten erlaubten, beizutragen.

Dunkle Wolken am politischen Himmel

Mitte der dreißiger Jahre schien die Erfüllung dieser Sehnsucht nicht mehr fern zu sein, aber am Horizont stiegen neue Wolken auf, die den Lauf der Ereignisse in eine Richtung lenken sollten, die niemand hatte vorhersehen können. Ich wußte nicht, daß die größte Tragödie meines Lebens und die Jahre der größten Not vor der Türe standen.

Ich hatte allen Grund, glücklich zu sein und zufrieden mit meinem Erfolg im Geschäft und außerhalb. Ende der zwanziger Jahre hatte es eine weltweite Wirtschaftskrise gegeben. Die politischen und wirtschaftlichen Bedingungen in Deutschland waren chaotisch. Die Arbeitslosenzahl war so groß wie nie zuvor und die Regierungen, die alle paar Monate wechselten, waren vollkommen unfähig. Das war die Zeit, als Hitler, ein gebürtiger Österreicher, seine Nationalsozialistische Partei aufbaute. Niemand schien ihn und seine Anhänger zu mögen, aber als er im Jahre 1933 auftrat und versprach, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu verbessern und die zwei Millionen Arbeitslosen binnen zweier Jahre von der Straße zu bekommen, begannen die Menschen zu denken, daß er seine Chance bekommen sollte, zu zeigen, was er könne. Er wurde zum Staatschef gewählt und begann sofort mit der Arbeit. Das politische Programm, das seine Partei veröffentlichte, enthielt „Recht auf Arbeit für jeden“, „Freiheit von der Unterdrückung durch das Kapital“ und ähnliche Schlagworte, die für mich wie andere, die etwas Sinn für soziale Verantwortung hatten, attraktiv waren. Ich mochte jedoch überhaupt nicht seine Art, öffentlich zu sprechen. Ich mochte auch nicht, wie er seine Parteiorganisation aufbaute, mit Männern in Uniform. Er wollte aus den Menschen eine Maschine nach seiner Erfindung machen und ich glaubte, daß das niemals Erfolg haben könnte, und daß ich niemals ein Teil dieser Maschine sein könnte. Einige Phrasen, die er in seinen Reden oft verwendete, schienen nur lächerlich: „Nur ein starkes Heer und eine starke Marine können für Deutschland den Frieden sichern“ hat sich schon vorher mehrere Male als falsch herausgestellt. Hitlers Art, die Juden anzugreifen, war unrecht und barbarisch. Als jedoch in Tōkyō eine Zweigstelle der Nazipartei eingerichtet wurde, forderte man mich auf, beizutreten. Ich zögerte damit sehr, denn ich hatte das Gefühl, daß das ein falscher Schritt sein würde. Ich beriet mich mit Freunden, die eine ähnliche Meinung hatten wie ich, und

wir kamen zu dem Ergebnis, daß die Nazipartei schließlich die gegenwärtige deutsche Regierung repräsentierte, und daß es wünschenswert sein könnte, daß in die Partei mehr Leute mit einem weiteren geistigen Horizont als die Parteiführer zu haben schienen, eintreten würden. Außerdem sagte man mir, eine Weigerung könne schwere wirtschaftliche Folgen für mich haben. Ich könnte die Vertretungsverträge für deutsche Firmen verlieren, besonders die der UFA, was damals ein schwerer Schlag für mein Geschäft gewesen wäre. Ich erinnere mich noch gut, wie meine Hände zitterten, als ich den Mitgliedsantrag unterschrieb. Ich wußte, daß ich etwas tat, was ich nicht wirklich wollte, was aber unter den gegebenen Umständen unvermeidlich war.

Die Nachrichten, die uns aus Deutschland erreichten, waren sehr widersprüchlich. Es gab Gerüchte von Terror, aber andere Berichte, sogar aus den USA, nannten die Regierung Hitlers energisch, rechtschaffen und gut für das Volk. Die Zahl der Arbeitslosen ging rasch zurück. Durch die Organisation des Arbeitsdienstes, der Autobahnen baute, die Fabriken und Städte instandsetzte und verschönerte und durch den Aufbau einer neuen Armee wurde Arbeit für jeden geschaffen. Ich wollte selbst die Wahrheit herausfinden und unternahm im Sommer 1935, ein Jahr bevor die grandiosen Olympischen Spiele in Berlin stattfanden, eine weitere Deutschlandreise. Mein allgemeiner Eindruck von Deutschland unter der Regierung Hitler war hervorragend. Als wir mit dem Zug über Sibirien die deutsche Grenze erreichten, sahen wir die ersten Nazibeamten mit ihren Hakenkreuzbinden und fürchteten, sie würden uns viele Fragen stellen, die für uns schwierig ehrlich zu beantworten sein könnten, aber nichts dergleichen geschah. Wir passierten ganz unbehelligt die Grenze nach Deutschland und sogar die Zollbeamten waren höflich und verbindlich. Wir mußten kein einziges Gepäckstück öffnen. In Deutschland selbst fand ich die Straßen sauber und die Häuser in gutem Zustand. Die Fabriken waren sauber und wo immer möglich, von einem Garten umgeben, und die Arbeiter waren offensichtlich sehr zufrieden damit, wie sie behandelt wurden und grüßten Besucher freudig und offen. Die Menschen auf den Straßen waren gut gekleidet. Es schien nur geringe Unterschiede zwischen arm und reich zu geben. Während der ganzen Dauer meines zweimonatigen Aufenthalts in Deutschland sah ich nicht einen schäbig gekleideten Menschen und nicht einen, der wie ein Bettler aussah. Es gab auch keine Bettelei in den Straßen oder an

den Haustüren. Allen schien es wirtschaftlich gut zu gehen, jeder schien zufrieden.

Einer der stärksten Eindrücke auf dieser Reise war der Anblick einer Gruppe von Arbeitern mit ihren Familien, die sich an einem Bahnhof in einem Industriezentrum versammelten, um auf eine Urlaubsreise zu gehen, etwas, was vermutlich die meisten von ihnen noch nie erlebt hatten. Die frohen Gesichter dieser Männer, Frauen und Kinder zu sehen, die neue Kleider anhatten, lachten und schwatzten, war für einen jeden genug, um von dem sozialen Erfolg der Regierung Hitlers überzeugt zu werden, die mit solchen Aktionen die große Mehrheit des Volkes auf ihre Seite zog. Das einzige, mit dem ich nicht einverstanden war, und das ich frei kritisierte, war die Behandlung der Juden. Zu dieser Zeit gab es noch keine richtigen Mißhandlungen. Juden wurden als eine Art Ausländer angesehen, waren deshalb in Deutschland speziellen Gesetzen unterworfen und mußten unter besonderen Einschränkungen leben. Von den anderen Deutschen erwartete man, daß sie den Kontakt mit ihnen mieden. Während ich in Deutschland war, besuchte ich mehrere Juden und ging mit ihnen ins Restaurant oder aß bei ihnen zu Abend. Später sagte man mir, daß so etwas ziemlich gefährlich sei, und ich mich damit leicht in Schwierigkeiten gebracht hätte. Viele Juden verließen Deutschland in dieser Zeit und nur wenigen gelang es, ihren Besitz mitzunehmen. Viele Deutsche kritisierten die antijüdische Politik der Regierung hart. Aber später wurde solche Kritik verboten und die Juden wurden immer schlechter behandelt, bis schließlich viele von ihnen während des Krieges in Konzentrationslagern umkamen.

Andere kritisierten die Wirtschaftspolitik der Regierung Hitlers und prophezeiten, daß der Ruin des deutschen Wirtschaftslebens schließlich das Ergebnis sein würde. Ich stimmte solchen Argumenten nicht zu. Tatsache war, daß viele Regierungen vor Hitler unfähig gewesen waren, irgendetwas zu erreichen, da es immer Leute gegeben hatte, die ihnen Steine in den Weg gelegt hatten. Viele Menschen dachten immer noch, daß Hitler eine faire Chance erhalten sollte, zu zeigen, ob seine Theorien stimmen würden. Sie hofften, daß die ökonomischen Ziele Hitlers Deutschland helfen würden, wieder auf die Beine zu kommen, und daß seine oft beschworene Entschlossenheit, alles, was zum Krieg führen konnte, zu vermeiden, ehrlich gemeint war.

Als ich wieder über Sibirien zurückreiste, dachte ich über das, was ich gesehen hatte, nach und kam zu dem Schluß, daß die

Regierung Hitlers bereits viel getan hatte, um die allgemeinen Bedingungen zu verbessern und daß es nicht viel zu kritisieren gab, außer der Judenpolitik, von der ich hoffte, daß sie sich bald bessern würde. Im nächsten Jahr fanden die Olympischen Spiele in Berlin statt und wurden ein sensationeller Erfolg. Die deutsche Regierung erhielt nichts als Lob und Bewunderung für ihren Umgang mit den großen Menschenmassen und für die allgemeinen Vorbereitungen. Hitler erzielte bei der Behandlung außenpolitischer Fragen einen Erfolg nach dem anderen. Es schien, daß er alles bekommen würde, was er wollte. Seine Anhänger nahmen zu, aber er persönlich, wie auch seine obersten Helfer, Goebbels und Göring, waren nicht beliebt. Viele Menschen hatten das Gefühl, daß hinter der Politik und den Idealen, die sie verkündigten, wenig Ehrlichkeit stünde, aber sie hatten wenig Grund, sich zu beklagen, weil ihr Leben bequem und wirtschaftlich abgesichert war. Nur ein paar außerordentlich aufrechte und weitblickende Menschen hielten ihren Widerstand aufrecht und wurden bald zum Schweigen gezwungen oder in ein Konzentrationslager gesteckt.

Die führenden Funktionäre der Nazipartei in Japan nahmen nach und nach für sich das Recht in Anspruch, andere Leute herumzukommandieren. Ich versuchte, jeden Kontakt mit ihnen zu vermeiden und nahm an keinen Aktivitäten der Partei teil. Eines Tages aber wurde mir befohlen, die Führung einer kleinen Gruppe von deutschen Bewohnern in Tōkyō zu übernehmen. Ich sollte sie über die Nazi-Ideologie informieren, und allgemein nach ihrem Wohlergehen sehen. Was den ersten Punkt anging, so tat ich überhaupt nichts und meine allgemeine Fürsorge für die Mitglieder meiner Gruppe hatte zur Folge, daß einige Geld von mir borgten.

Der Hauptzweck meines Besuches in Deutschland war, die Geschäftsbeziehungen dort zu festigen. Damit hatte ich Erfolg, und als Ergebnis machte nach meiner Rückkehr das Geschäft in Japan gute Fortschritte. Das Glasgeschäft wuchs von alleine, ohne mein Zutun. Das Metallgeschäft umfaßte nun auch einen lebhaften Export von Eisenlegierungen nach England und den Import von Molybdän aus Amerika. Die antiamerikanische Propaganda in Japan vor dem Kriege brachte einen Boom im deutschen Filmgeschäft, das ich monopolisiert hatte. Ich mußte hart arbeiten, denn ich machte alle Geschäfte alleine und überließ meinen wenigen Anstellten nur die Büroarbeit. Abends nahm ich immer noch an

den Vorträgen der OAG oder an deren Vorstandssitzungen teil, aß zusammen mit Kunden oder ging ins Kabuki-Theater. Das war die aktivste und erfolgreichste Zeit. Daß ich nur wenig schlief, machte mir nichts aus, denn ich fühlte mich nun kräftig und gesund. Ich wollte „Heu machen, solange die Sonne scheint“ und dachte daran, mich mit 50 Jahren aus dem Geschäftsleben zurückzuziehen, und mich in den noch verbleibenden Jahren meines Lebens meinen Büchern zu widmen, ein bißchen nachzudenken und zu schreiben. Während jedoch mein Bankkonto anwuchs, begannen sich die Wolken am Himmel zu häufen. Japans Militäraktionen in China weiteten sich immer mehr aus. Der Nationalismus erreichte seinen Höhepunkt nicht nur in Japan, sondern auch in vielen anderen Ländern und die Menschen sprachen über die Möglichkeit eines neuen Weltkrieges. Ich hatte den Ersten Weltkrieg erlebt und gesehen, wie damals in Deutschland sogar die reichsten Leute alles verloren hatten, was sie besaßen, mit Ausnahme von Grund- und Hausbesitz. Es schien mir ratsam, das zur Verfügung stehende Geld in einem Stück Land anzulegen, wo ich vielleicht mit *Chiyo* und den Kindern für den Rest meines Lebens in Frieden wohnen könnte. Ruby war nun, 1937, 13 und Mía 9 Jahre alt. Ich liebte sie mehr als alles andere auf der Welt und meine glücklichsten Stunden hatte ich zu Hause, wenn meine Familie um mich war. Hauptsächlich für sie wollte ich ein dauerhaftes Heim sichern, wo sie sicher wohnen konnten, falls mir etwas zustoßen sollte. Wann immer ich Zeit dazu fand, fuhr ich in der Umgebung von Tōkyō herum, um ein passendes Stück Land zu finden. Ich hatte die Gegend von Musashi gerne, mit ihren niedrigen Hügeln und Wäldern, ihren Bauernhäusern und alten Tempeln, umringt von den Bergen von Chichibu, Hakone und dem Fujisan. Es war schwierig, den idealen Ort zu finden. Ich wollte ein Grundstück finden, das für viele Jahre Arbeit im Garten bot, aber das Haus sollte auch für uns vier groß genug sein, so daß wir einen bequemen Platz zum Schlafen und tagsüber zum Wohnen hatten. Ich studierte Landkarten der Umgebung von Tōkyō, versuchte abgelegene Plätze zu finden und zeichnete jeden Tag Pläne für Häuser, wie ich sie mir wünschte, die sich in die Landschaft einfügten, europäischen Komfort und japanische Schönheit vereinigen sollten. Oft begleitete mich *Chiyo* auf den Fahrten ins Land, es war eine schöne Zeit.

Hauskauf in Kamakura

Eines Tages bekam ich Besuch aus Ōsaka von dem älteren *Nonoguchi**, der mir sagte, er hätte von einem netten Grundstück gehört, das in Kamakura zu verkaufen sei. Ich war von dem Gedanken, nach Kamakura zu ziehen, das weit weg von meinem geliebten Tōkyō zu sein schien und als Stadt von Snobs und reichen Leuten galt, nicht begeistert. Ich stimmte aber zu, mir den Ort einmal anzuschauen. Ich wurde dem Besitzer, Herrn *Kominami*, an einem Januartag 1938 vorgestellt. Wir nahmen den Zug nach Kamakura. Vom Bahnhof aus gingen wir geradeaus den Hügel hinter der *Onari*-Volksschule hinauf, und als wir auf dem Hügel standen, zeigte *Kominami* auf das kleine Tal, das er verkaufen wollte. Über Nacht war Schnee gefallen und lag auf den grünen Blättern der Kamelienbäume und auf den roten Blüten, die zwischen dem weißen Schnee und dem dunklen Blattwerk hervorleuchteten. Es war ein wunderschöner Anblick und ich brachte kein Wort heraus. Dieses ruhige Tal war der ideale Ort, nach dem ich gesucht hatte. Ich sah mich um, betrachtete die Hügel und versuchte mir vorzustellen, wo und wie man hier ein Haus bauen könne, das sich in die Landschaft einfügte. Hier würde ich allein sein, fern von der lärmenden Stadt und doch nahe genug, um sie in zumutbarer Zeit zu erreichen. Hier würde ich für die nächsten 20 oder 30 Jahre keinen Mangel an Gartenarbeit haben, wenn ich noch so lange leben sollte. Der einzige Nachteil war, daß der Ort nur über einen schmalen Pfad, der einen steilen Hügel hinauf führte, zugänglich war oder über einen anderen, bequemeren Weg, der jedoch viel weiter war und außerdem gerade an einem Schweinestall unterhalb des Ortes vorbeiführte.

Am nächsten Tag kam ich mit *Chiyo* wieder nach Kamakura und wir entschieden uns, zu kaufen. Ich konnte mit *Kominami* die Angelegenheit zu einem Preis regeln, der für mich bezahlbar war, und bald war ich stolzer Grundbesitzer in Kamakura. Nachdem alles erledigt war, begannen wir zu planen, wie wir den Platz herrichten würden. Zunächst einmal sollte ein kleines Haus gebaut werden, um einen Wachmann mit seiner Familie aufzunehmen, der auf den Platz aufpassen und Arbeiten aller Art machen sollte. Es sollte ein Haus im Stil der japanischen Bauernhäuser werden, mit einer großen offenen Feuerstelle. Daran sollte ein Raum von

* Die Familie der Schwester von *Chiyo*.

etwa acht Matten für *Chiyo*s Vater angebaut werden, der sich darauf freute, uns in Kamakura manchmal zu besuchen und bei uns zu wohnen, wo er Chrysanthemen züchten und seine Zwergbäume (*bonsai*) pflegen konnte. Dann wollte ich eine Art Teehaus haben, hoch oben auf dem Hügel, wo man eine kleine Stelle planieren konnte und wo man eine nette Aussicht auf die Landschaft unten und auf das Meer in der Ferne hatte. Während wir so planten, wuchs die Idee des kleinen Teeraumes in die Breite. Es sollte uns als Sommerhaus dienen, während wir noch in Tōkyō wohnten, und dort wollten wir auch das Haupthaus planen, das wohl noch einige Zeit benötigen würde. Später sollte es dann dazu dienen, ausländische Gäste zu beherbergen, die uns vielleicht in Tōkyō besuchten. So wuchs, was ursprünglich ein Teeraum von viereinhalb Matten gewesen war, nun zu einem Haus mit drei Räumen mit jeweils zehn, acht und drei Matten und einem großen Eingang an. Das Bauholz von ungewöhnlichen Abmessungen wurde in den Hügeln der Präfektur Fukushima eingekauft, und bald konnte die Arbeit beginnen. Aber, bevor der Bau wirklich begann, geschah etwas Unerwartetes.

Plötzliche Erkrankung

Seit ungefähr einem Jahr hatten mir Schmerzen im Rücken Sorgen gemacht. Der bekannte Dr. *Irisawa* stellte mich verschiedenen Internisten im Krankenhaus der Tōkyō Universität vor, und man entdeckte, daß mit meinem Rückgrat etwas nicht stimmte. Man riet mir, ein sehr straffes Korsett zu tragen. Das tat ich und hatte keine Schmerzen mehr, im Sommer allerdings war das Korsett sehr unbequem zu tragen. Ich fand mich jedoch damit ab und konnte meine Tätigkeiten wie früher fortführen. Dann, eines Tages, als ich mit der Bahn von Ogikubo nach Tōkyō fuhr, hatte ich plötzlich das Gefühl, irgendein Schatten oder ein schwarzer Fleck würden meine Sicht beeinträchtigen. Als das am nächsten Morgen noch nicht aufgehört hatte, entschloß ich mich, den deutschen Arzt Dr. Stedefeld zu konsultieren. Ich hatte öfters Probleme mit den Augen gehabt, die aber nicht ernster Natur gewesen waren. Sie kamen von der Überanstrengung der Augen beim Lesen und Schreiben spät nachts, wenn ich schon von der Arbeit im Büro müde war. Diesmal war der Arzt ziemlich beunruhigt, als er bei seiner Untersuchung herausfand, daß ich an einer

Netzhautablösung litt. Ich wußte, daß das eine schreckliche Krankheit war, die oft nach wenigen Tagen zu völliger Blindheit führte. Als der Doktor mir das Untersuchungsergebnis mitteilte, fiel ich in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Couch, und wir besprachen das Problem, vor das ich gestellt war. Er sagte mir, daß es nur einen Arzt auf der Welt gäbe, in Frankreich, der kürzliche eine Methode entdeckt hatte, diese Krankheit zu operieren, und der mir vielleicht helfen konnte. In manchen Fällen jedoch, so fügte er hinzu, könne durch zwei bis drei Monate Bettruhe eine Heilung bewirkt werden. Er riet mir, den berühmten Dr. *Isbihara* von der Universität Tōkyō zu konsultieren, der auf diesem Gebiet die größte Autorität in Japan sei. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich nahm ein Taxi zum Büro, rief meine Angestellten zusammen und erklärte ihnen, daß ich für mehrere Monate ins Krankenhaus gehen müßte. Damals war das Geschäft mit dem Ausland zum Stillstand gekommen. Ein zweiter Weltkrieg schien möglich. Die meisten Länder verboten den Export von Metallen als lebenswichtige Rohstoffe und erlaubten keine Einfuhr von Gütern, die nicht lebensnotwendig waren. Wir hatten darum schon damit begonnen, unser Geschäft mit Metallen vom Außenhandel zum Binnenhandel zu verlagern, für den wir gute Verbindungen hatten. Ich sagte meinen Männern, daß sie dieses Binnengeschäft allein ohne mich machen müßten und riet ihnen, zu diesem Zweck eine neue Firma zu gründen, die ich mit dem nötigen Kapital von 20 000 Yen versehen würde. Kurze Zeit vorher hatte bereits jeder der vier wichtigsten Angestellten einen Bonus von 10 000 Yen ausbezahlt bekommen, was damals ein nettes Vermögen war und das sie nun, wenn nötig, als zusätzliches Kapital für die neue Firma verwenden sollten. Alle vier, *Katō*, *Mitamura*, *Aoyama* und *Nonoguchi* waren froh über diesen Vorschlag und stimmten zu. Während des Nachmittags wurden alle notwendigen Formalitäten erledigt, um das Geschäft in ihre Hände zu legen. In der neuen Firma sollte mich *Takeo Aoyama*, *Chiyos* Bruder, vertreten. Als Gegenleistung für das zur Verfügung gestellte Kapital sollte ich einen Gewinnanteil bekommen, wenn sich das Geschäft zufriedenstellend entwickelte. Alles wurde hastig entschieden, aber ich hatte keine andere Wahl und es war keine Zeit dafür, die Sache sorgfältig zu überdenken. Andernfalls hätte ich es vorgezogen, in das neue Unternehmen einzutreten, das ohne einen einzigen wirklichen Kopf möglicherweise zum Erfolg unfähig sein würde, wie sich später auch wirklich herausstellte.

Sehr bald begannen die vier, untereinander zu streiten, jeder ging seinen eigenen Weg, und bevor noch viel Zeit vergangen war, war das gesamte Kapital verloren. Ich hatte nicht die Zeit, diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen. *Chiyo* war ins Büro gekommen und wir gingen zusammen zu Dr. *Ishihara*, der zum Glück ein alter Freund ihres Vaters war. Er bestätigte die Ergebnisse der Untersuchung des deutschen Arztes, und ich wurde noch am selben Abend im Universitätskrankenhaus zu Bett gebracht. Ich konnte nur hoffen, daß ich einer der seltenen Fälle sein würde, die durch zweimonatiges Ruhigstellen im Bett geheilt werden konnten. Die letzten beiden Monate des Jahres 1938 verbrachte ich im Krankenhaus der Universität Tōkyō. Es war eine schlimme Zeit, ich hatte beide Augen bandagiert und mein Kopf war festgebunden. In dem Moment, als ich nach all den Jahren harter Arbeit endlich wirtschaftlichen Erfolg erreicht hatte und einem etwas bequemeren Leben entgegensehen konnte, drohte mir nun die Blindheit. In der Dunkelheit eingeschlossen, dachte ich über meine Lage nach. Was sollte nur aus mir und meiner Familie werden? Ich konnte nur um ein Wunder beten, das uns alle retten würde. Die täglichen Sorgen vieler Wochen zerrten an meinen Nerven. Mein Zimmer war voll von Blumen und unzähligen Geschenken von den vielen Freunden, die ich damals hatte, aber das konnte meine Lage nur wenig erleichtern.

Nachdem zwei Monate vergangen waren, sagte Dr. *Ishihara*, er glaube, die Kur hätte angeschlagen und er hoffe, die Heilung sei dauerhaft. Ich konnte heimgehen. Unglücklicherweise war die Freude über die Heilung nicht von langer Dauer. Ein paar Tage, nachdem ich nach Ogikubo zurückgekehrt war, begannen mit meinen Augen die selben Sorgen wieder von vorne, und ich wäre in eine verzweifelte Lage gekommen, wenn ich nicht in der Zwischenzeit erfahren hätte, daß ein Arzt an der kaiserlichen Universität in Kyōto ein Verfahren, die Netzhaut zu operieren, entwickelt hatte, mit dem er bereits viele Heilungen bewirkt hatte. Ich trat mit Prof. *Mori* in Verbindung und er stimmte zu, mich in seine Universitätsklinik aufzunehmen.

Bald nach den Neujahrsfeiertagen fuhr ich Anfang 1939 mit *Chiyo* nach Kyōto, um Dr. *Mori* aufzusuchen. Wir übernachteten im *Miyako* Hotel, und die erste Untersuchung ergab, daß durch eine Operation eine Heilung bewirkt werden könnte. Man zeigte mir dann im Krankenhaus den Raum, in dem ich wohnen sollte. Die Klinik war in den ersten Tagen der *Meiji*-Zeit erbaut worden,

und der Raum war eine kleine Kammer, zu der eine Treppe hinabführte und mit einem einzigen Fenster, das aber für meine Zwecke ausreichte. Die Wände waren jedoch schwarz gealtert und hatten hie und da Löcher, durch die das Tageslicht und die Kälte hineinströmten. Die einzigen Möbelstücke waren ein kleines eisernes Bett, viel zu kurz für mich und ohne Matratzen und Federn, sowie ein halb kaputter eiserner Ofen.

Dr. *Mori* hatte mich allerdings mit absolutem Vertrauen erfüllt und ich war nun vorbereitet, mich mit allem abzufinden, wenn ich nur behandelt und vielleicht geheilt werden konnte. Immerhin war er offensichtlich der einzige Arzt auf der ganzen Welt, der damals neben dem französischen Erfinder diese Operation erfolgreich durchführen konnte.

Wir ließen die Wände des Zimmers mit kräftigem Packpapier bekleben und bekamen ein überzähliges Bett aus dem *Miyako* Hotel. Als diese große glänzende Metallstruktur in den Raum gebracht wurde, bemerkte jemand, es sehe aus wie ein „Phoenix, der sich auf einem Kehrrichtkasten niederläßt“. Der Ofen wurde irgendwie repariert und dann mußte *Chiyo* in ganz Kyōto herumlaufen, um ein paar Ziegelsteine zu finden, mit denen die Beine des Bettes hochgestellt werden sollten. Dann sollte ich mich für zwei Tage versuchsweise ins Bett legen, bevor die Operation durchgeführt wurde. Das Fußende des Bettes war erhöht, und mein Kopf durch mit Sand gefüllte Säcke unbeweglich gehalten. Es war eine sehr unbequeme Lage, in der ich jedoch nach der Operation vier Wochen zu verharren hatte, um den Erfolg der Therapie zu sichern. Mir war klar, daß das nicht leicht werden würde, aber ich war entschlossen, alles auf mich zu nehmen, wenn nur meine Erblindung vermieden werden kann. Es ging um Leben oder Tod. Ich war erst 48 Jahre alt. Ich hatte zum Glück genug Vermögen, um auch eine längere Krankheit durchzustehen, aber wenn ich blind und arbeitsunfähig werden sollte, dann würde das Leben für mich keinen Sinn mehr haben. Die Kinder waren immer noch erst 15 und 11 Jahre alt. Mein jetziges Vermögen würde jedoch ausreichen, um *Chiyo* zu ermöglichen, die Kinder großzuziehen, bis sie alt genug waren, um für sich selbst zu sorgen. Das waren so meine Gedanken während der langen Tage im Krankenbett. Wenn ich damals aus dem Leben gegangen wäre, dann wäre mein Leben kein Erfolg gewesen, aber ich hätte doch geschafft, für *Chiyo* und die Kinder vorzusorgen, was in all den Jahren, seit ich verheiratet war, mein erstes Ziel gewesen war.

An dem Tag, an dem die Operation durchgeführt werden sollte, fühlte ich mich unbeschwert. Das Krankenhausgebäude war primitiv und verfallen wie mein Krankenzimmer und alles andere in der Klinik, die Instrumente, die Möbel usw. waren alt und unmodern. Aber die Ärzte waren wundervoll, nicht nur Dr. *Mori* selbst, auch sein Chefassistent Dr. *Dodo*, der für die Operation alle vorbereitenden Untersuchungen durchführte. Er zeichnete eine genaue Karte des Augenhintergrundes, was ihn etwa zwei Stunden kostete, in einem Raum, in dem die Temperatur zu dieser Jahreszeit um neun Uhr abends nicht weit über Null Grad lag. Ich war im Bett warm eingepackt und fühlte mich ganz wohl, aber der Arzt stand die ganze Zeit im Zimmer mit nichts als *geta* (eine Art Holzsandalen) an den Füßen.

Vier Patienten, die an diesem Tag operiert werden sollten, wurden auf Bahren in ein enges Wartezimmer getragen und um einen Ofen aufgestellt, der vergeblich versuchte, den Raum einigermaßen warm zu halten. Der Operationsaal aber, in den ich jetzt gebracht wurde, war gut geheizt. Am Vortag hatte mir Dr. *Mori* schon erklärt, wie die Operation vor sich gehen sollte. Auf der Innenseite des Augenlides sollte ein kleiner Einschnitt gemacht und eine kleine Elektrode eingeführt werden, um die Stelle auf dem Augenhintergrund zu verschmoren, wo sich ein Loch in der Netzhaut geöffnet hatte. Die Verbrennung würde eine zeitweilige Entzündung hervorrufen, die beim Verheilen das Loch verschließen und eine Heilung bewirken würde. Das geschah nun, und während der ganzen Operation, die nicht länger als zehn oder fünfzehn Minuten dauerte, konnte ich mit dem operierten Auge den Arzt beobachten. Dann wurden beide Augen bandagiert und man brachte mich wieder in mein Zimmer ins Bett. Die Wochen, die nun folgten, werde ich niemals vergessen. Die unvermeidliche Lage, in der ich verharren mußte, machte es mir unmöglich, zu schlafen. Alle Glieder schmerzten, weil ich mich nicht bewegen durfte. Während der ganzen vier Wochen blieben beide Augen bandagiert, und ich lag in der Dunkelheit ohne jemanden, mit dem ich sprechen konnte, außer einer Krankenschwester, einem sehr wenig gebildeten Mädchen vom Lande. Der Krieg in China war in vollem Gange und alle guten Krankenschwestern waren von den Militärbehörden rekrutiert. Darum waren gute Krankenschwestern rar, und ich mußte mich mit einer zufriedengeben, die offensichtlich nicht einmal das Militär mehr haben wollte.

Chiyo wollte eigentlich nach der Operation noch zwei oder drei

Tage in Kyōto bleiben, um zu sehen, daß alles gut ging und dann nach Tōkyō zurückgehen, wo die Kinder der Obhut der Dienstboten überlassen waren. Am Abend der Operation kam sie jedoch plötzlich ins Krankenhaus und sagte mir, daß sie nun doch noch in dieser Nacht nach Tōkyō fahren würde. Sie wollte mir den Grund für diese Änderung zunächst nicht sagen, aber als ich darauf bestand, eröffnete sie mir, daß laut einem Telegramm, das gerade angekommen war, Ruby wegen eines plötzlichen Anfalles von Diphtherie ins Krankenhaus gekommen war. In unserer Lage traf uns diese Nachricht wie der Einschlag einer Bombe. Was, wenn in unserer Abwesenheit Ruby etwas passierte? Ich stimmte zu, daß *Chiyo* sofort nach Tōkyō zurückfahren sollte. Ich versicherte ihr, daß mit mir alles in Ordnung sei und sie ohnehin nichts für mich tun könne, wenn ich die nächsten vier Wochen ruhig im Bett bleiben müsse. So ging sie fort, und ich war ganz allein in Kyōto für eine Anzahl von Wochen, und bemerkte nur, wenn ich hörte, wie die Krankenschwester schlafenging oder aufstand, daß die Tage vergingen. Mit der Zeit begann meine Kehle zu schmerzen und mein Kopf schwoll an. Die Krankenschwester meinte, als sie meinen Kopf ein wenig anhub, um die Bandagen zu erneuern, daß sich mein Kopf wie ein verfaulter Kürbis anfühle. Wenn draußen Wind wehte, trieb er den Rauch des Ofens in den Raum und das Atmen wurde schwierig.

Als ein Monat vergangen war, wurden die Bandagen abgenommen, und es ist schwer zu sagen, wie glücklich und dankbar ich war, als mir Dr. *Mori* nach einer Untersuchung sagte, daß die Operation ein voller Erfolg gewesen sei. Ich mußte zwar immer noch für einen Monat eine Brille mit geschwärzten Gläsern und einem Loch darin tragen, durch das ich nur einen kleinen Teil von der Welt um mich herum sehen konnte, aber dieses bißchen war viel besser als gar nichts. Ich brauchte ein paar Tage, um nach der Tortur der letzten Wochen wieder auf die Beine zu kommen, während der ich kaum etwas gegessen hatte außer der Milch, die mir die Krankenschwester in den Mund und manchmal auch über das Gesicht geschüttet hatte. Ich war sehr schwach, und als *Chiyo* aus Tōkyō gekommen war, um mich wieder heimzuholen, zogen wir zunächst für ein paar Tage, während derer ich mich in die Behandlung eines Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten begab, in das *Miyako* Hotel. Sobald ich mich stark genug fühlte, nahmen wir den Nachtzug nach Tōkyō, damit ich während der Fahrt im Schlafwagenabteil liegen konnte.

Während meines Aufenthaltes in Kyōto hatte sich in Tōkyō der ältere *Nonoguchi* gut um alles gekümmert. Er hatte alle Abmachungen mit Dr. *Mori*, dem Krankenhaus und dem *Miyako* Hotel getroffen. Seine Schwester, die in Kyōto wohnte, hatte mich mehrmals besucht, und als ich auf war und wieder essen konnte, war sie einmal ins Krankenhaus gekommen und hatte eine Riesemenge französischen Toast gemacht, der mir viel Energie zurückbrachte.

Daheim in Ogikubo mußte ich in den folgenden Monaten immer noch die meiste Zeit im Bett verbringen und auch immer die beschriebene Brille tragen. Ruby war wieder gesund und auch zu Hause, so daß sie und Mia mir abends vorlesen konnten. Ruby spezialisierte sich auf Romane und Mia auf *rakugo* (kurze, lustige Geschichten), beide mit Fähigkeit und Talent. Als ich wieder auf war, hörten wir manchmal zusammen Radioreportagen von *Sumo*-Turnieren und anderen Ereignissen. Nach all dem, was ich durchgemacht hatte, waren das glückliche Wochen und ich freute mich darauf, wieder kräftig und aktiv zu sein. Diese Hoffnung verwirklichte sich nicht so schnell. Als ich mich stark genug fühlte, ging ich wieder ins Büro und nahm die Verhandlungen mit Kunden wieder auf, hauptsächlich im Filmgeschäft, das immer noch lief. Deutsche Filme wurden über Sibirien und die Mandchurei nach Japan importiert. Bei solchen Verhandlungen verlor ich öfters das Bewußtsein und mußte mit dem Auto nach Ogikubo heimgebracht werden.

In der Zwischenzeit war in Europa der Krieg ausgebrochen, und die deutschen Truppen hatten Erfolge in Polen und an anderen Fronten. Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als ich nach meiner Krankheit zum ersten Mal wieder einen Besuch in Kamakura machte, wo das Haus auf dem Hügel inzwischen gebaut worden war. Als ich im Bahnhof von Kamakura ankam, wurde gerade gemeldet, daß deutsche Truppen die Grenze nach Holland überschritten hätten. Das war gegen alles Völkerrecht und ich war bestürzt über diese Nachricht. Das hieß, daß es keine Chance mehr für ein frühzeitiges Kriegsende gab und daß wir uns auf eine lange Zeit des Kampfes vorbereiten mußten und auch auf eine lange Zeit ohne Geschäft und Einkommen.

Mit dem Haus auf dem Hügel war ich sehr zufrieden, aber es war für uns, außer als Sommerhaus, nicht groß genug. Von Zeit zu Zeit blieben wir für ein paar Tage dort, und an solchen Tagen plante und entwarf ich das Haupthaus, das nun errichtet werden

sollte. Ich nahm mit der *Shimizu-Gumi* Kontakt auf, einer großen Baufirma, und nachdem alle Einzelheiten besprochen waren, wurde der Auftrag zum Bau des Hauses erteilt.

3. Kapitel

2. Weltkrieg: In Rußland, Deutschland und Japan

Reise in den Krieg

In der Zwischenzeit waren im Filmgeschäft im Zusammenhang mit der politischen Lage viele Probleme aufgetaucht. Die UFA bat mich, eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, um über die Lage in Japan zu berichten, und ich hatte das Gefühl, daß ich dieser Bitte entsprechen sollte, obwohl ich mich noch einigermaßen schwach für eine so weite Reise fühlte. Gleichzeitig zog ich allerdings die günstige Gelegenheit in Betracht, wegen meines Allgemeinzustandes einen deutschen Internisten zu konsultieren. Drei Jahre vorher hatte ich unter Rückenschmerzen gelitten, und trug immer noch ein Korsett, um den Schmerz zu lindern. Ein deutscher Arzt, den ich in Tōkyō getroffen hatte, meinte, das sei keine Dauerlösung und ich sollte einen deutschen Spezialisten aufsuchen. Ich entschied mich, im Juli 1941 nach Deutschland zu reisen, obwohl die Weltlage sehr gefährlich war. Ein Krieg gegen Rußland schien schon seit einiger Zeit zu drohen, aber diese Gefahr schien sich nun etwas gelegt zu haben. Ich hoffte, wieder zurück in Japan zu sein, bevor sich das Kriegsgebiet noch weiter ausdehnte.

Bevor ich die Reise antrat, besuchte ich den deutschen Botschafter und fragte ihn um seinen Rat zu so einer Reise durch Sibirien zu dieser Zeit, und er sagte mir, es scheinke keinerlei Gefahr zu geben. Er versprach mir, mich, falls sich die Lage vor meiner Abreise ändern würde, entsprechend zu beraten. Später habe ich dann erfahren, daß dieser Rat gemäß der Vorschrift der Berliner Regierung gegeben war. Deutschland hatte sich entschieden, Rußland am 21. Juni anzugreifen, und der Botschafter in Tōkyō hatte das gewußt. Niemand sollte jedoch auf den Verdacht kommen, daß ein Angriff geplant war. Selbst noch in der Nacht, bevor die deutsche Armee die russische Grenze überschritt, durften deutsche Reisende auf den Weg nach Rußland gehen, um keinerlei Verdacht aufkommen zu lassen. Sie wurden am nächsten Tag alle gefangengenommen, und viele von ihnen kamen ums

Leben. Der deutschen Regierung war das einerlei. Das waren eben Opfer des Krieges, den Hitler schon immer geplant hatte, und der ihn zum Herrscher der Welt machen sollte.

Einen Tag vor meiner Abreise fuhren wir alle nach Kamakura. Eine Shintözeremonie wurde abgehalten, um den Bauplatz von bösen Geistern zu reinigen. Das war Brauch in Japan und schien in diesem Falle besonders notwendig zu sein, denn der frühere Besitzer hatte einmal, als er den Kaufvertrag wieder rückgängig machen wollte, erzählt, daß ein Fluch auf diesem Ort liegen würde. Tragische Ereignisse, die sich hier in der Geschichte zugetragen hätten, sollten angeblich immer noch ihren Einfluß ausüben. Ich machte mir keine Sorgen und schenkte solchen Erzählungen keinen Glauben, aber solchen Aberglauben konnte man am besten mit einer entsprechenden Zeremonie vergessen. Der Bau sollte nach meiner Abfahrt beginnen. Ich erwartete, wieder zurück zu sein, bevor die Grundmauern standen. Es stellte sich anders heraus.

Wie üblich nahm ich den Zug nach Shimonoseki. Als ich durch Ōsaka kam, machte mir einer meiner Geschäftsfreunde eine japanische Puppe in einem riesigen Glaskasten zum Geschenk. Er erwartete, daß ich sie auf dem ganzen Weg durch Sibirien bis nach Deutschland mitnehmen würde. Ich hatte bereits zuviel Gepäck. Ich bat *Nonoguchi*, mich noch bis Kōbe zu begleiten und übergab ihm dann die Puppe. Von Shimonoseki brachte mich ein Dampfer nach Fusan, und die Reise ging dann per Bahn weiter zur Mandchurei und zur russischen Grenze. In Mukden besuchte ich den Vertreter Deutschlands, aber es schien in den Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland nichts Neues zu geben. In Hsinking ging ich zu der Firma *Manei Film Co.*, wo mein Freund *Yamanashi* als Direktor arbeitete. Diese Firma hatte eine beträchtliche Anzahl deutscher Filme gekauft, die dann nach Japan gebracht wurden. Sie wurden mit Sojabohnen aus der Mandchurei bezahlt, die mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Deutschland gebracht wurden. Der Präsident von *Manei*, *Amakasu*, war mit der Geschäftsentwicklung nicht zufrieden und ich hatte ziemlich Angst, als ich zu ihm ging. Ich wußte, daß er einer der *Chūgoku rōnin** war, ein Mann, für den der japanische Boden zu heiß geworden war und der deshalb ins Ausland hatte gehen müssen.

* Bewegung japanischer Panasiaten mit dem Ziel, China von der weißen Vorherrschaft zu befreien – und unter japanische zu stellen.

Tatsache war, daß er 1923 den sozialistischen Schriftsteller *Sakae Ōsugi* aus Ōsaka mit eigener Hand kaltblütig erdrosselt hatte. Während einer politischen Diskussion mit dem Romancier, der von TBC geschwächt war, schlang er plötzlich ein Handtuch um dessen Kehle und zog es zu, bis er starb. Ich hatte diese Geschichte, die damals als großer Artikel in der berühmten Zeitung *Japan Chronicle* von Robert Young erschienen war, nie vergessen, und nun kam sie mir wieder sehr lebendig vor Augen, als ich *Amakasu* treffen sollte, um das Filmgeschäft mit ihm zu besprechen. Ich vermied sorgfältig, seine Wut zu reizen, aber als er mich nach der Diskussion durch die Labors und die Ateliers im Keller führte, fühlte ich mich meines Lebens nicht sehr sicher. Ich war froh, als ich wieder im Zug saß und planmäßig die Mandschurei erreichte, wo wir in die sibirische Eisenbahn umsteigen mußten.

Grundsätzlich gab es nur je einen 1. und 2. Klasse-Wagen in der Transsibirischen Eisenbahn, und diese Waggonen waren ausschließlich von ausländischen Reisenden besetzt. Diese Vorkehrung diente dazu, jeden Kontakt zwischen den ausländischen Reisenden und den Russen zu vermeiden. Die Ausländer waren während der Reise praktisch isoliert und erfuhren Nachrichten nur von den Angestellten des amtlichen russischen Reisebüros, die manchmal die Waggonen besuchten und mit den Ausländern sprachen.

Die Fahrt von der Mandschurei nach Moskau legte der langsame Zug, der sogenannte Sibirienexpress, in etwa sieben Tagen und Nächten zurück. Ich hatte das Glück, ein Abteil für mich allein zu haben und konnte so die Anweisung des Arztes befolgen und während der Bahnfahrt so viel wie möglich liegen und mich ausruhen. Ich hatte kein großes Interesse daran, Bekanntschaften unter meinen Mitreisenden zu machen, die hauptsächlich aus verschiedenen Teilen Chinas kamen. Ein deutscher Ingenieur war im Zug mit Frau und 14jähriger Tochter, sie blieben aber die meiste Zeit auch für sich allein. Die Nachrichten, die wir während der Reise bekamen, zeigten an, daß mit den Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland alles in Ordnung war. Als sich aber der Zug Moskau näherte, bemerkten wir eine Veränderung im Benehmen der russischen Beamten und bekamen das Gefühl, daß etwas in der Luft liegt. Der Zug hielt kurz an, bevor er in den Moskauer Bahnhof einfuhr, und man konnte sehen, wie Bahnbeamte mit Leuten sprachen, die wie Polizeibeamte aussahen. Als der Zug wieder anfuhr, kam ein Bahnbeamter in mein Abteil und bat mich, sitzenzubleiben, wenn wir im Bahnhof ankämen. Jemand würde

kommen, um mir mit meinem Gepäck zu helfen, und mir den Weg ins Hotel zeigen, wo wir uns ein paar Stunden ausruhen sollten, bevor wir die Bahn bestiegen, die uns durch Polen nach Deutschland bringen sollte.

Gefangen in Rußland

Als der Zug im Bahnhof einfuhr, sahen wir, daß der Bahnsteig bis auf ein paar Soldaten, die da und dort mit aufgefplantem Bajonett Wache standen, leer war. Das sah nicht allzugut aus. Dann hörte ich schwere Schritte und ein Soldat baute sich vor der Tür meines Abteils auf, beobachtete mich, und wollte mich offensichtlich daran hindern, hinauszugehen. Wieder erschien ein Bahnbeamter und sagte: „Bewahren Sie bitte Ruhe. Sie werden in wenigen Minuten zu Ihrem Hotel gebracht. Bleiben Sie hier, bis ich Sie rufe.“ Er antwortete auf keine Fragen über die Bedeutung dieser ganzen Aufregung und verschwand so schnell, wie er aufgetaucht war. Ich wußte, daß die Lage keinen Anlaß zur Freude gab. Lange Zeit wartete ich und fragte mich, warum denn der Bahnbeamte sein Versprechen nicht erfüllte und uns ins Hotel bringen würde. Ich wollte mich erkundigen, aber als ich versuchte, mein Abteil zu verlassen, richtete der Soldat vor der Tür sein Bajonett auf mich und sah aus, als ob er nicht nur einfach Spaß machen würde. Nun wußte ich, daß wir Gefangene waren. Aber warum? Was konnte passiert sein? War Krieg ausgebrochen zwischen Deutschland und Rußland, wie wir es die ganze Zeit über befürchtet hatten? War es nur ein kurzer Zwischenfall, wegen irgendeines Mißverständnisses oder Fehlers? Eine Stunde verging, während ich ruhig wartete, was nun geschehen sollte. Schließlich erschien der Bahnbeamte, sagte mir, ich solle mein Gepäck nehmen und den Zug verlassen. Als ich erwiderte, daß ich nicht mein ganzes Gepäck allein tragen könne, schickte er mir einen Gepäckträger, der mir helfen sollte und antwortete: „Ja, ja...“, als ich ihn fragte, ob er uns nun ins Hotel bringen würde. Als ich ausgestiegen war, standen alle deutschen Passagiere umstellt von russischen Soldaten beieinander, und ich gesellte mich zu ihnen. Niemand wußte, was los war und was als nächstes passieren würde. Die Lage sah mehr und mehr ernst aus. Wir wurden in eine Reihe gestellt und gezählt. Nachdem ein paar Formalitäten erledigt waren, marschierten wir vom Bahnsteig herunter, dann um ein paar Gebäude herum, und

als wir um eine Ecke gebogen waren, sahen wir die Fahrzeuge, die auf uns warteten. Es waren Lastwagen mit einem schwarzen Verdeck, sogenannte „Schwarze Minnas“, die zum Transport von Verbrechern verwendet wurden. Dieser Anblick gab uns eine Antwort auf die Frage, was nun mit uns geschehen sollte. Man ließ uns schnell aufsteigen und auf unsere Fragen, wohin wir denn fahren würden, bekamen wir nur die Antwort: „Sie werden sehen.“ Schnell starteten die Wagen, die jeder etwa zehn Personen beförderten, und fuhren mit hoher Geschwindigkeit zu einem unbekanntem Ziel.

Die Sonne ging gerade unter, als die Lastwagen fuhren. Durch die winzigen Plastikfenster konnten wir nur sehr wenig von der Gegend draußen sehen. Auf beiden Seiten sahen wir Reihen einfacher Häuser und versuchten, herauszufinden, in welche Richtung die Wagen fuhren. Soweit man das aus dem Sonnenstand beurteilen konnte, schienen wir einen Rundkurs zu fahren, vielleicht, um die Durchfahrt durch das Stadtzentrum zu vermeiden. Dann wurden die Häuser allmählich kleiner. Grünflächen öffneten sich zwischen ihnen und bald waren wir draußen im offenen Land. Schließlich hielten die Wagen an. Wir hörten das Geräusch eines großen Tores, das geöffnet wurde und wir fuhren hindurch. Dann öffneten sich die Türen und man befahl uns, abzusteigen. Wir fanden uns in einem Lager, das von hohen Stacheldrahtbarrikaden eingezäunt war. Es gab eine Art Büro neben dem Tor und weiter innen standen ein paar hölzerne Baracken, offensichtlich waren sie neu gebaut und hatten nur auf unsere Ankunft gewartet. Wir wurden zu diesen Baracken geführt und hineinbefohlen. Es gab dort keine Möbel, sondern nur eine Menge eiserner Betten ohne jede Matratzen. Es war schon dunkel, und man befahl uns, in diesen Baracken zu bleiben und auf weitere Befehle zu warten. Auf unsere Frage, was das alles heißen solle, erhielten wir keine Antwort. Wir fragten nach Bettzeug, daß wir uns hinlegen könnten und man sagte uns, Matratzen und Decken würden bald zur Verfügung gestellt werden. Bis zum nächsten Morgen kamen keine. Wir versuchten, unsere Beine auf den Eisenbetten auszustrecken und etwas Ruhe zu bekommen. Zum Glück war es nicht kalt, es war Ende Juni, wenn die Nächte kurz sind in Moskau.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, sahen wir uns um. Das Lager stand auf einer weiten, offenen Ebene mit wenig Bäumen. Um die Baracken herum war vor kurzer Zeit die schlammige Erde umgepflügt worden, vielleicht um hier etwas anzu-

pflanzen. Viel mehr gab es nicht zu sehen. Außerhalb der Baracken fanden wir einen Wasserhahn. Wir versuchten uns ein wenig zu waschen. Niemand schien sich um uns zu kümmern. Inzwischen fühlten wir uns ein wenig hungrig. Wir hatten seit dem letzten Mittag nichts mehr gegessen. Aber es gab kein Anzeichen, daß man uns Frühstück bringen würde. Wir sahen, wie ein großer Lastwagen am Tor ankam und Bündel von Decken und Strohmatten ausgeladen wurden. Sie wurden auf dem Feld ausgebreitet, um gezählt und vielleicht untersucht zu werden. Aber der Beamte, der das machen sollte, schien nicht da zu sein. Die Decken und alles lag immer noch auf dem Feld, als es gegen Nachmittag leicht zu regnen begann. Einige von uns gingen zum Büro und sagten dem Offizier vom Dienst, daß die Decken naß würden. Er widmete uns zunächst keinerlei Aufmerksamkeit und entgegnete nur, daß das Material inspiziert werden müsse, bevor es weggebracht werden könne. Der Regen wurde stärker und wir protestierten wieder und wieder, bis er uns schließlich erlaubte, alles in die Baracken zu bringen, was dann nach ein paar Minuten geschehen war. Wir waren froh, nun diese Strohmatten zu haben, obwohl sie naß waren, konnten wir nun doch unsere müden Körper ausstrecken und ein wenig Schlaf bekommen. In der Zwischenzeit war unser Hunger stärker geworden. In den letzten 24 Stunden hatten wir nichts als Wasser bekommen. Wir sandten eine Delegation unter der Leitung eines Deutschen als Wladiwostok, der fließend russisch sprach, ins Büro und man sagte uns, daß bald nach Mittag Essen gebracht würde.

Und wirklich kam ein weiterer Lastwagen, ein großer Topf wurde ausgeladen und vor dem Büro aufgestellt. Jeder war herausgekommen, um den Vorgang zu beobachten und fragte sich, wie das Essen wohl aussehen würde. Unser Mittag- und Abendessen in der Transsibirischen Eisenbahn war excellent gewesen, mit Kaviar, Eiscreme und allem, was dazugehört, aber heute sollte es etwas anders werden. Jeder von uns bekam einen Suppenteller und einen Löffel und wir mußten uns der Reihe nach anstellen, um vor den großen Topf zu kommen. Ein Soldat füllte mit einem riesigen Schöpflöffel unsere Teller mit einer dicken Masse aus Maisgrütze aus dem Topf, und ein anderer Soldat, der neben ihm stand, goß einen kleinen Löffel voll Fischöl darauf. Dieses Öl diente dazu, wie wir später erfahren haben, uns mit der nötigen Dosis Vitaminen zu versorgen. Es schmeckte so schlecht, daß die meisten von uns später dem Mann mit dem Ölkännchen auswichen und ihre

Grütze ohne Zusatz aßen. Die Maisgrütze war offensichtlich zusammen mit Knochen gekocht, aber Fleisch enthielt sie nicht. Der Geschmack war nicht schlecht, und es war genug, um den Magen zu füllen. Morgens bekamen wir ein großes Stück Schwarzbrot und dünnen Tee, zu Mittag und abends nur Grütze, niemals etwas anderes.

In der folgenden Nacht waren wir alle müde und wollten früh schlafengehen. Ich lag viele Stunden lang auf meinem Strohsack und versuchte mir vorzustellen, was mein Schicksal sein würde, und was aus meinen Lieben in Japan werden sollte, wenn ich nicht mehr zu ihnen zurückkommen würde. Würden sie jemals erfahren, was aus mir geworden ist? Später habe ich dann erfahren, daß *Chiyo* und einige meiner Freunde in Tōkyō versucht haben, bei der deutschen Botschaft Informationen über mich zu bekommen, aber nichts erfahren konnten. Man hatte nur annehmen können, ich sei in Rußland gefangengenommen worden, und das hieß, wie meine Freunde annahmen, daß sie mich nie wiedersehen würden. Ich war noch nicht eingeschlafen, als etwa um drei Uhr morgens das Tageslicht erschien. Meine Gedanken gingen zurück nach Japan. Warum war ich so dumm gewesen, in einer solchen Zeit auf eine solche Reise zu gehen? Es ist wahr, ich bin wegen der Bitte der UFA gefahren. Ich hatte mir niemals über persönliche Gefahren Sorgen gemacht. Ich hatte immer darauf vertraut, daß der Allmächtige mich schützen würde, solange ich lebe, und daß ich diese Welt verlassen müßte, wenn mein Schicksal so entschied, wo immer ich mich auch gerade befände. Sogar jetzt hatte ich keinerlei Angst vor dem Tod, aber ich konnte den Gedanken nicht vermeiden, daß es jetzt in Japan schöner wäre. Ich hatte das Glück gehabt, einen der schönsten Plätze der Welt gefunden zu haben, wo ich hätte friedlich leben und ruhig meiner Arbeit und meinen Hobbies nachgehen können. Aber anstelle dessen war ich dumm genug gewesen, an den schlechtesten Ort zu gehen, den man sich nur denken kann, ein russisches Gefangenenlager, aus dem, wie man oft hörte, nur wenige lebend wieder herauskommen. Zum Glück würden *Chiyo* und die Kinder nicht sofort in Not sein. Mein ganzes Vermögen hatte ich in ihren Händen zurückgelassen, es konnte ihnen für einige Jahre ein angenehmes Leben sichern, auf jeden Fall, bis die Kinder erwachsen waren. Dieser Gedanke beruhigte mich etwas, und ich schlief wenigstens jetzt ein, als die Sonne schon hoch über der weiten Ebene um Moskau stand. Ein paar Stunden später war ich dann froh, aus den schlecht riechen-

den Decken und dem nassen Strohsack wieder herauszukommen. Die Decken waren nicht schmutzig. Sie waren vielleicht bei einer Militäreinheit oder in einem Gefängnis gelagert worden und ihr Geruch war schrecklich. Natürlich gab es nicht so etwas wie Bettlaken. Zum Glück war es Sommer und sogar nachts nicht kalt. Man brauchte sich die Decke nicht ans Kinn zu ziehen. Ich ging in meiner Unterwäsche und einem Schlafanzug zu Bett und legte mir die Decke nur über Beine und Bauch.

Am nächsten Tag schien die Sonne, und wir alle beschäftigten uns mit dem Versuch, die Strohmatten und die Decken draußen zu trocknen. Nachdem wir unser Frühstück erhalten hatten, wurden weitere Gefangene hereingebracht. Es waren Deutsche, die man irgendwo in Moskau aufgegriffen hatte, wo sie für deutsche Firmen gearbeitet hatten. Von ihnen erfuhren wir jetzt erst, daß zwischen Deutschland und Rußland Krieg ausgebrochen war. Die Armeen Hitlers hatten die russische Grenze in einem Überraschungsangriff überschritten. Stalin, der Führer Rußlands, hatte dazu nur bemerkt, Hitler sei jetzt wohl verrückt geworden. Die deutschen Truppen, so wurde berichtet, kamen rasch vorwärts, und es schien, daß sie bis Moskau nur ein paar Wochen brauchen würden. Diese Lage war günstig für Deutschland, für uns bot sie keine guten Aussichten. Wenn die deutsche Wehrmacht siegreich in Moskau einmarschierte, würden wir wahrscheinlich weiter nach Osten gebracht oder, falls das Zeit und Umstände nicht zuließen, umgebracht werden, bevor sich die Russen aus dem Gebiet um Moskau zurückzogen. Wenn der Vormarsch der deutschen Truppen gestoppt würde, konnten wir auch kaum eine gute Behandlung von denen, die uns gefangenhielten, erwarten. Sie würden uns für das, was passiert war, zur Verantwortung ziehen und sich kaum sehr um unser Wohlergehen kümmern. Was konnten wir tun? Gab es einen Weg, hier herauszukommen? Es wäre nicht schwierig gewesen, aus dem Lager auszubrechen, aber ohne russische Sprach- und Landeskenntnisse konnten wir nicht erwarten, daß wir zu Fuß die deutsche Grenze erreichen könnten, was uns viele Wochen kosten würde, ohne unterwegs gesehen, eingefangen oder getötet zu werden. Ich war auch immer noch zu schwach, um ernstlich an solch einen Ausbruch zu denken. Einer meiner Mitgefangenen war Bahningenieur und glaubte, er könne jede Lokomotive fahren. Wir erwogen die Möglichkeit, Kontrolle über eine Lokomotive zu bekommen und damit zu versuchen, nach Deutschland zu entkommen. Es würde wahrscheinlich nicht mehr

als einen oder zwei Tage dauern, bis wir das deutsche Heer erreichten, aber als wir Einzelheiten in Betracht zogen, konnten wir uns keine Erfolgsaussichten ausrechnen. Wir hatten uns mit unserem Schicksal, was immer es auch sein sollte, abzufinden.

Die Tage vergingen, aber nichts geschah. Niemand kam zu uns, um uns zu sagen, was man mit uns machen würde, und auch über den Krieg erhielten wir keine Nachrichten. Es gab Gerüchte, daß die deutschen Truppen bereits in der Umgebung von Moskau angekommen wären, und daß nun Friedensverhandlungen zwischen Deutschland und Rußland stattfänden, um den Krieg noch in einem frühen Stadium zu beenden. Nach ein paar Tagen kamen die Mitglieder der früheren deutschen Botschaft in Moskau zu uns. Viele von ihnen schienen zu denken, daß die deutsche Regierung eine große Dummheit begangen hätte, den Krieg entgegen dem anderslautenden Rat des Botschafters zu beginnen. Sie konnten uns auch nicht sagen, was nun unser Los sein würde. Sie sagten uns jedoch, daß gerade Austauschverhandlungen stattfänden, um deutsche Gefangene in Rußland gegen russische Staatsangehörige auszutauschen, die in Deutschland gefangengenommen worden waren und die die russische Regierung unbedingt freigelassen haben wollte. Das gab uns ein wenig Hoffnung für die nächsten Wochen, aber nichts geschah. Dann wurde eines Nachts befohlen, unser Gepäck zum Appell in eine der anderen Baracken zu bringen. Als ich mit meinen Taschen vor dem russischen Beamten erschien und sie öffnete, durchsuchte er mit größter Sorgfalt jedes Kleidungsstück und was sich sonst noch darin befand. Alle Papiere, das Notizbuch mit den Adressen der Leute, die ich in Deutschland besuchen wollte, wurden beschlagnahmt. Dazu wurden noch Messer und Scheren, sogar Nagelscheren und Rasierklingen konfisziert. Gerüchte kamen auf, das sei, um zu verhindern, daß wir Selbstmord begingen.

Am nächsten Tag sagte man uns, daß wir in ein anderes Lager verlegt würden, aber wir konnten nicht erfahren, wohin und zu welchem Zweck. Als wir unter uns die Lage besprachen, meinten einige, daß wir vielleicht nach Sibirien geschickt würden, um dort zu arbeiten, andere meinten, wir würden an die deutsche Grenze zum Gefangenaustausch geschickt. Aber letzteres paßte nicht mit der Beschlagnahme unserer Messer, Scheren usw. zusammen. Die schwarzen Wagen erschienen und wir mußten unter scharfer Bewachung durch Soldaten einsteigen. Unser Gepäck sollte, wie man uns sagte, extra transportiert werden. Wieder trugen uns die

schwarzen Wagen durch die Straßen von Moskau, bis wir eine kleine Bahnstation irgendwo in der Nähe von Moskau erreichten. Dort waren sogar noch mehr Soldaten, die die Station bewachten und unseren Ausbruch verhindern sollten. Bald, nachdem wir die Wagen verlassen hatten, sahen wir den Zug, der auf uns wartete. Es war, wie wir gleich sahen, einer jener Züge, die dazu dienten, Verbrecher nach Sibirien zu transportieren. Sie hatten Abteile mit hölzernen Sitzen und einem eingebauten Obergeschoß. In dem niedrigen Abteil konnte man nur sitzen, nicht aufstehen, im oberen Teil konnte man nur liegen. Nachdem unser Abteil voll war, wurde die Türe zugesperrt, und im Gang vor den Abteilen patrouillierte ein Soldat. Es gab keine Fenster auf der Außenseite.

Als wir auf dem Bahnhof angekommen waren, wurden wir mit etwa 50 anderen Gefangenen zusammengebracht, die wir vorher noch nicht gesehen hatten, und die mit uns in den Zug kamen. Wir erfuhren bald, daß es Leute deutscher Staatsangehörigkeit waren, die wegen irgendwelcher Verbrechen verurteilt waren und nach Sibirien in ein Arbeitslager geschickt wurden. Das sollte offensichtlich auch unser Schicksal sein. Im Abteil wie die Sardinen dicht zusammengedrängt, saß ich neben einem Deutschen, der mir seine Geschichte erzählte. Er war von ungemein robuster Gesundheit, seine Armmuskeln waren viermal so dick wie meine. Er war nicht schlecht gekleidet, wie ein normaler Fabrikarbeiter. Er war deutscher Kommunist gewesen, der nach Rußland geflohen war, als es Hitler in Deutschland zu schwierig für Kommunisten gemacht hatte. Im „kommunistischen Paradies“ fand er jedoch, daß die Dinge ziemlich anders waren, als er sich das vorgestellt hatte. Er kritisierte die russische Regierung und wurde für fünf Jahre nach Sibirien geschickt, um mit der russischen Art bekannt zu werden. Er arbeitete hart, und besaß nach seiner Befreiung eine nette Summe Geld, die er mit seiner Arbeit verdient hatte. Man hatte ihm verboten, nach Moskau oder in die Nähe der Stadt zu kommen. Er mußte bald sehen, daß das Geld, das er verdient hatte, nicht viel wert war, und nach ein paar Tagen in Freiheit wie Schnee in der Sonne zusammenschmolz. Er fuhr dann mit mehreren sibirischen Zügen, bei denen er sich an der Unterseite der Waggons versteckte, und kam nach ein paar Wochen erfolgreich bis Moskau. Er wollte die deutsche Botschaft bitten, ihn wieder zurück nach Deutschland kommen zu lassen. Aber gerade, als er die Tür des Gartens der deutschen Botschaft aufmachen wollte, wurde er festgenommen und zu weiteren fünf Jahren Arbeitsdienst

in einem sibirischen Arbeitslager verurteilt. Nachdem er sich im selben Zug befand, konnten wir nun also ein paar Jahren Arbeitslager in der weiten und kalten sibirischen Ebene entgegensehen. Ich fragte meinen neuen Freund, wie lange wir wohl bis dorthin brauchen würden. Er antwortete, nach seiner Erfahrung würde die Reise wohl etwa dreißig Tage dauern, wenn wir das Glück hätten, an einen schnellen Zug angehängt zu werden. Jetzt würde es wahrscheinlich ein paar Tage länger brauchen, weil es wahrscheinlich keine schnellen Züge in Richtung Osten gäbe. Ich sagte, daß wir kaum erwarten könnten, auf diese Weise vier oder sechs Wochen zu überleben. Er schmunzelte und entgegnete, niemand würde sich allzuviele Sorgen machen, wenn irgendjemand sterben würde. Er würde einfach aus dem Zug geworfen werden, und die Wölfe in den sibirischen Hügeln würden sich dann um die Beisetzung kümmern. Bei solchen Aussichten war uns nicht nach Schmunzeln zumute. Wir versuchten herauszufinden, in welche Richtung unser Zug fuhr, und nach den Sonnenstrahlen, die durch die Ritzen in den Wänden in unser Abteil fielen, waren wir tatsächlich in Richtung Ost unterwegs.

Wir bekamen an diesem Tag kein Frühstück und waren hungrig, als es Mittag wurde. Der Zug hielt ziemlich lange in einem Bahnhof und dann wurde das Mittagessen hereingebracht. Es bestand aus einem großen Stück Schwarzbrot auf dem ein Fisch, etwa 20 cm lang und ziemlich dünn, lag. Ich hatte ein Stück Brot bekommen, das nicht so schlecht war und versuchte, in den Fisch hineinzubeißen. Ich bekam den Mund voller Fischgräten, und außerdem schien er noch ziemlich roh zu sein. Ich gab auf, und als mein Nachbar sah, daß ich den Fisch nicht mochte, fragte er, ob er ihn nicht haben könnte und verschlang ihn in wenigen Minuten zusammen mit seinem eigenen und einem weiteren, den er von einem anderen Mitgefangenen bekommen hatte. Dann kroch er in das obere Abteil, wo wir ihn nach wenigen Minuten schnarchen hörten.

Der Zug rollte während des Nachmittags und der Nacht weiter und blieb hie und da für ein paar Stunden stehen. Wenige von uns, die nicht zu den sogenannten Kriminellen gehörten, bekamen auch nur ein bißchen Schlaf in dieser Nacht. Was für Aussichten! In ein Arbeitslager geschickt zu werden, entsprach dem Todesurteil. Wir waren nicht so robust wie unser Nachbar, der deutsche Kommunist. Ich war von meiner Krankheit vor kurzem immer noch sehr geschwächt und konnte nicht erwarten, auch nur die Strapazen des

Transportes zum Arbeitslager zu überstehen. Ich saß auf der Bank, eingezwängt zwischen den anderen Gefangenen in dem dunklen Abteil und dachte an Japan und meine Lieben dort, die sich um mich Sorgen machten, und an das schöne, mit Blumen bedeckte Grundstück in Kamakura, wo nun gerade mein Haus gebaut wurde, in dem ich nach meiner Rückkehr hatte wohnen wollen.

Als der Morgen kam, fühlte ich meine Kräfte schwinden und begann zu denken, daß ein früher Tod eine Erlösung sei. Es war etwa acht Uhr morgens, und wir hatten noch nichts gegessen seit dem Mittagessen am Vortag. Wieder blieb der Zug lange an einem kleinen Haltepunkt stehen. Wir hörten draußen Leute herumlaufen und Stimmen. Dann wurde die Tür unseres Abteiles aufgesperrt und ein Dolmetscher sagte uns, daß die, die mit dem Zug aus der Mandschurei gekommen seien, aussteigen sollten. Ich war so schwach, daß ich kaum aufstehen konnte, aber der Gedanke, aus dem Zug herauszukommen, gab mir etwas Kraft. Als wir herausgekommen waren, wurden wir nicht mehr so scharf bewacht wie vorher. Nur ein paar Soldaten und Polizisten standen herum, wir wurden auf einen freien Platz zwischen zwei Bahnhofsgebäuden geführt und dort praktisch alleingelassen. Auch unser Gepäck wurde dorthin gebracht, und ich setzte mich auf meine Koffer. Eine Dame aus Shanghai, die wohl gesehen hatte, daß ich fast ohnmächtig wurde, kam zu mir herüber und gab mir ein Stück Zucker. Niemals in meinem Leben hat ein Stückchen Zucker so gut geschmeckt und mir soviel Kraft zurückgebracht.

Wir besprachen die Sache. Was sollte das alles heißen? Irgendetwas mußte geschehen sein, das unser Reiseziel vorteilhaft verändert hatte. Der Zug mit den sogenannten Kriminellen war ohne uns weitergefahren, und die Tatsache, daß wir von ihnen getrennt worden waren, schien anzuzeigen, daß unser Ziel sich verändert hatte. Tatsächlich kam auch ein anderer Zug, und wir wurden in ganz normale Abteile der dritten Klasse gesteckt, die uns nach dem, was wir in den letzten 24 Stunden erlebt hatten, luxuriös vorkamen. Wir sahen aus dem Fenster und waren froh, daß es nun in westliche Richtung ging, offensichtlich zurück nach Moskau und jedenfalls nicht nach Sibirien.

Nun fuhr der Zug mit einer ordentlichen Geschwindigkeit und ohne Halt. Wir bekamen nichts zu essen, aber wir durften auf den Bahnhöfen Wasser trinken. Ich hatte von gestern immer noch ein wenig Brot bei mir, das mich diesen Tag hindurch am Leben hielt.

An diesem Abend schienen wir wieder in Moskau zu sein. Jedenfalls kamen wir in einem großen und betriebsamen Bahnhof an. Hier durften wir etwas zu essen kaufen. Die Mitglieder der ehemaligen deutschen Botschaft, die von nun an mit uns reisten, die wir aber erst ein paar Tage nachher wiedersehen sollten, hatten erreicht, daß wir ein wenig russisches Geld bekamen. So konnten wir Brot, Butter, Wurst, Käse und Limonade kaufen. Das gab ein wunderbares Abendessen in dieser Nacht, nachdem wir einen anderen Zug bestiegen hatten, der nur bequeme Wagen der dritten Klasse hatte, sauber und mit viel Platz für jeden. Am Ende des Ganges stand uns ein Kessel mit dampfend heißem Tee Tag und Nacht zur Verfügung. Natürlich gab es keine Matratzen, oder Kissen auf den hölzernen Sitzbänken, aber wir waren froh, unsere Beine ausstrecken und uns hinlegen zu können. Wir schliefen tief und fest. Obwohl unser letztendliches Schicksal immer noch unbekannt war, waren wir über diese Verbesserung doch froh und schliefen gut die Nacht hindurch bis in den nächsten Vormittag.

Wir sahen aus dem Fenster und konnten feststellen, daß wir nun südwärts fuhren. Wir hatten vor dem kalten Winter in Sibirien große Angst gehabt. In südliche Richtung zu fahren, bedeutete auf jeden Fall, daß wir nun ein wärmeres Klima bekommen würden. Wir hatten allerdings keine Ahnung, wo wir hinfuhren und was als nächstes geschehen sollte. Einige Tage lang wußten wir nicht einmal, daß die Mitglieder der ehemaligen deutschen Botschaft in Moskau im selben Zug reisten, nur in anderen Waggons. Als wir einige von ihnen später auf einem der Bahnhöfe trafen, wo wir etwas zu essen einkaufen durften, meinten sie, daß wir vielleicht zur türkischen Grenze fahren würden, um dort gegen russische Gefangene aus Deutschland ausgetauscht zu werden, aber niemand wußte irgendetwas Sicheres.

In der Türkei entlassen

Nach fünf Tagen und Nächsten sahen wir eine hohe Gebirgskette in der Ferne, und die Namen der Bahnstationen, die wir passierten, ließen darauf schließen, daß das der Kaukasus war, der Rußland von der Türkei trennt. Es schien nun wahrscheinlich, daß wir in die Türkei gebracht werden sollten, um dort wieder freigelassen zu werden. Es war zu schön, um wahr zu sein. Der Zug rollte ein paar Stunden lang weiter durch tiefe Gebirgstäler und

hielt dann an. Es war die letzte Station auf der russischen Bahnlinie, und die türkische Grenze lag nun ein paar Kilometer vor uns. Die nächste türkische Bahnstation war jedoch Erzerum, und die konnte nur durch Autotransport von mehreren Stunden auf schlechten Straßen erreicht werden. Es sollte noch weitere acht oder zehn Tage dauern, bis wir die Grenze zur Freiheit überschreiten sollten. Die Verhandlungen und Vorbereitungen für den Gefangenen austausch schienen sehr schwierig und zeitraubend zu sein. In der Zwischenzeit mußten wir im Zug bleiben und konnten nur aussteigen, um ein wenig auf dem Bahnsteig herumzugehen. Eine häßliche Situation entstand, als wir merkten, daß einige von uns an der Ruhr litten. Der Zug stand tagelang auf derselben Stelle und, wie man sich vorstellen kann, sammelte sich der Inhalt der Toiletten unter den Waggons an. Schnell zeigte der Kot rote, blutige Flecken, und nach ein paar Tagen waren alle Haufen rot und über und über mit Blut bedeckt. Wolken von Fliegen sammelten sich darauf und schwirrten dann überall durch die Waggons, setzten sich auf unsere Tassen, Teller, und wenn sie konnten, auch auf unser Essen. Ich hatte alles, Tasse, Teller und Essen sicher eingewickelt, wusch mir vor jeder Mahlzeit sorgfältig die Hände, aber während der letzten drei Tage unseres Aufenthaltes an diesem Platz hatte ich soviel Angst, krank zu werden, daß ich nichts mehr zu mir nahm als kochend heißen Tee. Alles schien infiziert zu sein und ich glaube, die Hälfte aller Gefangenen wurde krank. Einige wurden schwerkrank und mußten später zur Behandlung in ein türkisches Krankenhaus. Nach ein paar Tagen bemerkten es die Russen, und jemand kam vorbei, um Desinfektionsmittel auf die roten Haufen zu werfen. Sie bauten auch eine Toilette, die aus einem großen Erdloch bestand, das mit Holzbrettern abgedeckt wurde, in die ziemlich kleine Löcher geschnitten waren. Nach ein oder zwei Tagen war jedoch auch diese Latrine über und über voller Blut, weil die Kranken offensichtlich die Löcher nicht schnell genug erreichen konnten.

Zum Glück sagte man uns, als die Lage so schlimm war, daß es wirklich nicht mehr ging, daß uns ein Autotransport am nächsten Morgen über die Grenze bringen würde. Wir wagten nicht zu glauben, daß sich das verwirklichen könnte. Am nächsten Morgen kam jedoch eine Anzahl von Lastwagen an, mit Bänken darauf, und man befahl uns, mit unserem Gepäck aufzusteigen. Wir hatten alles, was uns im Lager in Moskau abgenommen worden war, wieder zurückbekommen, und bald bewegten sich die Last-

wagen in türkisches Gebiet hinein. Es ist schwer, unsere Gefühle zu beschreiben, als wir die Grenze überschritten. Während der letzten Monate war unser Leben nur noch wenig wert gewesen. Nun waren wir wieder in Freiheit und konnten mit einiger Hoffnung in die Zukunft sehen.

In der Nacht vor unserer Abfahrt hatte ich mich allerdings nicht allzu wohl gefühlt. Als der Morgen kam, wußte ich, daß ich mir eine Erkältung geholt hatte. Irgendwie schaffte ich es, mein Gepäck auf einen der Lastwagen zu werfen und setzte mich dann auf eine der Bänke. Ich bemerkte, daß mein Puls sehr rasch ging und Kopfschmerzen zeigten Fieber an. Nun waren die Lastwagen unterwegs, und ich mußte die nächsten acht oder zehn Stunden durchhalten. Es war ziemlich kalt auf den offenen Lastwagen, als wir durch die Berge auf der türkischen Seite des Kaukasus fuhren. Nicht lange, nachdem wir türkisches Gebiet erreicht hatten, kamen wir in eine kleine Stadt oder ein Dorf. Die Lastwagen hielten vor dem Haus, das am besten aussah und offenbar eine Art Gemeindehaus war, und wir wurden hereingebeten. Türkische Beamte, von denen einige Deutsch sprachen, empfingen uns herzlich. In einem anderen Raum fanden wir ein wunderbares Essen für uns vorbereitet und auf Tischen ausgebreitet, Fleisch aller Art, Wurst, Käse, Brot, sowie Kaffee, Milch oder Apfelsaft zum Trinken. Ich hatte kaum etwas gegessen außer hartem Brot, das ich für einige Tage in einem Handtuch eingewickelt hatte und, obwohl mir nicht nach Essen zumute war, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen und aß ein paar gute belegte Brote und trank Milch. Als die Lastwagen wieder auf ihrem Weg waren, fühlte ich mich etwas besser. Es war nicht mehr so kalt, als die Straße durch weniger steile Berge führte und die Sonne höher am Himmel stand. Alle Hügel waren sehr steinig, und wir bemerkten, daß die Bauern in dieser Gegend ihre Häuser einfach dadurch gebaut hatten, daß sie die Steine, die hier überall herumlagen, aufhäuften. Wir sahen ein paar Ziegen auf den Hügeln, aber sonst schien es ein sehr armes Land. Die Szenerie wechselte kaum, bis wir unser Ziel erreicht hatten, die türkische Bahnstation Erzerum. Eine kleine Anzahl primitiver Häuser und ein Bahnhof mit einem großen Wartesaal war alles, was wir sahen. Es war wohl etwa fünf Uhr nachmittags, als wir ankamen und in den Wartesaal gebracht wurden. Der Zug, der uns nach Ankara und Istanbul bringen sollte, war noch nicht gekommen, und wir mußten auf ihn warten. Während des letzten Teiles der Lastwagenfahrt hatte ich gespürt,

daß mein Fieber anstieg und fragte nun einen der türkischen Beamten, ob ich hier einen Arzt besuchen oder Medikamente für meine Erkältung bekommen könnte. Er ging einen Arzt holen, der sehr bald kam und mir eine starke Dosis Aspirin verordnete, die er mir gab. Es war sehr kalt in dem Wartesaal, nachdem die Sonne untergegangen war. Der Raum hatte große Öffnungen in den Wänden, aber ohne Fensterglas, so daß der Luftzug ungehindert hereinkam. Ich schluckte das Aspirin und nach 15 Minuten begann ich zu schwitzen, das Wasser lief an meinem Gesicht und meinem Rücken hinunter. Nach kurzer Zeit war ich ganz naß, und der Wind wurde kälter. Ich zog mich in eine Ecke zurück und setzte mich auf eine Bank. Ich fühlte mich so krank, daß ich keinerlei Notiz davon nahm, als schließlich etwa um acht Uhr der Zug ankam. Wir wurden aufgefordert, unser Gepäck zu nehmen und einzusteigen.

Ich konnte kaum aufstehen und um so weniger mein Gepäck tragen. Ich blieb, nun ganz allein, in dem großen Wartesaal sitzen, mir war egal, was mit mir geschehen würde. Einer der Mitreisenden kam zurück, um irgendetwas nachzusehen und bemerkte mich dort. Er fragte mich, was denn los sei, und ich glaube, ich sagte ihm, mir sei nun alles egal und er möchte mich doch einfach nur hier sitzen lassen. Er nahm einen Freund, und beide trugen mein Gepäck in den Zug, nachdem sie für mich eines der raren Schlafwagenabteile reserviert hatten. Die zwei brachten mich dann ins Abteil. Ich konnte nur noch meinen Mantel ablegen und meine Schuhe ausziehen und fiel auf das Bett.

Ich muß auf der weichen Matratze fest geschlafen haben, denn ich erinnere mich an nichts während dieser Zugfahrt. Als ich aufwachte, schien die Sonne warm in das Abteil, und der Zug fuhr gerade in einen großen Bahnhof ein. Draußen waren laute Stimmen und Gelächter. Dann hörte ich einen Lautsprecher, der auf Deutsch durchsagte, die deutsche Kolonie in Ankara heiße ihre Landsleute aus Rußland herzlich willkommen und werde alles tun, damit sie sich wohl fühlen. Bald schauten zwei deutsche Damen in mein Abteil und fragten, was mit mir sei. Ich sagte ihnen, daß ich die letzte Nacht mit einer Grippe im Bett gelegen habe, mich aber nun viel besser fühlen würde und nichts brauchte. Ich lehnte eine Flasche Cognac, die sie mir anboten, ab, aber eine große Rebe wunderschöner Weintrauben war genau, was ich wollte. Während meine Mitreisenden draußen mit unseren Gastgebern schwatzten, blieb ich im Bett, dann noch den ganzen Tag und den nächsten

Tag, bis wir den Bosphorus erreicht hatten. Meine Erkältung und das Fieber waren vergangen. Die Therapie, die der türkische Arzt in Erzerum verschrieben hatte, war ein voller Erfolg gewesen.

In Konstantinopel wurden wir in ein gutes Hotel mit großen Zimmern und weichen Betten gebracht. Wir blieben dort vier Tage, um uns ein wenig von dem Alptraum, den wir in Rußland erlebt hatten, zu erholen. Wir konnten unsere Kleidung teilweise waschen lassen, uns die Haare schneiden lassen und uns rasieren. Wir wurden wieder zu menschlichen Wesen. Von Konstantinopel aus schickte ich ein Telegramm nach Tōkyō, ich sei in Sicherheit und nun auf dem Weg nach Deutschland. Ich hatte keine andere Wahl, als weiter nach Deutschland zu fahren und von dort aus zu versuchen, sobald wie möglich nach Japan zurückzukommen. Die paar Tage der Ruhe und Erholung taten uns sehr gut, und wir gewannen wieder ein wenig Vertrauen in die Zukunft zurück. Wir besichtigten ein paar Sehenswürdigkeiten in der Stadt, die viele schöne alte Moscheen hatte, aber andererseits gab es auch viel Verfall, Schmutz und Armut. Ein kleines Dampfboot trug uns an der Küste des Marmarameeres entlang, mit den vielen großartigen Villen der privilegierten Klassen am Ufer und auf den Hügeln. Was für ein riesiger Unterschied zwischen dem Leben in diesen Villen und im Moskauer Gefangenenlager! Wir jedoch erfreuten uns voll unserer Freiheit. Die Bahnreise durch den Balkan nach Österreich sollte wegen der vielen Untergrundbewegungen in diesem Teil der Welt ziemlich gefährlich sein.

Nichts geschah auf unserer Fahrt nach Österreich. Als der Zug im Bahnhof von Wien ankam, wurden wir von einer Gruppe von Frauen begrüßt, die Brot, Kuchen und Kakao an diesem ziemlich kalten Augustmorgen bereitgestellt hatten. Der Zug fuhr gleich weiter, und nach wenigen Stunden erreichten wir Berlin, das endgültige Ziel des Transportes. Hier waren für uns alle Unterkünfte vorbereitet worden, aber wir waren frei, dahin zu gehen, wo wir wollten. Ich verabschiedete mich von meinen Kameraden, mit denen ich durch so viele Strapazen gegangen war und nahm ein Zimmer in einem Hotel neben dem Firmensitz der UFA, die ich am nächsten Tag besuchen wollte. Ich säuberte meinen Anzug und wusch eines meiner Hemden, aber ich konnte es nicht bügeln lassen und als ich es am nächsten Morgen anzog, war es noch naß. Dem Hotel ging es nicht gut, wie jedem anderen damals in Deutschland. Die Zimmer waren nicht geputzt und es gab kaum Service, aber es war doch wunderbar, wieder in einem Bett auf

weichen Matratzen zu schlafen, ganz anders als die Holzbänke, auf denen ich in Rußland geschlafen hatte. Ich war in tiefem Schlaf und schönen Träumen gefangen, als mich plötzlich mitten in der Nacht der schrille Lärm einer Alarmglocke aufweckte. Ich war noch kaum von meinen Träumen wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückgekehrt, als das Telefon klingelte. Mir wurde befohlen, mich so schnell wie möglich anzuziehen und in den Keller zu kommen, weil ein Luftangriff bevorstünde. Das Licht sollte ich nicht einschalten. Es war nicht leicht, meine Socken und Hose in der absoluten Dunkelheit in einem ungewohnten Zimmer zu finden, und es war noch schwieriger, den Weg zum Keller zu finden, in einem Hotel, in das ich gerade erst eingezogen war. Bevor ich noch den unterirdischen Teil des Hotels erreicht hatte, konnte ich schon in einiger Entfernung die Bomben einschlagen hören. Wir mußten stundenlang im Keller bleiben, bevor wir wieder auf unsere Zimmer gehen durften, wo ich nach dieser Aufregung, nach dem ersten Luftangriff, den ich erlebt hatte, nicht mehr schlafen konnte.

Als der Morgen kam, ging ich zur UFA und es war mir ein wenig peinlich mit einem zerknitterten Hemd und meiner allgemein etwas schäbigen Erscheinung. Direktor Theobald empfing mich jedoch sehr freundlich und riet mir, ein paar Wochen Urlaub zu machen und dann wiederzukommen. Diesen Vorschlag nahm ich natürlich mit Freuden an, aber bevor ich Berlin verlassen konnte, mußte ich noch dem Propagandaministerium Meldung von meinen Erlebnissen in Rußland erstatten. Es gab wenig zu berichten. Alles, was wir gesehen hatten, waren ein paar Züge, die mit Panzern, Kanonen und Soldaten beladen waren und in westliche Richtung fuhren. Am nächsten Tag verließ ich Berlin in Richtung Bremen, der Zug ging fahrplanmäßig und machte die Fahrt wie üblich in fünf Stunden. Wieder einmal sah ich die Türme der Bremer Kirchen, wie sie sich in der Ferne erhoben, als der Zug sich der Stadt näherte. Ihr Anblick brachte mir Tränen in die Augen.

Sorge für die alte Mutter

Meiner Mutter ging es ganz gut, obwohl sie schon über 80 Jahre alt war. Nachdem meine Schwester gestorben war, hatte sie ihr eigenes Haus aufgegeben und eine Wohnung mit drei Zimmern, Bad und Küche in schöner Lage gemietet, neben einem schönen

großen Park, wo sie täglich lange Spaziergänge unternahm. Sie hatte keine Diensthilfen und konnte noch für sich selbst sorgen. Die steigende Zahl von Luftangriffen machte ihr nichts aus. Sie ging einfach in den Keller, bis alles vorbei war. Wir befanden uns immer noch in der frühen Kriegsphase, als die Luftangriffe hauptsächlich auf die Hafenanlagen gerichtet waren und auf die im Hafen liegenden Schiffe, ziemlich weit von Zuhause. Es gab immer noch für jeden genug zu essen, obwohl die Lebensmittel rationiert waren. Meine Mutter konnte gut von der Miete leben, die sie für ihr Haus bekam und von den Zinsen, die sie auf Aktien und verschiedene andere Wertpapiere bekam, die ihr mein Vater hinterlassen hatte. Nachdem ich eine Woche in Bremen geblieben war und einen Überblick über die Lage gewonnen hatte, hatte ich das Gefühl, daß trotz der täglich verbreiteten Nachrichten von großen deutschen Siegen und riesigen Zahlen von an der Ostfront genommenen Kriegsgefangenen die Aussichten, den Krieg zu gewinnen, nicht gut waren. Es schien unmöglich, daß Deutschland alleine alle umgebenden Länder erobern konnte. Während dieser Woche in Bremen hatten wir zwei oder drei Luftangriffe, und die deutsche Luftwaffe schien nicht in der Lage zu sein, die Bombardierung der Städte zu verhindern. Die Stadt Bremen, nicht weit von der holländischen Grenze und nahe bei England gelegen, war Luftangriffen stark ausgesetzt. Ich dachte, ich sollte meine Mutter an einen sicheren Platz bringen. Seit einigen Jahren litt sie am Grauen Star und mußte operiert werden, was nur an einem Ort möglich war, wo es keine Störungen durch Luftangriffe gab. So überlegten wir, daß sie besser für eine Weile nach Freiburg in Süddeutschland ziehen sollte, wo ihr Bruder lebte, und wo es eine Universitätsklinik gab, die für die Behandlung von Augenkrankheiten berühmt war. Dort, in der Nähe der Berge des Schwarzwaldes konnte sie in Sicherheit wohnen und die Operation durchführen lassen.

Nach dem zehntägigen Aufenthalt in Bremen machten wir uns in Richtung Freiburg auf den Weg, wo ich auch für mich bessere Chancen erwartete, in den Schwarzwaldbergen meine Kräfte wiederzuerlangen. Es war eine lange Bahnfahrt, mehr als zehn Stunden mit dem Zug nach Freiburg. Es gab keinen Speisewagen, und auch auf den Bahnhöfen wurden keine Lebensmittel verkauft. Wir spürten deutlich die Auswirkung des Krieges und mußten den ganzen Tag von ein paar Butterbrotchen leben. Meine Mutter hielt sich jedoch gut und zeigte keine Anzeichen von Müdigkeit. In

Freiburg holte uns meine Cousine Elsbeth ab, die dort mit einem Zahnarzt verheiratet war. Sie warnte uns davor, zu sprechen, weil die Leute unseren norddeutschen Dialekt erkennen würden, und Menschen aus dem Norden seien hier nicht willkommen. Viele Leute aus den nördlichen Teilen Deutschlands gingen nach Süden, wo es mehr zu essen und weniger Luftangriffe gab. Aber die Süddeutschen hatten diesen Bevölkerungszuwachs nicht so gerne.

Meine Cousine hatte für uns ein Zimmer in einer Pension im Stadtzentrum reserviert, wo wir uns für die erste Zeit gemütlich niederließen. Die Eltern meiner Cousine Elsbeth, der jüngere Bruder meiner Mutter und seine englische Frau, wohnten in einem ruhigen Vorort zwischen den Hügeln des Schwarzwaldes und meine Mutter ging jeden Tag zum Plaudern zu ihnen. Ich machte lange Wanderungen durch die Berge und Wälder und während ich die schönen Straßen entlangging, erlangte ich nach und nach meine Kraft wieder. Meine Gedanken gingen immerzu nach Japan. In den Wolken, die am Himmel dahinzogen, glaubte ich die Gesichter meiner Kinder zu entdecken und im Rauschen des Windes in den Ästen der großen Bäume glaubte ich ihre Stimmen zu hören. Manchmal blieb ich für eine Weile ruhig stehen und betete für ihre und *Chiyos* Gesundheit. Es war gut, für eine Weile von der Welt der Kämpfe und der Zerstörung fort zu sein an diesem ruhigen Ort, aber das konnte nicht immer so weitergehen. Ich wollte wieder arbeiten, und im Oktober 1941, glaube ich, fuhr ich wieder zurück nach Berlin. Die UFA bot mir in der Auslandsabteilung eine Stellung mit guter Bezahlung an. Zunächst blieb ich in einem Hotel nahe dem Domhoffplatz, wo sich die großen Büros der UFA befanden. Als ich am Morgen des 8. Dezember im Büro ankam, wurde ich vom Präsidenten der UFA angesprochen und nach meiner Meinung über den japanischen Angriff auf Pearl Harbor befragt, von dem an diesem Morgen in den Schlagzeilen aller Zeitungen berichtet wurde. Wir sprachen eine Weile darüber, aber wir fanden es schwierig zu glauben, daß dieses Ereignis zu einem raschen Frieden in der Welt beitragen würde, wie offensichtlich viele Leute meinten.

Ich besuchte dann ein paar der japanischen Zeitungsleute, die im Kaiserhof wohnten und ich erinnere mich gut an ein Gespräch mit einem von ihnen. Ich erwähnte, daß die japanische Aktion dort nun eine gute Aussicht auf einen Sieg eröffnete, daß aber auch danach noch harte Zeiten mit schwerer Arbeit für beide, Deutsche und Japaner, bevorstehen würden. „Schwere Arbeit?“, erwiderte

er. „Was glauben Sie denn? Wir werden unsere jetzigen Feinde für uns arbeiten lassen und die Herren der Erde sein.“ Zum Glück wollte es die Vorsehung anders.

Heilung in Jena

Seitdem ich in Deutschland war, hatte ich verschiedene Ärzte wegen der Rückenschmerzen, die ich seit mehreren Jahren hatte, konsultiert. Ich trug ein Korsett, das von einem japanischen Arzt verschrieben worden war und das auch den Schmerz linderte. Es war jedoch unbequem, dieses festsitzende Korsett Tag und Nacht zu tragen und ich wollte es gerne loswerden und eine wirksame Therapie für dieses Leiden erhalten. Lange Zeit konnte kein Arzt, an den ich mich wandte, einen brauchbaren Rat geben. In diesen Kriegszeiten wurden die Ärzte von den Streitkräften dringend gebraucht, und die älteren, die zurückgeblieben waren, waren sehr beschäftigt und kümmerten sich nicht gerne um weniger dringende Fälle. Schließlich erfuhr ich in Freiburg, daß sich ein berühmter Arzt in Jena auf solche Leiden spezialisiert hätte, und ich trat mit Prof. Veil in Verbindung. Er lud mich ein, nach Jena zu kommen und ein paar Wochen in seinem Krankenhaus zu bleiben. In diesem Falle erwartete er eine völlige Heilung.

Direktor Theobald, der Chef der Auslandsabteilung bei der UFA stimmte zu, mich für ein paar Wochen nach Jena gehen zu lassen, und Anfang 1942 fuhr ich dorthin. Nach ein paar Stunden Bahnfahrt von Berlin aus betrat ich das Krankenhaus von Prof. Veil. Ich war gewarnt worden, daß Prof. Veil alle meine Zähne ziehen würde, und tatsächlich schickte er mich bald nach den Voruntersuchungen in die Dentalabteilung der Universitätsklinik, wo man mir sechs Zähne zog, die nach Prof. Veil die Ursache für meine Krankheit gewesen waren. Dann wurde ich in eine andere Abteilung der Klinik geschickt, wo ein Chirurg alles entfernte, was von meinen Mandeln nach einer Operation im Alter von 20 Jahren übriggeblieben war. Ich war nun 50 Jahre alt, und die Mandeln waren so hart geworden, daß der Chirurg seine ganze Kraft aufwenden mußte, um sie herauszuschneiden. Zwei Tage und Nächte lang blutete meine Kehle. Ich konnte mich nicht hinlegen, weil dann die Blutung immer stärker wurde. Nachdem die Kehle geheilt war, wurde ich ins Bett gebracht und mit Hormon- und Vitamininjektionen behandelt, sowie mit heißen

Bädern und Massagen, und nach drei Wochen erklärte der Arzt mich für geheilt. Er sagte, ich solle aufstehen und üben, ohne das Korsett zu gehen. Ich fühlte mich zunächst noch sehr schwach im Rücken, aber ich hatte keine Schmerzen mehr, und nachdem ich eine Woche geübt hatte, konnte ich ohne Schwierigkeiten oder Schmerzen lange Spaziergänge unternehmen. Prof. Veil hatte wieder einmal gezeigt, daß er mehr konnte als die meisten Ärzte.

In Berlin schickte mich Direktor Theobald wieder in den Urlaub zur vollständigen Rehabilitierung, und ich war froh, wieder meine Mutter in Freiburg besuchen zu können, wo ich ein paar Wochen zwischen den jetzt schneebedeckten Bergen blieb. Dann fuhr ich wieder nach Berlin zurück und nahm meine Arbeit wieder auf. Dabei nahm ich mit vielen alten Freunden Kontakt auf, von denen ich erfahren hatte, daß sie sich in Berlin aufhielten. Da waren einige, die ich von Japan her kannte, andere, die mit mir während des Ersten Weltkrieges Kriegsgefangene gewesen waren und auch einige alte Schulfreunde.

Einer meiner japanischen Bekannten war ein Fotograf, der eine wundervolle Sammlung von Bildern mit typischen Szenen aus dem japanischen Leben hatte. Er wollte eine Auswahl der besten Bilder daraus veröffentlichen und bat mich, ein Buch über Japan zu schreiben, das damit illustriert werden könnte. Ich war von diesem Vorschlag begeistert und schrieb in zwei Monaten einen Text von etwa 150 Seiten. Viel länger brauchte es, von den deutschen Behörden die Genehmigung für das Buch zu bekommen, aber ich hatte ein paar Freunde im Propagandaministerium, und nach vielen Unterredungen kam das Buch durch die Zensur. Während der Verleger auf gute Absatzchancen für das Buch gehofft hatte, war in den Wintermonaten 1942/43 eine Wende in der Kriegssituation eingetreten, die die Zukunft nicht mehr so gut aussehen ließ wie zuvor. Bis zum Herbst 1942 hatten das deutsche Heer und die Marine einen Erfolg nach dem anderen. Das deutsche Heer war weit nach Rußland hineinmarschiert und man erwartete, daß es in wenigen Tagen Moskau erreichen würde. Die deutschen Unterseeboote zerstörten jeden Tag viele feindliche Schiffe, und diese Erfolge wurden jeden Tag per Radio der jubelnden Menge bekanntgegeben.

Im Frühwinter 1942 kamen jedoch von der Ostfront Berichte, daß der Vormarsch der deutschen Truppen auf Moskau gestoppt worden sei und daß die deutschen Truppen furchtbar unter der Kälte litten, die in diesem Jahr unerwartet früh eingesetzt hatte.

Gerüchte breiteten sich aus, daß viele Einheiten im fernen russischen Gelände isoliert wären und aufgerieben oder von den Russen gefangengenommen würden, die viel besser für das kalte Wetter ausgerüstet seien. Unser Verleger zögerte damit, die Herausgabe des Buches weiter zu betreiben. Er befürchtete, die Katastrophe könnte Deutschland heimsuchen, bevor das Buch verkauft werden konnte. Ich hatte drei Kopien vom Manuskript gemacht. Eine behielt ich für mich, eine vertraute ich der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Berlin an und eine war in den Händen des Verlegers. Meine Kopie ist zusammen mit meinem Gepäck auf der Rückreise nach Japan verlorengegangen. Die zweite Kopie wollte einer meiner Freunde bei der Deutsch-Japanischen Gesellschaft retten, als zum Ende des Krieges Berlin zum Schlachtfeld wurde, aber er verlor sie auf der Flucht durch die brennenden Straßen. Von dem Verleger hat man nach dem Krieg nie wieder etwas gehört. Er ist wahrscheinlich umgekommen. Der Fotograf verließ Deutschland und ging nach Spanien, wo er, soweit ich herausfinden konnte, in Spionageverdacht geriet und erschossen wurde.

Leider sind so alle Kopien des Manuskripts dieses gut geschriebenen Buches verlorengegangen. Später wollte ich es noch einmal schreiben, aber die Zeiten hatten sich inzwischen geändert. Die ursprüngliche Schrift befaßte sich hauptsächlich mit der Lebensauffassung, die die Japaner vor dem Krieg hatten, und die, wie ich glaubte, für die anderen Völker der sogenannten zivilisierten Welt, die zu materialistisch geworden waren und vergessen hatten, die Schönheit der Einfachheit zu würdigen, von großem Nutzen sein konnte. Nun änderte sich auch Japan, und ich fühlte mich nicht mehr imstande, diesen Gegenstand aus der gleichen Sichtweise noch einmal aufzugreifen.

Während des Jahres 1943 steigerte sich die Häufigkeit und die Zerstörungskraft der Luftangriffe auf Berlin. Der Feind verwendete riesige Bomben von ein oder zwei Tonnen, sogenannte Luftminen, die auch die stärksten Betongebäude zerstörten. Fast täglich wurde Alarm gegeben, und wir mußten für viele Stunden in den Keller. Als ich aus Freiburg zurückgekommen war, hatte ich ein nettes Zimmer nahe beim Kurfürstendamm im Zentrum des westlichen Teiles der Stadt gemietet. Das Haus gehörte der Witwe eines Barons, die schon bessere Tage in ihrem Leben gesehen hatte. Die Wände des Zimmers waren mit Ölgemälden bedeckt und unter den Möbeln waren viele wertvolle alte Stücke. Manche davon waren Lackarbeiten, offensichtlich in alten Tagen aus Japan

importiert, vor 50 oder 80 Jahren, als am Ende des 19. Jahrhunderts solche Dinge in Europa Mode waren. Heute würde niemand solche Möbel kaufen oder benutzen, aber ich fühlte mich zwischen den japanischen Gegenständen fast wie zu Hause, und mochte dieses Zimmer sehr gern.

Meine Mahlzeiten nahm ich in Restaurants ein. Mittags aß ich zusammen mit meinen Kollegen von der UFA, und an den Abenden streifte ich mit Freunden in ganz Berlin herum und versuchte, ein Restaurant zu finden, wo man etwas Nahrhaftes essen konnte, ohne seine wertvollen Lebensmittelkarten verbrauchen zu müssen. Lebensmittel wurden immer knapper und es gab Monate, an denen wir Karten für nur 50 Gramm Butter erhielten, mit der wir dann vier Wochen lang auskommen mußten. Manche Lokale waren von Zeit zu Zeit in der Lage, schmackhaftes Essen ohne Fett oder Fleisch zu kochen, aber im Laufe der Zeit wurde jeder mager, und ein wirklich gutes und nahrhaftes Mahl wurde etwas Unbekanntes. Andererseits verschwanden in diesen Jahren tatsächlich alle Krankheiten rheumatischer Natur, die früher, als die Menschen von viel besserem und üppigerem Essen lebten, gewuchert hatten.

Ich glaube, es war im April 1943, als ich eines Tages, während ich morgens das Haus verließ, einen Schatten vor den Augen bemerkte. Seitdem ich in Kyōto operiert worden war, war meine Sehkraft vollkommen wiederhergestellt, und ich hatte keinerlei Beschwerden mehr gehabt. Ich ging nun zu einem Arzt, der mich zunächst auf leichte Entzündung am Augenlid behandelte. Als ich darauf bestand, daß der Schatten geblieben war, machte er eine sorgfältige Untersuchung und fand, daß sich ein Glaukom entwickelt hatte. Ich hatte nur eine schattenhafte Vorstellung, was ein Glaukom war. Ich ging in eine Bibliothek, entlieh ein Buch über Augenkrankheiten und fand heraus, daß Glaukom unheilbar ist, und immer mit völliger Blindheit endet. Der Arzt sagte mir, ich müßte mich vielleicht einer Operation unterziehen, es sei aber schwierig, für das Ergebnis zu garantieren. Ich machte mir furchtbare Sorgen. Ich hatte keine Verwandten oder enge Freunde, auf die ich mich im Falle, daß ich schwerkrank werden würde, verlassen könnte. Wenn ich erblinden würde, wie könnte ich dann hoffen, jemals wieder zu meiner Familie in Japan zurückzukommen? Was würde aus meinen Kindern werden, die immer noch zu klein waren, um für sich selbst sorgen zu können? Die Aussichten für die Zukunft waren schwärzer als jemals zuvor. Ich nahm im

Herbst dieses Jahres meine drei Wochen Urlaub und verbrachte die Zeit mit meiner Mutter in Freiburg. Während meines Aufenthaltes dort überdachte ich die Situation und entschloß mich, nun alles zu tun, was mir möglich war, um so bald wie möglich nach Japan zurückzukehren. Meine Verwandten sorgten gut für meine Mutter, und es gab nichts, was mich noch in Deutschland hielt. Ich sehnte mich nicht nur danach, nach Japan zurückzukehren, sondern ich fühlte mich auch verpflichtet, wieder zu meiner Familie und meinen Kindern zu gelangen und zu versuchen, ihnen zu helfen, damit sie ihren Weg ins Leben finden.

Als ich von meinem Urlaub wieder zurückkam, gab ich das Zimmer in der Stadtmitte, das ich so gemocht hatte, auf und zog in eine der Vorstädte, die vor Luftangriffen sicherer waren. Tatsächlich wurde nur ein paar Wochen später das Haus, in dem ich vorher gewohnt hatte, durch eine Bombe, die ein großes Loch direkt vor dem Haus riß, teilweise zerstört. Nun griff der Feind jede Nacht Berlin und andere Städte an, und man konnte nur selten genügend Schlaf bekommen, um am nächsten Tag arbeitsfähig zu sein. Meine Sehkraft verschlechterte sich nicht, oder doch nur sehr langsam. Zu dieser Zeit schien eine Operation noch nicht notwendig zu sein. Ich war nun bereit, jedes Risiko einzugehen, um aus Deutschland wieder heraus und nach Japan zu kommen. Ich hatte das Gefühl, wenn ich in Deutschland bliebe, dann würde ich bald bei einem Luftangriff getötet oder von den Russen gefangengenommen werden, die nun unterstützt durch amerikanische Lieferungen von Munition und Panzern ihren Vormarsch auf Deutschland begonnen hatten. Ich sprach mit Freunden bei der Marine und beantragte eine Passage auf einem der Frachter, die von Zeit zu Zeit aus deutschen Häfen ausliefen und die feindliche Blockade durchbrachen, aber man sagte mir, es sei aussichtslos, auf diesem Wege Japan zu erreichen. Alle Schiffe, die in letzter Zeit versucht hatten, die feindliche Blockade zu durchbrechen, seien vom Feind entdeckt und versenkt worden.

Mit dem U-Boot nach Japan

Ein Freund in einer hohen Position bei der Luftwaffe teilte mir dann vertraulich mit, daß ein Direktflug von Berlin nach Tōkyō geplant sei, und ich beantragte sofort, bei diesem Unternehmen als Dolmetscher mitzumachen. Er sagte mir, der Flug würde über

Sibirien führen und eine sichere Ankunft in Japan könne nicht garantiert werden. Mir war das gleichgültig. Ich wäre bereit gewesen, nötigenfalls auch zu Fuß zu gehen, aber schließlich kam der Flug nicht zustande. Heute wäre ein solcher Flug kein Problem, aber vor einigen Jahrzehnten erlaubte der technische Fortschritt derartige Langstreckenflüge noch nicht.

Dann, eines Tages Anfang 1944 sagte mir ein Freund in der deutschen Marine, daß der Kapitän eines japanischen U-Bootes nach Berlin kommen würde, und daß ich ihn treffen sollte, wenn ich wollte. Ich war nur zu froh, den sehr netten Mann ein paar Tage später kennenzulernen, und im Laufe unserer langen Unterhaltung erwähnte ich, mehr oder weniger im Spaß, daß ich gerne mit ihm zurück nach Japan und zu meiner Familie fahren würde. Zu meiner Überraschung erwiderte er, daß er mich gerne mitnehmen würde, wenn ich die Erlaubnis der deutschen Behörden bekommen könnte.

Das war ein schwieriges Problem, aber am nächsten Tag ging ich an die Arbeit. Bei der UFA brachte ich Direktor Theobald dazu, einen Brief an das Propagandaministerium zu schreiben, daß ich nach Japan geschickt werden sollte, um den Vertrieb deutscher Filme in diesem Land und damit die deutsch-japanischen Beziehungen zu fördern. Im Ministerium gab einer meiner Freunde den Brief an seine Vorgesetzten im Amt weiter. Das Propagandaministerium gab mir dann einen Brief an das Außenministerium, wo ich in der Japanabteilung einen alten Freund aus Tōkyō hatte, Dr. Kolb, der dafür sorgte, daß ich einen an die deutsche Marine adressierten Brief bekam, der darum ersuchte, mich bei der nächsten Gelegenheit nach Japan zu schicken, und daß ich einen Reisepaß bekam. Die „nächste Gelegenheit“ war schon vorbereitet, und ich bekam die Erlaubnis, Deutschland zu verlassen und auf dem japanischen U-Boot, das momentan in dem französischen Hafen von L'Orient lag, nach Japan zu fahren. Kurz darauf bekam ich die Nachricht, daß im selben U-Boot noch drei andere Deutsche nach Japan fuhren. Zwei von ihnen waren alte Freunde von mir und sie gingen alle nach Japan, um an der deutschen Botschaft dort als Dolmetscher zu arbeiten. Die Absicht unserer Reise hatte streng geheim zu bleiben, ich durfte nicht einmal meiner Mutter davon erzählen und schrieb ihr, daß ich dienstlich für ein paar Monate nach Schweden müßte und daß sie sich um mich keine Sorgen machen sollte. Ich würde ihr Nachricht über mich zukommen lassen, sobald es die Umstände zuließen.

Dann trafen wir vier uns eines Morgens im April 1944 auf einem Bahnhof in Berlin. Dr. Kolb war gekommen, um uns zu verabschieden. Wir wußten, daß die Reise, die wir nun antraten, riskant war. Es gab Gerüchte, daß von allen U-Booten, die versuchten, nach Japan durchzukommen, ungefähr drei Viertel vom Feind entdeckt und zerstört würden, aber eine Chance von 25 % hatten wir. Meine drei mitreisenden Kameraden hatten in Japan keine Familie, die auf sie wartete, sondern sie wollten Deutschland verlassen, weil sie sahen, daß das Land einer Katastrophe entgegenging. Alle drei waren zum Heer eingezogen worden, und der Tod auf dem Schlachtfeld würde andernfalls früher oder später sehr wahrscheinlich ihr Schicksal sein.

Die Erlaubnis, die das Oberkommando der Kriegsmarine ausgestellt hatte, sah aus wie ein aus einem Notizbuch herausgerissener Zettel, und ich fragte mich, ob ich damit wohl durch die Inspektion kommen würde. Alles ging jedoch gut, und nach einer Bahnfahrt von acht oder zehn Stunden kamen wir in dem französischen Hafen an, der sich damals in der Hand der deutschen Truppen befand. Es blieben noch ein paar Tage, bis das U-Boot, das in einem riesigen, mit Beton gedeckten Hafenbecken lag, auslaufen sollte. Wir bekamen Uniformen, weil auf Kriegsschiffen keine Zivilisten reisen durften und wir im Falle einer Gefangennahme durch den Feind wie Spione behandelt würden. Im Hinblick auf mein Alter erhielt ich die Uniform eines Fregattenkapitäns, während meine jüngeren Kameraden niedrigere Dienstgrade erhielten.

Nach all der Geheimnistuerei über unsere Reise in Deutschland war ich sehr erstaunt, zu sehen, daß fast jeder in L'Orient, alles Franzosen, davon zu wissen schien. So hatten zum Beispiel Mitglieder der japanischen Mannschaft unseres Schiffes ihre Uhren in französischen Läden zum Reparieren gegeben und den Uhrmachern gesagt, daß sie sie bis zu einem bestimmten Tag zurückhaben wollten, dem Tag vor unserer Abfahrt. Die japanischen Matrosen nahmen am letzten Tag ihres Aufenthalts Abschied von ihren Freundinnen in den verschiedenen Bars der Stadt, und eine Nachricht, daß das 2000 Tonnen große U-Boot auslaufen würde, mußte das Hauptquartier des Feindes erreicht haben.

Als unser U-Boot den betongedeckten Hafen verließ, stand eine große Menschenmenge, Deutsche und Franzosen, am Ufer, schaute und winkte uns nach. Eine Stunde lang oder zwei glitt das U-Boot den Fluß hinunter, begleitet von kleinen Booten der

deutschen Marine. Auf einem davon stand ein Freund von mir bei der Marine und winkte mir zu. Er, Herr Seiffert, hatte vorher in Kamakura gewohnt und bekam später eine Stellung bei *Mitsubishi Co.* in Düsseldorf. Die ganze Zeit über blieb er auf dem Deck stehen, aber als unser Boot das offene Meer erreichte, wurde uns befohlen, unter Deck zu gehen. Die Luken wurden geschlossen und zum ersten Mal tauchte das Boot. Für die nächsten 75 Tage würden wir die Sonne nicht mehr sehen und nicht einmal das Tageslicht.

In einer Ecke des großen Raums im Mittelteil des Bootes, der als Wohn- und Schlafraum für die ungefähr 100 japanischen Angehörigen der Mannschaft diente, waren wir ganz gemütlich untergebracht. Auf beiden Seiten des Raumes gab es eine Anzahl Kojen für die Offiziere, von denen wir vier bekamen, in denen wir bis zu unserer Ankunft im Fernen Osten bleiben sollten. Meine Koje war ganz an der Außenseite des Bootes, nur eine dünne Stahlplatte trennte mich vom Ozean, dessen Wasser ich an die Wand schlagen hörte, wenn das Boot über Wasser fuhr; bei Tauchfahrt war kein Geräusch zu hören. Neben mir, in einer weiteren Koje an der Wand hatte ein junger japanischer Offizier seinen Schlafplatz. An seiner Seite hing ein großes Schwert an einem der vielen Rohre, die in großer Zahl überall durch das Boot liefen. An diesen Rohren hing auch eine große Zahl von Dingen, die die japanische Mannschaft in Frankreich gekauft hatte. Unter diesen auch eine französische Puppe, die der junge Offizier in Paris als Geschenk für seine Frau gekauft hatte und die immerzu mit einem verführerischen Lächeln auf ihn herablickte. Er sprach oft mit mir über seine junge Frau, die ihm während seiner Abwesenheit das erste Kind geboren hatte, das er nun unbedingt sehen wollte. Seine Familie lebte irgendwo bei Ōsaka und er war, obwohl von robuster Gesundheit und großer Körperkraft, doch etwas sentimental. Er schien zu glauben, daß ein Samurai oder ein Berufssoldat wie er nicht erwarten konnte, den Krieg zu überleben, aber er nahm dieses Schicksal mit einem Lächeln als unvermeidlich hin. Wozu er das Schwert in diesem U-Boot verwenden wollte, weiß ich nicht, aber es schien ihm Kraft und ein Gefühl der Sicherheit zu geben. Obwohl Soldat und Samurai, hatte er ein gutes Herz, und die Soldaten unter seinem Kommando mochten ihn. Ich gewann ihn während der langen Wochen unserer Reise auch gern und wir versprachen uns, uns nach dem Krieg wiederzusehen. Weder das Schwert jedoch, noch die lächelnde Puppe

sollten jemals ihr Ziel erreichen, und mein Freund, der junge Offizier, sollte nie seinen heiß ersehnten Nachkommen sehen.

Auf der anderen Seite meiner Koje befand sich, mit dem Kopfe der meinen zugewandt an der Außenwand des Bootes, die eines Mannes namens *Chikai Sakata*. Er war buddhistischer Priester und hatte sich in Berlin aufgehalten, als der Krieg seine Rückkehr nach Japan unmöglich gemacht hatte. Er sprach gut Deutsch und hatte während des Krieges in der japanischen Botschaft als Dolmetscher gearbeitet. Es stellte sich heraus, daß er weder mit den Beamten der Botschaft noch mit den Mitreisenden im Boot allzugut auskam. Er hatte eine weitere Lebensanschauung und dachte internationaler als die meisten Beamten und Soldaten in dieser Kriegszeit. Er war ein Mann von hoher Kultur und großem Wissen und hatte eine schöne und weiche Stimme. Er rezitierte heilige Schriften und sang für mich viele japanische Volkslieder und half mir so, die Zeit zu verbringen. Ich hätte ihn gerne nach dem Krieg wiedergesehen, aber er wurde dann Abt in einem Tempel in Shinjuku und schien sehr beschäftigt zu sein mit seiner Hauptaufgabe, Kinder zu unterrichten. Ich habe ihn nur noch einmal, kurz nachdem der Frieden wiederhergestellt war, gesehen, und dann den Kontakt mit ihm verloren.

Erst nachdem unser U-Boot den Hafen von L'Orient verlassen hatte, wurden wir informiert, welche Route wir nehmen und wie lange wir wahrscheinlich brauchen würden, bis wir unser Ziel erreichten. Wir durchquerten in ständiger Tauchfahrt den Golf von Biscaya und kamen nur einmal für dreißig Minuten an die Oberfläche, um ein wenig frische Luft aufzunehmen, und um mit unseren Dieselmotoren die elektrischen Batterien, die als Kraftquelle während der Unterwasserfahrt dienten, wieder aufzufüllen. Unser U-Boot lief dann an der spanischen Küste entlang und nahm darauf direkt durch den Atlantik Kurs auf die brasilianische Küste. Dies war, glaubte man, eine einigermaßen sichere Route, denn die meisten feindlichen Wachhunde waren entlang der afrikanischen Küste verteilt, die auf dem normalen Weg für U-Boote nach dem Fernen Osten lag. Aber auch auf diesem Umweg lauerte überall Gefahr. Wir wagten uns niemals länger als für zwei Nachtstunden an die Oberfläche, was bedeutete, daß wir nur langsam vorankamen. Über Wasser entwickelte das Boot eine Geschwindigkeit von ungefähr 10 Knoten, aber unter Wasser waren es nur zwei Knoten. Auf der Oberfläche schaukelte das Boot kräftig. Wir mußten uns oft an irgendetwas festhalten, um nicht aus unserer

Koje zu fallen, wenn das Boot von einer Seite auf die andere überholte. Unter Wasser fuhr es so ruhig, als würde es im Hafen liegen. Bei vielen Gelegenheiten konnten wir nicht an die Oberfläche kommen, weil wir das Geräusch von Schiffen über uns hörten. Dann stoppten unsere Maschinen und uns wurde befohlen, kein Geräusch zu machen, das die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns ziehen konnte. Man hatte uns gesagt, wenn wir das Pech hätten, an der Oberfläche von einem Flugzeug gesehen zu werden, dann wären wir verloren. Das Flugzeug würde U-Bootjäger zu Hilfe rufen, die uns mit Sicherheit finden und zerstören würden. Manchmal versuchten sie es offenbar. Wir hörten irgendwo, nicht allzuweit, Unterwasserbomben detonieren, aber immer kamen wir unverletzt davon. Wir hatten ein Radargerät an Bord, um Flugzeuge rechtzeitig zu entdecken, damit wir noch untertauchen konnten, aber in vielen Nächten sagte mein Nachbar, wenn er von der Wache an Deck zurückkam: „Radar kaputt“ und schüttelte lächelnd seine Hand.

Niemand von uns war mit der Erwartung auf gutes und wohl-schmeckendes Essen auf diese Reise gegangen. Man hatte uns gewarnt, daß nur japanisches Essen zur Verfügung stehen würde, und wir waren ganz zufrieden mit dem, was wir bekamen. Morgens gab es Brot, Butter und Tee, mittags und abends gewöhnliches japanisches Essen mit Fisch, *miso*-Suppe und Gemüse, ausreichend schmackhaft für uns, die wir alle mit dem Leben in Japan bekannt waren und während der letzten Jahre in Deutschland sowieso nicht so viel zu essen bekommen hatten. Ungefähr um Mitternacht gab es noch eine Mahlzeit, *yashoku* (Nacht-Essen) genannt, die wir am liebsten hatten. Sie bestand aus getrockneten oder Dosenfrüchten, Nüssen oder ein paar Süßigkeiten. Dieses *yashoku* sollte die lebenswichtigen Vitamine liefern, die den normalen Mahlzeiten fehlten.

Nach ein paar Tagen war das frische Fleisch und Gemüse aufgebraucht und wurde durch Konserven ersetzt. Das machte uns nichts aus, wir hatten weiterhin Freude an den Mahlzeiten. Nachdem aber ein paar Wochen vergangen waren, und es kaum einen Wechsel im Menü gegeben hatte, bekamen wir es allmählich satt. Das Konservenessen wurde schlechter und die Art Muscheln, die beinahe jede Mahlzeit begleitete, sah nun schwarz aus. Am Ende nahm ich nur noch Reisbrei (*o-kayu*) und lehnte alles andere ab. Das Frühstücksbrot war schon seit langem zu harten Keksen geworden, und die Butter war so ranzig, daß wir es vorzogen,

Kekse und Tee ohne Butter zu verzehren. Wenn wir eine neue Portion Kekse in großen offenen Dosen bekamen, fanden wir, daß sie nach Petroleum schmeckten, und man sagte uns, sie seien lange neben den Dieselmotoren gelagert worden. Wir hatten keine Wahl und mußten weiterhin bis zum Ende unserer Reise dieses schreckliche Zeug essen. Meine deutschen Mitreisenden gingen auch nach und nach dazu über, nur noch Reisbrei und *umeboshi* (eingesalzene Pflaumen) zu essen, und nachdem die *umeboshi* ausgegangen waren, mußten wir mit Reisbrei allein zufrieden sein. Der Reis für die lange Fahrt war überall im Boot gelagert, auch unter unseren Betten und im Durchgang dazwischen. Wir gingen ständig auf Reissäcken, bis sie gegen Ende unserer Fahrt nach und nach von den Köchen weggezerrt wurden.

Nicht lange, nachdem wir den Hafen verlassen hatten, bemerkten wir die ersten Ratten zwischen den Reissäcken, und als die Zeit verging, wuchs ihre Zahl an. Wir sahen junge Ratten auf unseren Betten sitzen, sie wuchsen rasch zwischen dem reichlichen Futter, das sie umgab. Sie wurden immer frecher, und nachdem wir schlafengegangen waren und alles ruhig war, konnte ich sie auf den vielen Rohren an der Seite meines Bettes herumlaufen sehen. Sie sprangen auf meine Füße und von da auf die Reissäcke. Ich gewöhnte mich daran, aber als eine Ratte, vielleicht, weil sie einmal eine Abwechslung auf ihrem Speisezettel haben wollte, mich kräftig in eine meiner Zehen biß, versuchte ich, sie zu verscheuchen, aber es waren schon so viele geworden, daß man schon etwas Wirksameres hätte unternehmen müssen, um sie loszuwerden. Schließlich leisteten sie uns bis ans Ende der Reise Gesellschaft.

In den ersten Tagen der Fahrt pflegten wir uns jeden Tag zu waschen und zu rasieren, wie wir es gewohnt waren, aber als die Zeit verging, wurde das Wasser knapp. Wir konnten nur eine Tasse Wasser jeden Morgen haben. Darum gaben wir das Waschen und Rasieren auf und verwendeten das Wasser, um uns den Mund anzufeuchten, bevor wir uns an das Frühstück mit Benzinkekse machten. Natürlich gab es keine Möglichkeit, irgendwelche Kleider zu waschen. Wir mußten während der ganzen Reise mit derselben Unterwäsche auskommen. Unsere Khakiuniformen entfärbten sich durch den Schweiß und Schmutz. Wir gewöhnten uns mit größerer Leichtigkeit daran, als man von Leuten hätte erwarten können, die ein tägliches heißes Bad gewohnt waren.

Wir hatten nichts zu tun, und die Aussicht auf eine Reise von

vielleicht 80 oder 90 Tagen machte uns nicht froh. Zunächst hatten wir einander viel zu erzählen. Die letzten Jahre waren für jeden von uns voller Abenteuer gewesen. Der Kriegsverlauf erreicht uns über das Radio, wir nahmen Nachrichten aus vielen Teilen der Welt auf. Später spielten wir dann Poker zum Zeitvertreib, aber das war keine gute Idee, denn es führte zu Streit und Unzufriedenheit unter uns. Die meiste Zeit schliefen wir, und es war erstaunlich zu sehen, wie viele Stunden pro Tag man schlafen kann, ohne sonst etwas anderes zu tun als Karten zu spielen oder hin und wieder ein paar Seiten in einem Buch zu lesen. Es schien nicht viel Sinn in Lektüre oder Studium zu liegen. Die Aussichten, in Sicherheit unser Ziel zu erreichen, schienen nicht besonders gut. Wir hatten ja gehört, daß drei von vier U-Booten, die die weltweite Blockade, die der Feind um Deutschland aufgebaut hatte, zu durchbrechen versuchten, entdeckt und zerstört wurden. Es schien darum höchst wahrscheinlich, daß wir unser Schicksal auf dem Meeresgrund finden würden. Unser Kapitän hatte uns gesagt, wir würden ungefähr zwei Tage hinter einem deutschen U-Boot reisen, das ein paar Tage vor unserer Abreise in L'Orient aus einem Hafen in Skandinavien ausgelaufen sei. Später hörten wir dann, daß es in der Nähe vom Kap der Guten Hoffnung entdeckt und zerstört worden war. Unser Kapitän wußte sehr wohl, daß das eine unsichere Gegend war und nahm einen Kurs in sicherer Entfernung von der afrikanischen Küste. Während es im U-Boot sehr heiß gewesen war, als wir den Atlantik in Richtung Brasilien überquerten, sank die Temperatur, als wir weiter nach Süden fuhren, nach und nach ab. Als wir um die Südspitze Afrikas bogen, war es sehr kalt geworden. Wir blieben so lange wie möglich unter Wasser, bis die meisten von uns begannen, schwer zu atmen, und dann kamen wir nur für dreißig Minuten an die Oberfläche, um genügend Luft aufzunehmen für weitere zwanzig Stunden Tauchfahrt. Die See war sehr rauh, und unser kleines Boot wurde von den Wellen hin und her geworfen. Manchmal glaubten wir, es würde auf dem Kopf stehen. Wir fühlten uns nicht wohl und waren immer froh, wenn Befehl zum Tauchen gegeben wurde und das Boot in etwa siebzig Meter Tiefe seine ruhige Reise fortsetzte. Wir fuhren nun geradeaus durch den indischen Ozean in Richtung auf die enge Durchfahrt zwischen Java und Sumatra und auf Singapur zu. Wir erwarteten, daß unser Dieselvorrat nahezu bis ans Ende der Fahrt reichen würde, aber unser Kapitän hoffte, in der Mitte des Ozeans einen befreundeten

Dampfer zu treffen, der uns mit zusätzlichem Treibstoff versorgen sollte.

Im Indischen Ozean konnten wir nun länger an der Oberfläche bleiben und machten mehr Fahrt. Als wir dann versuchten, Kontakt mit dem Treibstoffversorgungsschiff aufzunehmen, glaubte der Funker, unsere Signale seien von einem feindlichen Kriegsschiff aufgenommen worden. Unser Kapitän gab daraufhin den Gedanken auf, nachzutanken und zog es vor, mit dem etwas knappen Treibstoffvorrat zu versuchen, Singapur zu erreichen.

Während der ganzen Reise durften wir niemals an Deck, auch nicht nachts. Es war gefährlich, denn oft mußte das Boot nottauchen, wenn das Radar anzeigte, daß sich ein feindliches Flugzeug oder Kriegsschiff näherte. Auf der Fahrt von Japan nach Deutschland war einer der Matrosen unseres Bootes umgekommen, der nicht schnell genug unter Deck gehen konnte und ins Meer gespült wurde, als das Schiff untertauchte. Als wir den Punkt erreichten, wo er ertrunken war, machte unser Boot eine Runde zu seinem Gedenken. Für uns war das eine Gelegenheit, nach 75 Tagen wieder die Sonne zu sehen. Es war ziemlich nahe bei Sumatra. Wir, die Passagiere und der größte Teil der Mannschaft, standen an Deck zu Ehren des jungen Mannes und betrachteten die Stelle, wo er vielleicht auf dem Ozean getrieben war, bevor das Ende kam.

Noch eine weitere Tragödie ereignete sich an Bord unseres Schiffes. Einer der Matrosen bekam ein Geschwür in der Kehle, und unser Schiffsarzt fühlte sich verpflichtet, zu versuchen, ihn mit einer Operation zu retten. Es war ein junger Medizinstudent, der gerade von der Universität gekommen war, und ich hatte das Gefühl, daß das Leben des Matrosen nicht mehr viel wert war, als die Operation begann. Nachdem ungefähr eine Stunde vergangen war, hörten wir, wie der Assistent herumlief und versuchte, ein Messingrohr zu finden, das der Arzt in die Kehle des Patienten einführen wollte. Eine weitere Stunde verging, und dann breitete sich die Meldung aus, daß der Patient tot sei. Er wurde in weißes Tuch eingewickelt und in der Nacht dem Meer übergeben, das normale Begräbnis für Seeleute.

Wir waren nun nur noch ein paar Tage von unserem Ziel entfernt und unsere Hoffnungen stiegen, daß wir es schaffen würden. Es war auch höchste Zeit. Die Bedingungen an Bord waren kaum noch auszuhalten. Nachdem wir 75 Tage in unseren Kojen gelegen waren und keinerlei Bewegung hatten, hatten wir

keinen Appetit. Ich konnte sogar den Reisbrei kaum herunter-schlucken. Es gab keine *umeboshi* mehr dazu, und der Reis, die letzten Säcke aus unserem Vorrat, schmeckte schimmelig. Überall waren Ratten. Unser Haar und Bart waren gewachsen. Wir hatten uns wochenlang nicht mehr gewaschen und unsere Kleidung war schwarz von Schmutz und Schweiß. Das Schlimmste auf der gesamten Reise war die Toilette. Es war ein kleiner, niedriger und sehr heißer Raum mit einem Klosett japanischen Stils. Nach der Benutzung mußte der Mann, der es benutzt hatte, eine Pumpe betätigen, um die Sache ins Meer zu befördern, und diese Pumpe war immerzu defekt. Einige Male wurde sie repariert, aber gegen Ende der Reise hatte man verzweifelt aufgegeben, mit dem Ergebnis, daß der Dreck nun überfloß und die Toilette nun so unbeschreiblich schmutzig wurde, daß jeder zögerte, einzutreten. Während der letzten Tage der Fahrt versuchte ich, sie nicht mehr zu benutzen, was nicht allzu schwierig war, weil ich viele Tage lang nichts mehr gegessen hatte. Am Ende schienen alle normalen Körperfunktionen aufzuhören. Es war höchste Zeit, daß wir das Ende unserer Reise erreichten.

Verschnaudpause in Singapur

Eines Tages sagte man uns, daß unser Boot in die Straße zwischen Java und Sumatra einfahren würde und daß wir an Deck gehen könnten. Wir waren in den letzten zweieinhalb Monaten nur in unseren Kojen gelegen oder gesessen und ich fühlte meine Beine zittern, als ich durch die Luke hinaufkletterte, und da war frische Luft und Sonnenschein um mich herum. Das Deck war glitschig und fiel gegen die Außenseiten hin ab, wo das Wasser des Ozeans nur ein paar Fuß unter der Fläche, auf der wir standen, anschlug, und wo wir uns an einem eisernen Geländer festhielten, das auf der Mitte des Bootes entlanglief.

Es war ein wunderschöner Tag. Kleine Wellen glitzerten in der Sonne, und in der Ferne konnten wir die grünen Berge der Küsten von Sumatra und Java und von Inseln in der Meeresstraße sehen. Dann sahen wir hinter einer dieser Inseln eine Art Fischkutter erscheinen und auf uns zukommen. Wir waren überglücklich, als wir sahen, daß er die japanische Flagge zeigte. Der Kutter begleitete uns eine Weile, tauschte offensichtlich Meldungen aus und

verschwand dann dahin, woher er gekommen war. Es war das erste Anzeichen dafür, daß wir endlich doch in die Nähe unseres Zieles gekommen waren, und niemand kann beschreiben, wie glücklich wir bei dem Gedanken waren, daß wir es zu guter Letzt doch noch in Sicherheit erreichen könnten. Noch waren wir jedoch nicht aus dem Gefahrenbereich. Wir fuhren nun immer auf der Oberfläche und kamen schnell voran in Richtung Singapur, das wir in zwei Tagen erreichen wollten. Wir hörten Gerüchte von schweren Seegefechten, die die japanische und die amerikanische Marine ausgetragen hätten, unter schweren Verlusten für die japanischen Seestreitkräfte. Jederzeit konnten auf dem Wasser um uns herum feindliche Schiffe oder Flugzeuge auftauchen, und mit unseren wenigen und veralteten Waffen hätten wir keine Chance, ein Gefecht zu überstehen.

Die meiste Zeit standen wir an Deck. Hier, wo wir wenigstens die Chance hatten, durch Schwimmen unser Leben zu retten, fühlten wir uns ein wenig sicherer. Hier mußten wir uns nicht völlig unserem Schicksal ergeben, wie wir das in den letzten Monaten hatten tun müssen. Wir lachten herzlich, als wir einander bei Tageslicht ansahen. Unsere Kleidung war über und über mit Schmutz bedeckt, unsere Gesichter seit vielen Wochen ungewaschen, wir hatten lange Bärte, unser Haar war ungekämmt und bis über die Ohren gewachsen. Wir fotografierten uns, aber die Bilder waren nichts geworden, als wir später in Tōkyō Gelegenheit hatten, sie entwickeln zu lassen.

Wir erreichten ohne jedes besondere Vorkommnis den Hafen von Singapur. Als wir in die schmale Meerenge einfuhren, in der der Hafen von Singapur liegt, sahen wir schwer beschädigte Kriegsschiffe am Ufer liegen. Wir hatten Deutschland in dem Gefühl verlassen, daß der Krieg verloren sei, und der Anblick der schwer zusammengeschossenen japanischen Marine in Singapur erweckte in uns den gleichen Eindruck. Wir fühlten uns nun ziemlich sicher an Bord dieses U-Bootes und fragten den Kapitän, ob er uns nicht noch bis nach Japan mitnehmen könnte, aber nach ein paar Verhandlungen wurde uns befohlen, hier das Boot zu verlassen und die Reise nach Japan per Flugzeug fortzusetzen. Für den Flug wurde uns allerdings nur eine begrenzte Menge an Gepäck erlaubt und man wies uns an, alles Gepäck, was wir in Singapur und kurz nach unserer Ankunft in Japan nicht gleich benötigten, an Bord zu lassen.

Wir hörten Gerüchte, daß das amerikanische Heer und die

Marine auf den Philippinen vorrücken würde, und daß die amerikanische Luftwaffe praktisch den Luftraum über der Südchinese kontrollierte. Die Weiterreise per Flugzeug schien nicht sehr sicher zu sein, aber wir hatten keine andere Wahl. Einen Anzug und ein paar andere Sachen stopfte ich in die kleinere der beiden Taschen, die ich mitnehmen durfte und stieg wieder die Leiter zum Deck hinauf. Das Boot wurde gerade an der Pier vertäut. Wir hatten ein paar neue Sachen bekommen, die wir anstelle der verdreckten anzogen, aber wir sahen immer noch schlecht genug aus. Als eine Delegation von Marineoffizieren und Hafenbeamten an Bord kam, stellte sich die Mannschaft zusammen mit den Passagieren in einer Reihe auf. Kurze Ansprachen wurden ausgetauscht, und dann überquerten wir den engen Steg zum Ufer. Das erste Mal seit drei Monaten fühlten wir uns im Hafen von Singapur mit festem Boden unter den Füßen sicher.

Ein Wagen brachte uns rasch durch die Hügel der Insel Singapur zu einem hübschen Haus mit Garten, wo wir ein oder zwei Wochen bleiben sollten, um wieder zu normalem Leben zurückzufinden. Es war das Haus eines Offiziersclubs, umgeben von Kokospalmen. Wir hatten jeder einen Raum für sich und waren sehr froh über unser neues Quartier. Zunächst einmal bekamen wir etwas zu essen, Roastbeef, frisches Gemüse, Kartoffeln, wovon wir manchmal in den vielen Wochen unserer Reise geträumt hatten. Dann nahmen wir ein Bad, ließen uns die Haare schneiden, uns rasieren und fühlten uns bald wieder wie menschliche Wesen.

Wir genossen unseren Aufenthalt in Singapur sehr, wo wir als Gäste der japanischen Marine behandelt wurden. Wir fuhren auf guten Straßen durch die Hügel, gingen in der Stadt herum und besichtigten Sehenswürdigkeiten. Wir verbrachten diese Ruhetage auf sehr angenehme Art. Im Büro der deutschen Marine in Singapur fand ich einen alten Freund aus Tōkyō, Toni Pippon, der mich zum Abendessen in sein komfortables Haus einlud und mich danach zu einem der Plätze mitnahm, wo sich die Chinesen in Singapur amüsierten. Als wir an dem Abend sein Haus verließen, sagte er, für unseren Bummel müsse er erst noch ein wenig Taschengeld besorgen. Dazu gingen wir in eine kleine chinesische Spielhöhle. Er verteilte sein Geld sorgfältig auf die Nummern, die auf dem Tisch ausgelegt waren und hatte tatsächlich innerhalb von zehn Minuten genug Geld für eine mehrstündige Tour durch das nächtliche Singapur gewonnen.

An einem anderen Tag besuchten wir die vormalige Residenz

eines reichen Chinesen. Es war ein riesiges Anwesen mit vielen Häusern und Pavillons, die über den ganzen felsigen Hügel verstreut waren. Auf Betonstufen stiegen wir den Hügel hinauf, durch künstliche Höhlen, die mit grünen und gelben Bildern von fantastischen Fabelwesen dekoriert waren. Ich weiß nicht, was aus der chinesischen Familie geworden ist, die hier vor dem Krieg gewohnt hatte, ob sie es vorgezogen hatte, den Ort zu verlassen, als der Krieg sich näherte, oder ob sie wegen ihres Reichtums einfach von einer der kriegführenden Parteien vertrieben worden war. Dieses Anwesen war nun ein Club für Offiziere der japanischen Marine, und wir nahmen an einem Bankett im Hauptgebäude teil, als eines Tages die Offiziere und Mannschaften unseres U-Bootes ihre wohlbehaltene Ankunft im Fernen Osten feierten. Der Kapitän hielt eine kurze Ansprache, und als der Älteste unter den deutschen Passagieren mußte ich antworten und dankte ihm und seiner Mannschaft für die freundliche und aufmerksame Behandlung, die sie uns auf der Reise hatten angedeihen lassen. Mein Freund, der junge Offizier winkte mir zu, als ich erwähnte, daß ich mich auf den Tag freuen würde, wenn wir uns in Japan wiedersehen würden.

Bevor noch eine Woche seit unserer Ankunft in Singapur vergangen war, wurde ich des faulen Lebens dort überdrüssig. Ich wollte nun endlich meine Reise nach Tōkyō beenden. Ich hatte telegrafisch Nachricht von meiner wohlbehaltenen Ankunft in Singapur nach Deutschland und Tōkyō geschickt und wußte, daß meine Familie auf mich wartete. Die Nachrichten über die Kriegslage in Europa, die wir in Singapur erhielten, waren bedrückend. Englische und amerikanische Truppen waren in Frankreich gelandet und marschierten nun auf Deutschland zu. Die Russen hatten das deutsche Heer zurückgedrängt und marschierten nun ebenfalls auf Deutschland zu, wobei viele deutsche Soldaten in Gefangenschaft gerieten.

Im Pazifik wurden die Japaner auf die Philippinen und auf Okinawa zurückgedrängt. Die Strecke von Singapur nach Japan galt bereits als äußerst unsicher, und es gab nur wenige Frachtschiffe, die diese Fahrt wagten. Meine Mitreisenden schienen es nicht sehr eilig zu haben, ihre Reise fortzusetzen. Sie hatten keine Familie, die in Japan auf sie wartete, und glaubten offensichtlich, daß für uns dort noch schwere Zeiten kommen würden.

Als man uns eines Tages sagte, daß es eine Militärmaschine nach Japan gebe, die einen Passagier mitnehmen könnte, beantragte ich

sofort, mitfliegen zu dürfen. Ich packte in aller Eile meine Sachen zusammen und nahm meinen Platz ein, als der einzige Passagier in einem Flugzeug, das mit großen Kisten vollgeladen war, über deren Inhalt ich nichts wußte. Es war eine alte Maschine, die wohl alles andere als sicher war, aber den Flug nach Taiwan bei schönstem Wetter machte, und es war zum Glück auch keine feindliche Maschine auf dem Weg. In Taipei mußte ich in ein anderes Flugzeug umsteigen, eine gewöhnliche Passagiermaschine, und nach sechs Stunden landete ich zusammen mit etwa zehn anderen Passagieren sicher auf dem Flughafen in Fukuoka.

Wieder daheim

Als ich an diesem Nachmittag das Flugzeug in Fukuoka verließ, wurde ich von einem Polizisten angehalten, der offensichtlich mit der Untersuchung von in Japan ankommenden Ausländern beauftragt war. Er sprach nicht gut Englisch und schien sehr erleichtert zu sein, als er herausfand, daß wir uns auf Japanisch unterhalten konnten. Ich war mit einem Paß gereist, der vom deutschen Außenministerium ausgestellt war, und meine Mitreisenden hatten immer geglaubt, ich sei ein Beamter aus diesem Ministerium. Die Untersuchung durch den Polizisten war daher eine bloße Formalität, schnell und einfach. Er brachte mich in ein Hotel, wo für meine Übernachtung schon alles vorbereitet war. Ich lud ihn zum Abendessen ein, und bald waren wir sehr gute Freunde. Ich sollte Fukuoka am nächsten Morgen mit dem ersten Zug Richtung Tōkyō verlassen. Der Polizist ging für mich eine Fahrkarte kaufen und schickte auch ein Telegramm an meine Familie in Tōkyō, das sie von meiner Ankunft spät am nächsten Tag benachrichtigte.

Nun war ich schließlich doch in Japan angekommen. Es war für mich, als sei ein Traum in Erfüllung gegangen, und mit Sicherheit habe ich gut geschlafen in dieser Nacht. Ich weiß nicht, ob der Polizist in dieser Nacht Wache vor meiner Tür gehalten hat, jedenfalls war er schon da, als ich sehr früh am nächsten Morgen die Türe öffnete. Wir nahmen schnell ein kurzes Frühstück im Hotel ein, er begleitete mich noch zum Bahnhof und trug eine meiner Reisetaschen. Am Bahnhof fanden wir bereits eine große Ansammlung von Menschen vor, die sich vor den Türen der Waggons aufgereiht hatten und darauf warteten, daß diese geöffnet würden. Der Polizist stieß sie alle zur Seite, und als die Türen

geöffnet wurden, war er der erste, der in den Zug einstieg und darauf sah, daß ich einen gemütlichen Fensterplatz bekam. Sofort war der Zug mit Fahrgästen gefüllt, die nicht nur alle verfügbaren Sitzplätze belegten, sondern auch in dem Durchgang zwischen den Sitzen standen, saßen oder lagen und überall wo sonst noch an den Wagenenden Platz war. Ich saß gemütlich auf dem Platz, den mir der Polizist besorgt hatte, aber konnte ihn, soweit ich mich erinnere, den ganzen Tag, bis der Zug spät abends Tōkyō erreichte, weder verlassen, noch konnte ich etwas zu essen bekommen. Ich kam gar nicht auf den Gedanken an Essen und Trinken. Ich war auf der letzten Etappe meiner Reise und würde in wenigen Stunden Wiedersehen mit meiner Familie feiern. Mit zweistündiger Verspätung kam der Zug um Mitternacht in Tōkyō an. Ruby und Mia hatten dort zusammen mit den Mitgliedern meines früheren Büros stundenlang gewartet. Es ist unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben, als ich die zwei Mädchen wieder in die Arme schließen konnte, nachdem ich in den letzten Jahren oft die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben hatte. In der Zwischenzeit hatten sie beträchtlich an Alter und Körpergröße gewonnen. Ruby war nun achtzehn Jahre alt und Mia vierzehn. Wir kannten uns eigentlich nur sehr wenig. Ich erschien ihnen viel jünger, als sie sich vorgestellt hatten. Als wir mit dem Zug nach Ogikubo fuhren, saßen sie mir gegenüber und schwatzten miteinander, ob es nun wirklich ich war, der gekommen sei, oder mein Geist. Es war fast zwei Uhr nachts, als wir unser Heim in Ogikubo erreichten. *Chiyo* erwartete uns mit einem schönen japanischen Abendessen. Wie schön war es, wieder daheim zu sein.

Ich hatte wenig Zeit, mich auszuruhen. Schnell wurde bekannt, daß ich zurückgekommen war, und ich erhielt viele Anrufe von Freunden, die mich sehen wollten. Ich mußte jedoch zuerst einmal mit der deutschen Botschaft Kontakt aufnehmen und mich zurückmelden. In meiner Abwesenheit hatte der deutsche Botschafter gewechselt, und der neue schien nicht sehr interessiert zu sein, als ich ihm von meiner Reise und der Lage in Deutschland erzählen wollte. Als nächstes mußte ich mich bei der japanischen Polizei in Ogikubo anmelden und mit einem deutschen Polizeibeamten namens Meisinger Verbindung aufnehmen, der der deutschen Botschaft zugeordnet und von der Hitler-Regierung nach Tōkyō geschickt worden war, um alle oppositionellen Aktivitäten von Deutschen in Tōkyō zu unterdrücken. Einer der höheren Nazifunktionäre riet mir, ihn aufzusuchen. Mit diesem stand ich

seit zwanzig Jahren auf sehr gutem Fuß und er erzählte mir nun folgende Geschichte: Vor ein paar Monaten war bei der deutschen Botschaft in Tōkyō ein Telegramm mit der Nachricht, daß ich Deutschland mit einem japanischen U-Boot in Richtung Japan verlassen würde, angekommen. Das hatte Herr Bälz erfahren, mit dem ich vier Jahre zuvor bei meiner Abreise vereinbart hatte, daß er während meiner Abwesenheit den Vertrieb der deutschen Filme in Japan übernehmen sollte. Ich hatte damals erwartet, binnen drei Monaten wieder zurück zu sein. Bälz war für private Studien über das japanische Theater nach Japan gekommen, und die deutsche Filmkammer hatte ihn um Berichte über die Situation in Japan gebeten. Ich hatte einige Zeit mit ihm zusammengearbeitet. *Toku* Bälz war Halbjapaner, ein Sohn des berühmten Arztes Dr. Erwin Bälz, der in Japan sehr bekannt war, weil er in den frühen Tagen der *Meiji*-Zeit die deutsche Medizin in Japan eingeführt hatte. Als sich meine Rückkehr unerwartet verzögerte, verlängerte sich in gegenseitigem Einverständnis auch die Vereinbarung mit Bälz, aber die Berichte über das japanische Filmgeschäft, die er von Zeit zu Zeit telegraphierte, mißfielen der Leitung der UFA im Berliner Büro, wo ich angestellt war. Die Unzufriedenheit des Direktors mit der Art, wie Bälz das Japangeschäft handhabte, war einer der Gründe gewesen, warum sie meine Idee, wieder nach Japan zu gehen, so begeistert unterstützt hatten. *Toku* Bälz hatte jedoch inzwischen gemerkt, daß der Vertrieb deutscher Filme in Japan für ihn ein ziemlich einträgliches Geschäft war, und so freute er sich nicht besonders über meine Rückkehr. Er stand mit dem Kulturattachée der deutschen Botschaft in Tōkyō auf gutem Fuß, und zusammen versuchten sie, Meisinger dazu zu veranlassen, ein Telegramm nach Berlin zu schicken und gegen meine Rückreise nach Tōkyō zu protestieren. Sie sagten ihm, ich sei nicht mit ganzem Herzen Nazi und darüber hinaus schon ein alter und weißhaariger Mann, der in Japan ohne großen Nutzen sei. Mein Freund unter den höheren Funktionären in der Nazipartei, Herr Loy, wurde darauf von Meisinger über mich befragt und seinen Auskünften über mich hatte ich es zu verdanken, daß das von Bälz gewünschte Telegramm nicht abgeschickt wurde. Nun hatte es sich zufällig zugetragen, daß ich, als ich in Singapur nach irgendeinem Haarwasser suchte, in einem kleinen Laden der Stadt schließlich eine Flasche englischen Fabrikats gefunden hatte. Nachdem ich das Haarwasser ein paar Tage lang benutzt hatte, war ich ziemlich erstaunt, zu sehen, daß mein Haar wieder Farbe bekam.

Das hielt an, und als ich in Tōkyō ankam, hatte sich meine Haarfarbe zu einem schönen Braun verändert. Das war der Grund, warum mich meine Kinder als Geist verdächtigt hatten und mich viel jünger als erwartet fanden. Tatsächlich bekam ich sogar kurz nach meiner Ankunft Anrufe von Freunden, daß sie gehört hätten, mein jüngerer Bruder sei in Tōkyō angekommen. Als ich nun den Polizeioffizier in der deutschen Botschaft besuchte, kam mir mein braunes Haar sehr zugute. Er kam offensichtlich sofort auf die Idee, daß ihn Bälz angelogen hätte, als er ihm erzählte, ich sei ein weißhaariger alter Mann, und so nahm er mir gegenüber eine sehr freundliche Haltung ein. Tatsächlich war dieser Polizeibeamte ein höchst gefährlicher Mann und ich hatte mich sehr vor dem Besuch gefürchtet. Er soll Polizeioffizier in Polen gewesen sein, wo er unzählige Menschen umgebracht und gefoltert hatte, zum Teil mit eigener Hand. Das Haarwasser, das ich in Singapur gekauft hatte, rettete mich, und unser Gespräch endete in freundlicher Atmosphäre. *Toku* Bälz, auf der anderen Seite, war inzwischen an Krebs im Herzen erkrankt und starb ein paar Monate später. Der Polizist wurde nach dem Krieg von den Amerikanern gefangengenommen und nach Polen geschickt, wo er zum Tod durch Hängen verurteilt wurde.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Tōkyō forderten mich die Führer der Naziparteigruppe in Tōkyō auf, vor der deutschen Gemeinde über die Kriegssituation in Deutschland bei meiner Abreise zu sprechen. Ich war der einzige Deutsche, der während des Krieges aus Deutschland nach Japan zurückgekommen war, und jeder sei sehr daran interessiert, über dieses Thema Augenzeugenberichte zu hören. Tatsächlich war am Abend meiner Rede, glaube ich, die gesamte deutsche Gemeinde in Tōkyō anwesend, und jeder war sehr neugierig darauf, von mir etwas über die Kriegsaussichten zu hören. Nazifunktionäre in ihren bunten Uniformen standen da und dort in der großen Halle der OAG, wo ich sprechen sollte. Das war keine leichte Aufgabe. Ich persönlich war überzeugt, daß Deutschland den Krieg verlieren würde und daß eine furchtbare Tragödie über das deutsche Volk kommen würde. Das konnte ich ihnen natürlich nicht sagen, der Polizeioffizier der deutschen Botschaft hätte mich auf der Stelle verhaftet. Während meiner neunzigminütigen Rede sprach ich sehr wenig über die militärische Lage, sondern erzählte meinen Hörern von dem Leben der Menschen in Deutschland während des Krieges. Ich sprach von der Not, die jeder durchmachte und von den Anstren-

gungen aller, um den Krieg zu gewinnen. Ich erzählte ihnen auch, daß besonders alle Parteimitglieder alles, was sie besitzen, für diesen Zweck opferten. Das war vollkommen richtig, denn für die Mitglieder der Nazipartei war es ja eine Frage auf Leben und Tod. Meine Rede stellte die Funktionäre der Nazipartei höchst zufrieden, und ich für mein Teil war froh, durch die Gefahren dieser Rede ohne Schaden durchgekommen zu sein.

Toku Bälz hatte einen Angestellten namens *Yamada*, der sehr gut Deutsch sprach und als Dolmetscher arbeitete, denn Bälz sprach trotz seiner japanischen Abstammung nicht gut Japanisch. Als ich den Vertrieb der deutschen Filme wieder übernahm, übernahm ich auch diesen Angestellten, und wir veranstalteten zusammen viele Filmvorführungen vor japanischem Publikum, wobei wir auch Reden für eine Vertiefung der deutsch-japanischen Beziehungen hielten. Bald jedoch wurde die Kriegssituation in Deutschland so hoffnungslos, daß es keinen Zweifel mehr geben konnte, wie der Krieg ausgehen würde. Unsere Tätigkeit, deutsche Filme vorzuführen, fand so ebenfalls ein Ende.

Tōkyō wird unsicher

Zur selben Zeit begann die amerikanische Luftwaffe ihre Angriffe auf Japan selbst. Die ersten Bomben fielen auf Tōkyō. Während meiner Abwesenheit war im Garten ein Bunker für uns gebaut worden, in den wir wie alle anderen in der Nachbarschaft während der Luftangriffe flüchten konnten. So weit ich mich entsinne, benutzten wir ihn nie, aber ich erinnere mich noch gut an eine kalte Nacht Ende 1944, als wir während eines Luftalarms alle draußen im Garten waren und den Himmel nach feindlichen Flugzeugen absuchten, während die Kinder mir auf dem Schnee und Eis einen der Tänze vorführten, die sie während meiner vierjährigen Abwesenheit so liebgewonnen hatten. Ogikubo war jedoch kein sicherer Ort mehr. Die Fabrik der Firma *Nissan Kōgyō*, die Flugzeuge herstellte, war nicht weit und offensichtlich das Ziel der Bomben, die auch in Ogikubo niedergingen. Wir entschlossen uns, nach Kamakura zu ziehen. Es war ziemlich schwierig, dafür von den japanischen Behörden eine Erlaubnis zu bekommen, denn Kamakura lag in der sogenannten „Befestigungszone“, in der keine Ausländer wohnen durften. Seitdem ich Japan vor vier Jahren verlassen hatte, waren auf meinem Land drei

Häuser gebaut worden, das eine auf dem Hügel, das ich bereits kannte, ein anderes, in dem der Hausmeister mit seiner Familie wohnte und das Haupthaus, das während meiner Abwesenheit gebaut worden war. *Chiyo* hatte dieses Haus an einen Freund von mir und seine Familie vermietet, der aufgrund polizeilicher Anordnung Yokohama hatte verlassen müssen und nirgendwo anders hingehen konnte. Ich wollte diesen Freund, Bernhard van der Laan, nicht auffordern, auszuziehen, und wir entschieden uns, für die erste Zeit das Haus auf dem Hügel zu benutzen. Das war ursprünglich als eine Art Teehaus geplant gewesen und hatte weder Küche noch Bad, aber wir konnten unsere Mahlzeiten im Haus des Hausmeisters zubereiten lassen und dort auch baden. Das stellte sich später als ziemlich abenteuerlich heraus, als in diesem Winter in Kamakura ein halber Meter Schnee fiel, und wir uns abends nach dem Bad unseren Weg den Hügel hinauf durch den tiefen Schnee bahnen mußten. Nun verkauften wir das Haus in Ogikubo. Wir packten unsere Sachen in so viele Kisten, wie es die Transporterlaubnis zuließ und schafften es durch die Vermittlung eines Freundes, einen Lastwagen zu bekommen, der so viel mitnahm, wie wir nur aufladen konnten. Als ich den schwer beladenen Wagen nach Kamakura losfahren sah, hatte ich starke Zweifel, ob er sein Ziel erreichen würde, aber als wir an diesem Abend in Kamakura ankamen, stellten wir fest, daß der Lastwagen schon ein paar Stunden zuvor angekommen war, und unser gesamtes Gepäck bereits in den Garten beim Hauptgebäude hinaufgetragen war. Wir waren erst spät abends angekommen und hatten Glück, daß kein Regen fiel, der unseren ganzen Besitz verdorben hätte. Am nächsten Tag hatte ich reichlich Bewegung, indem ich alles den engen Bergsteig zum Haus auf dem Hügel hinauftrug. Einen großen Teil unserer Sachen, darunter fast alle Möbel, außer meinem Schreibtisch, hatten wir zurücklassen müssen, denn es gab keine Möglichkeit, sie nach Kamakura transportieren zu lassen. In dem Haus auf dem Hügel konnten wir sie ohnehin nicht brauchen, und es war ganz gemütlich, ohne Möbel, auf japanische Weise zu wohnen. In Kamakura fühlten wir uns froh und sicher. Ich fuhr nur selten nach Tōkyō. Das Kriegsende kam näher, und ich wollte niemanden sehen. Während der meisten Tage arbeitete ich im Garten, pflanzte Bäume und besserte die Wege um den Hügel aus. Dies schaffte mir Bewegung und stärkte meine Kraft und Gesundheit, obwohl wir wie jeder andere in Japan nur sehr wenig zu essen hatten. Im Frühjahr 1945 entschied sich die Familie van der Laan,

nach Hakone zu ziehen, weil Gerüchte aufgekommen waren, die amerikanische Armee hätte Kamakura als geeignetsten Ort für eine Landung auf japanischem Boden ausgewählt. Wir konnten nun in unser Haupthaus weiter unten am Hügel ziehen. Es gab dort noch viel zu tun, um aus dem Haus ein gemütliches Heim zu machen, denn die Bauleute hatten wegen des Krieges ihre Arbeit nicht vollenden können. Fenster und Türen mußten repariert werden, im Badezimmer und der Küche mußten Kacheln verlegt werden. Alles, was wir zu machen versuchten, brachte in diesen letzten Kriegstagen Schwierigkeiten mit sich. Da und dort kauften wir ein paar Möbel. Wir hatten das Glück, einen Flügel in Kamakura kaufen zu können, auf dem Mia üben konnte. Nach und nach hatten wir alles in guten Zustand gebracht, aber nun kam das Kriegsende. Die Polizei hatte uns aufgefordert, in Hinblick auf die erwartete Landung der Amerikaner auf dem Strand von Kamakura nach Hakone oder an einen anderen sicheren Platz zu ziehen, aber wir hatten uns geweigert, weil wir uns auf unserem Land zwischen den grünen Hügeln sicher fühlten.

Anfang August erlaubte uns die Polizei wegen des unmittelbar bevorstehenden Angriffs jedoch nicht mehr, noch länger in Kamakura zu bleiben. Wir entschlossen uns, nach Karuizawa zu ziehen, wo die deutsche Botschaft das Hotel *Manpei* für die aus Gefahrengebieten evakuierten Deutschen gemietet hatte. Wir sollten am 10. August nach Karuizawa fahren und packten die Sachen, die wir während unserer Abwesenheit nicht verlieren wollten, zusammen. Am Vortag unserer Abreise besuchte uns eine Delegation von japanischen Heeresoffizieren und bat uns, ihnen die Benutzung des Hauses während unserer Abwesenheit zu erlauben, denn von dort aus könne man die Umgebung sehr gut überblicken, sie wollten jede Miete bezahlen, die wir verlangten. Ich konnte diese Bitte nicht gut abschlagen. Ich erwiderte, daß ich überhaupt keine Miete haben wollte. In Hinblick auf die Tatsache allerdings, daß wir in unserem Garten Kartoffeln, Tomaten und anderes Gemüse angepflanzt hatten und daß in diesem Herbst eine schöne Ernte zu erwarten sei, würde ich darum bitten, als Ersatz dafür einen Sack Reis, ein Faß Sojasoße und ein Faß *miso* zu bekommen. Die Offiziere stimmten zu, und die Lebensmittel wurden noch am gleichen Tag geliefert. Wir hatten auch mit ihnen vereinbart, daß sie das Haus und das Land nur besetzt halten dürften, solange der Krieg im Gange war, und sie es sofort nach Kriegsende an uns wieder zurückgeben sollten.

Wir hatten ein ziemlich langes Gespräch mit diesen jungen Offizieren. Sie sagten, sie könnten nicht verstehen, warum Deutschland kapituliert habe, während immer noch etwa zwei Millionen Soldaten am Leben waren und Waffen hatten, mit denen sie kämpfen konnten. Ich schilderte ihnen die Zerstörung der deutschen Städte durch Luftangriffe und die Leiden des deutschen Volkes, das nichts mehr zu essen hatte. Sie wollten jedoch dieses Argument nicht verstehen und bestanden darauf, daß sich Japan niemals dem Feind ergeben würde, solange auch nur ein Soldat noch am Leben sei und sei er auch nur mit einem Bambusspeer bewaffnet. Ich sah ein wenig Zweifel an dieser Aussage in ihren Gesichtern, als einer von ihnen den Luftangriff auf Hiroshima erwähnte, von dem ich damals noch nichts wußte, denn in den Zeitungen war nichts darüber berichtet und es wurde offensichtlich alles streng geheim gehalten.

Ich persönlich dachte, ein gutes Geschäft mit ihnen gemacht zu haben. Ich glaubte, daß auf jeden Fall der Krieg bald sein Ende finden würde und daß wir uns mit den Lebensmitteln, die wir bekommen hatten, in der harten Zeit nach dem Ende der Kämpfe am Leben halten konnten. Ich trug einige der wertvolleren Sachen, alle Bücher, Kunstgegenstände, ein paar Möbel und andere Dinge den Hügel hinauf und lagerte sie in dem Haus dort oben ein, das sie nicht gemietet hatten, eine schwere Arbeit, die sich aber lohnte, wie wir später feststellen sollten.

Kriegsende in Karuizawa

Wir fuhren planmäßig am Morgen des 10. August ab. Ein Teil des Gepäcks war bereits mit einem, uns von der Polizei zur Verfügung gestellten Lastwagen abtransportiert worden, so daß wir nur unsere persönlichen Sachen tragen mußten. Es war ein sonniger und heißer Tag. Auf dem Weg zum Bahnhof von Kamakura gab es Luftschutzalarm und wir mußten für eine Weile in einem Graben entlang der Wakamiya-ōji in der Nähe der Polizeiwache in Deckung gehen. Nachdem wir uns bei der Polizei abgemeldet hatten, erreichten wir schließlich sicher den Bahnhof Ueno, wo bereits eine große Anzahl Deutscher auf den Zug nach Karuizawa wartete. Der Zug kam jedoch an diesem Tag nicht, obwohl wir bis spät nachts warteten. Wir erfuhren, daß an diesem Tag ein Luftangriff die Bahnlinie bei Ōmiya getroffen hatte, die erst wieder repariert

werden mußte, bevor sie befahrbar war. Als bekannt wurde, daß der Zug nach Karuizawa erst am nächsten Morgen gehen würde, gingen die meisten Deutschen, die am Bahnhof Ueno versammelt waren, wieder zu ihren Wohnungen in der Nähe zurück. Wir wollten auch wieder zurück nach Kamakura, aber wir durften nicht. Kamakura war Befestigungszone, und der Zutritt erforderte eine spezielle Erlaubnis der Militärbehörde, die wir nicht sofort bekommen konnten. So mußten wir die Nacht im Obergeschoß einer kleinen Polizeiwache in der Nähe vom Bahnhof Ueno verbringen, und bevor wir schlafengingen, teilten wir die letzten Reisklöße, die wir aus Kamakura mitgebracht hatten, unter uns auf. Zum Glück kam am nächsten Tag der Zug planmäßig am Morgen, und ein paar Stunden später kamen wir sicher in Karuizawa an. Ein wenig müde erreichten wir das Hotel *Manpei*, wo ich am Eingang einen Schweizer Freund traf. Er nahm mich zur Seite und flüsterte mir zu: „Der Krieg ist aus. Ich habe gerade von unserer Botschaft gehört, die japanische Regierung hat die amerikanischen Bedingungen für einen Waffenstillstand akzeptiert.“ Alle Schwierigkeiten, die wir durchgemacht hatten, um Kamakura zu verlassen und nach Karuizawa zu gelangen, waren umsonst gewesen. Zunächst einmal erhielten wir zwei nette Zimmer im Hotel, und das Leben der Flüchtlinge dort war rasch organisiert. Ich kümmerte mich um die Verteilung der Zimmer an neu ankommende deutsche Familien, andere übernahmen die Verteilung der vorhandenen Lebensmittel, Frauen und Kinder halfen in der Küche. Nur drei Tage nach unserer Ankunft wurde bekanntgegeben, daß der japanische Kaiser an diesem Tag mittags über Radio zu seinem Volk sprechen würde. Wir versammelten uns alle in einem Raum, um die Rede zu hören, die keiner von uns genau verstand. Der Kaiser forderte das Volk zu weiteren Anstrengungen und gegenseitiger Zusammenarbeit auf, aber wer nicht schon gehört hatte, daß Japan sich dem Feind ergeben hatte, wußte nicht, ob diese Bemühungen, die er verlangte, für eine Fortdauer des Krieges oder für die harten Zeiten nach dem Friedensschluß gemeint waren. Jedem von uns standen jedoch Tränen in den Augen, obwohl die meisten dieses Ereignis schon lange hatten kommen sehen.

Wir blieben bis Ende August im Hotel *Manpei*, um abzuwarten, was nach dem Ende der Kampfhandlungen passieren würde. Wir hatten es uns in dem Hotel ganz gemütlich gemacht, bekamen regelmäßiges und ziemlich gutes Essen, bei dem die *miso*-Suppe

besonders beliebt war. Daneben erhielten wir ein paar zusätzliche Lebensmittel, die der deutschen Gemeinde von der Kommandantur der deutschen Marine in Japan zur Verfügung gestellt worden waren, als ein deutsches Kriegsschiff ein paar australische Dampfer im Pazifik aufgebracht hatte, die Nahrungsmittel geladen hatten. Ich glaube, es war am 22. August, als ich eine Fahrt nach Kamakura unternahm, um nachzusehen, was sich da in der Zwischenzeit ereignet hatte und ob wir zurückkommen konnten. Der Hausmeister war immer noch da und der jüngere Bruder von *Chiyo* war gekommen, um in dem Zimmer zu wohnen, das für ihren Vater eingerichtet war, weil sein eigenes Haus in Tōkyō zerstört war. Von ihm erfuhr ich, daß während unserer Abwesenheit etwa zwanzig Soldaten in unserem Haus gewohnt hatten, von denen noch zwei oder drei übrig waren, die das Haus auch in den nächsten ein oder zwei Tagen verlassen würden. Sie rieten mir dringend, keinen Blick in das Haus zu werfen, denn es sei zu einem Schmutzhaufen geworden, und der Anblick würde mir einen Schock versetzen. Wir vereinbarten, daß ich gegen Ende des Monats mit Frau und Kindern zurückkommen sollte, und daß sie in der Zwischenzeit das Haus aufräumen würden, sobald alle Soldaten fort waren. In Karuizawa war es schwierig, eine Transportmöglichkeit für unser Gepäck zurück nach Kamakura zu bekommen. Ich glaube, es war am 28. August, als ich einen Lastwagen sah, der gerade mit Material für das Hotel ankam. Ich erkundigte mich beim Fahrer und erfuhr, daß er wieder nach Tōkyō zurückfahren würde und so bat ich ihn, doch unser Gepäck mitzunehmen. Nach einigem Zögern stimmte er zu und wir luden alles, einschließlich des Reissackes und der Fässer mit *miso* und *shōyū* auf den Laster. Ich saß neben dem Fahrer, und eine ziemlich abenteuerliche Fahrt nach Tōkyō begann. Es war ein sehr alter Laster, der in normalen Zeiten nur noch für die Schrottpresse gut gewesen wäre. Es war jedoch einer der wenigen Wagen, die für den privaten Gebrauch zugelassen waren und mit Benzin anstelle von Holzkohle oder Holz fahren durfte. Der Wagen rollte ohne große Probleme durch die Hügel von Karuizawa abwärts, aber als wir die Ebene erreichten und der Motor arbeiten mußte, stellte sich heraus, daß der Kühler ein Leck hatte und alle paar Kilometer nachgefüllt werden mußte. Nach jeder Nachfüllung fuhr der Fahrer so schnell es ging, um möglichst weit zu kommen, bevor der Kühler wieder nachgefüllt werden mußte. Wir hielten unterwegs an Flüssen, Brunnen oder Häusern, um das nötige Kühlwas-

ser zu bekommen. Als wir den Stadtrand von Tōkyō erreichten, ging allmählich der Treibstoff zur Neige. Der Fahrer wußte einen Platz in Tōkyō, wo er welchen bekommen konnte, aber das hätte einen Umweg bedeutet, und er war auch nicht wirklich sicher, ob er dort Benzin bekommen würde. Wir entschieden uns, so weit wie möglich in die Stadt hinein und so nahe wie möglich an die Ginza heranzukommen, wie der Treibstoffvorrat hielt. Es war bereits dunkel geworden, und der Fahrer nahm den kürzesten Weg zum *Takiyama* Building an der Ginza, wo ich immer noch mein Büro hatte, und wie durch ein Wunder erreichte der Lkw sein Ziel. Nachdem auch der letzte Tropfen Sprit verbraucht war, rollte der Wagen aus und hielt genau vor dem Eingang des *Takiyama* Building. Der Fahrer ging fort, um irgendwo etwas Benzin aufzutreiben, damit er mit seinem Wagen nach Hause fahren konnte. Ich fand die Türe des Gebäudes unverschlossen, offensichtlich war das Schloß aufgebrochen worden. Während der Fahrer fort war, lud ich das Gepäck ab und brachte es in das Gebäude. Dann fuhr ich nach Kamakura, schief die Nacht über in dem Haus auf dem Hügel zwischen unseren Sachen, die dort lagerten, und mit dem ersten Zug am nächsten Morgen fuhr ich wieder nach Tōkyō zurück, um das ganze Gepäck, einschließlich des Reissackes und der Fässer mit *miso* und *shōyū* in unser Büro im vierten Stock zu bringen. Es war noch niemand da, und ich fand alles so vor, wie ich es verlassen hatte. Nun hatte ich es in unserem Büro in Sicherheit, schloß die Türe ab und fuhr wieder nach Karuizawa, um meine Familie nach Hause zu holen. Obwohl im Haus inzwischen aufgeräumt worden war, fanden wir es immer noch in einem fürchterlichen Zustand vor. Große Kisten mit Müll waren schon fortgeschafft worden und vor dem Haus lagen immer noch ganze Haufen von leeren Dosen und anderem Müll. In den Wänden waren Löcher, und als wir den Flügel öffneten, fanden wir ihn bis zum Rand gefüllt mit Zigarettenkippen, Asche, Bananenschalen und anderem Unrat. Teppiche, Tische, Stühle und andere Möbel waren verschwunden. Einiges davon fanden wir später in Nachbarhäusern wieder, die auch während der letzten Kriegstage von Soldaten besetzt gewesen waren. Wir brauchten einige Tage oder Wochen, um aus dem Haus wieder einen einigermaßen gemütlichen Wohnplatz zu machen, aber wir waren froh und dankbar, wieder in unserem eigenen Haus zu sein. Für den Rest des Jahres verbrachten wir dort eine ruhige und glückliche Zeit. Wir hatten nicht viel zu essen, aber unser Sack mit Reis und

die anderen Lebensmittel, die wir nach und nach aus dem Büro in Tōkyō nach Kamakura schafften, halfen uns, diese Hungerzeit zu überstehen. Zusätzlich zogen wir noch Kartoffeln, *daikon* (Rettiche) und anderes Gemüse und hatten eine Ernte von riesigen *daikon* und Kürbissen, von denen alle unserer Besucher froh waren, einige davon mit nach Hause nehmen zu können. Wir hatten auch viele amerikanische Gäste, meistens amerikanische Militärgeistliche, die uns unser Pastor *Matsuo* vorgestellt hatte. Einer von ihnen bot Ruby einen Job als seine Sekretärin an. Ruby zögerte und hatte Angst, dieses Angebot anzunehmen, aber ich machte ihr Mut, denn das war eine gute Gelegenheit, zu üben, was sie in der Schule gelernt hatte, und sie fand die Arbeit dann ganz leicht. Sie bekam in dem amerikanischen Lager viel besseres Essen als zu Hause und brachte manchmal den Nachttisch mit nach Hause, einen Kuchen, den wir unter uns vier aufteilten und der allen hervorragend schmeckte, denn wir hatten seit langer Zeit keine Süßigkeiten mehr gegessen. Ein Nachteil unseres Hauses in Kamakura war, daß Mia einen langen Schulweg zum *Keisen Gakuin* hatte, etwa zwei Stunden Fahrt in überfüllten und schmutzigen Zügen. Schließlich entschlossen wir uns, daß sie während der Woche in dem Wohnheim der Schule bleiben sollte, aber auch das hatte seine Nachteile. Sechs Mädchen schliefen dort zusammen in einem kleinen Zimmer, und die Schule konnte ihnen nur wenig zu essen geben. Mia versuchte, ihren Gewichtsverlust wieder wettzumachen, wenn sie an den Wochenenden bei uns in Kamakura war. Insgesamt war das für mich eine frohe Zeit. Ich war teils mit meinen Büchern beschäftigt und teils arbeitete ich in der frischen Luft in unserem Garten und auf dem Hügel. Uns wurde vom Oberkommando der amerikanischen Besatzungsarmee befohlen, Erklärungen über unseren Besitz und unsere Familienverhältnisse einzureichen. Nachdem sie das getan hatten, bekamen die meisten Deutschen in Japan den Bescheid, daß sie nach Deutschland repatriert und daß ihr Vermögen eingezogen würde. Viele protestierten, aber man widmete ihnen keine Aufmerksamkeit. Es wurden nur wenige Ausnahmen gemacht, offensichtlich bei denen, die mit einer Japanerin verheiratet waren. Die Namen derer, die Japan verlassen mußten, wurden auf Listen veröffentlicht, aber mein Name war nicht darunter. Die Umstände schienen günstig, daß ich vielleicht in Japan bleiben durfte, aber dann geschahen zwei Ereignisse, die eine Wendung zum Schlimmen mit sich brachten.

4. Kapitel

Neue Schicksalsschläge

Neue Sorgen und Ausweisung

Ich hatte versucht, außer Sicht der amerikanischen Militärbehörden zu bleiben. Eines Tages mußte ich jedoch nach Tōkyō fahren, und zu diesem Zweck mußte ich in Yokohama eine Erlaubnis einholen, die man brauchte, wenn man von einer Präfektur in die andere fuhr. Als ich in das zuständige Büro ging, wurde ich zum kommandierenden Offizier befohlen, weil es das erste Mal war, daß ich hier erschienen war. Es war ein junger Mann, etwa 20 Jahre alt, der mich nach einer kurzen einleitenden Unterhaltung fragte, ob ich ein Mitglied der Nazipartei gewesen wäre. Ich antwortete, daß ich aus geschäftlichen Gründen Mitglied der Partei hatte werden müssen, daß ich im Herzen aber kein Nazi gewesen sei. Er wurde über diese Antwort, die er wahrscheinlich von vielen anderen Deutschen gehört hatte, die aber wirklich stimmte, sehr wütend. Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, fragte er mich, was ich über die Bemühungen der amerikanischen Besatzungsarmee für die Befreiung der japanischen Frau und für ihr Wahlrecht dachte. Ich wußte nicht gleich, was ich antworten sollte und wollte sehr sorgfältig sein, um ihn nicht gleich wieder zu verärgern. Damals wußte ich sehr gut, daß keine japanische Frau ihre Stimme abweichend von der ihres Mannes abgeben würde, und während ich noch nachdachte, begann ich: „Nun ja, ich weiß, daß die japanischen Militärbehörden viel Propaganda für...“ Ich kam nicht weiter. Er brüllte mich an: „Wie können Sie es wagen, davon zu sprechen, die japanische Armee mache Propaganda?“ Ich versuchte, mich zu entschuldigen, daß ich ihn nicht verletzen wollte, und daß meine Verwendung des Wortes „Propaganda“ nur daran läge, daß ich mit meinen begrenzten englischen Sprachkenntnissen die Bedeutung des Wortes nicht gut genug kennen würde. Schließlich stimmte der Offizier zu, mir die Erlaubnis, nach Tōkyō zu fahren, ausstellen zu lassen, aber ich hatte Angst, er würde eine Meldung an das Hauptquartier in Tōkyō schicken, die mir in Zukunft noch schaden könnte.

Wie ich schon erwähnte, hatte ich einen japanischen Assistenten namens *Yamada* für den Vertrieb deutscher Filme. Er war mit der Lagerung der Filme in einem bestimmten Lagerhaus betraut und sollte immer die heraussuchen, die für Vorführungen gebraucht wurden. Nach der Besetzung Japans durch die amerikanischen Streitkräfte gab es natürlich keine Möglichkeit mehr, deutsche Filme vorzuführen, aber eines Tages erfuhr ich, daß *Yamada* seit dem Kriegsende einige Filme aus dem Lager herausgenommen hatte. Ich ließ ihn nach Kamakura kommen und fragte ihn danach. Er gab zu, daß er alle deutschen Filme aus dem Lager herausgenommen und den amerikanischen Militärbehörden übergeben hatte. Er wußte sehr wohl, daß er nicht berechtigt gewesen war, das ohne meine Anweisung zu tun, und ich hatte den Verdacht, der sich später als zutreffend herausstellte, daß er eine Anzahl der besten Filme in seinem Besitz behalten und den Rest den amerikanischen Militärbehörden ausgeliefert hatte, um seine Kooperationsbereitschaft bei der Beschlagnahme von deutschem Vermögen, die gerade im Gange war, zu zeigen. Ich schickte ihn sehr ärgerlich über seine Handlungsweise zurück, obwohl ich befürchtete, daß er ebenfalls eine ungünstige Meldung über mich bei den Beamten der amerikanischen Militärbehörden machen könnte, die mit der Konfiszierung von feindlichem Eigentum beschäftigt waren, und mit denen er sich schon recht gut befreundet hatte.

Für eine ganze Weile nach den beiden beschriebenen Ereignissen schien in der allgemeinen Lage in Hinblick auf mich keine Änderung einzutreten. Es schien sehr wahrscheinlich, daß ich nicht repatriiert würde und bald wieder irgendeine Arbeit würde aufnehmen können. Es war ein schöner, sonniger Dezembertag 1946, als mir ein unerwarteter Unfall zustieß. Arbeiter hatten eine große Anzahl riesiger Kiefern auf unserem Grundstück, die von Insekten befallen waren, gefällt. Alle Kiefern in Kamakura waren damals diesen Insekten zum Opfer gefallen, und alle Bäume, die Anzeichen von Insektenbefall zeigten, mußten gefällt werden. Eine große Zahl langer Kiefern bäume lag in dem Tal neben unserem Haus auf dem Hügel. Ihre langen Äste, die fast das Haus berührten und ihre Stämme, die hoch aufgetürmt übereinander lagen, verstellten den Weg zum Hauseingang. An diesem wunderschönen Herbsttag, als die Hügel um das Haus herum voller roter und gelber Bäume glühten, wollte ich ein wenig draußen arbeiten, stieg auf eine Leiter und begann, die Äste von den Kiefern bäumen abzuschneiden. Ich war schon eine ganze Weile am Werk, als

plötzlich eine der schweren Kiefern ins Rutschen kam und die Leiter, auf der ich stand, rückwärts umstieß. Um nicht auf den Rücken zu fallen, sprang ich von der Leiter, aber unglücklicherweise fiel ich mit dem Rücken auf einen der niedrigeren Bäume und dann in ein Gestrüpp von Büschen, deren Zweige vor kurzem erst von einem Gärtner beschnitten worden waren und nun wie scharfe Speere oder Pfeile in die Luft ragten. Einer dieser Zweige schnitt tief in mein Fleisch, als ich darauf fiel, und ich hatte ziemlich Mühe, ihn wieder herauszuziehen. Dann fiel ich zu Boden und war eine Weile bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß meine Hosen voller Blut waren. Ich ging dann den Hügel hinunter, wo ich *Chiyo* beim Arbeiten fand. Ich rief sie, damit sie mir half, die Wunde zu verbinden, aber als sie sie sah, sagte sie, daß ich sofort zum Arzt müßte. Wir gingen in die Klinik von Dr. *Satō*, der die Wunde behandelte, aber noch nicht sah, was die Folge des Falls auf den unteren Baum gewesen war. In der folgenden Nacht begann die Wunde erneut stark zu bluten, und als ich am nächsten Tag wieder zu Dr. *Satō* ging, sagte er mir, eine Operation sei nötig, um den Blutklumpen herauszuholen, der durch innere Blutungen verursacht worden war. Nachdem kein Krankenzimmer zur Verfügung stand, wurde ein kleiner Raum von drei Matten, in dem normalerweise irgendetwas gelagert wurde, für mich hergerichtet. Die Operation bereitete mir keine Schmerzen, obwohl mir Dr. *Satō* nachher erzählte, das Loch, das er hatte schneiden müssen, um den Blutklumpen herauszubekommen, sei so groß gewesen, daß er seine Faust hineinlegen konnte. Es dauerte einen vollen Monat, bis die Wunde verheilt war und ich wieder nach Hause konnte. Aus Angst, die Wunde könnte wieder aufbrechen, konnte ich noch nicht einmal sitzen, als ich einen Brief vom Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Tōkyō erhielt, daß ich „unerwünschter Deutscher“ zusammen mit meiner Familie mit einem Dampfer Anfang Februar repatriiert würde. Ich protestierte, denn ich war frisch operiert und noch nicht reisefähig. Auf Befehl des amerikanischen Hauptquartiers kam ein japanischer Arzt zu mir, um das nachzuprüfen. Er sagte mir nur, wenn ich laufen könne, dann müsse ich mitkommen. Dann setzte ich mich hin und schrieb einen langen Brief an das amerikanische Hauptquartier, in dem ich darum bat, daß man mir und meiner Familie erlauben sollte, in Japan zu bleiben. Ich hatte nichts Unrechtes getan, hatte an keinerlei Kriegshandlungen teilgenommen. Ich hatte fast mein ganzes Leben lang in Japan gelebt, meine

Frau und meine Kinder seien noch niemals in Deutschland gewesen. Sie könnten kein Deutsch und würden in die größte Verzweiflung geraten, wenn man sie in ein Land schickte, das ihnen völlig fremd war. Kaplan Stanley von der amerikanischen Armee, der uns oft besuchte, half mir, diesen Brief abzufassen, und zusammen mit Pastor *Matsuo* brachte ich diesen Brief persönlich zu der zuständigen Abteilung des amerikanischen Hauptquartiers in Tōkyō. Die Offiziere, mit denen wir dort sprachen, hatten nur ein kaltes Lächeln für meine Argumente. Schließlich antworteten sie, daß die Sache erwogen würde und ich in ein paar Tagen eine endgültige Antwort erhalten würde. Diese Antwort war, daß *Chiyo* und die Kinder in Japan bleiben durften, wenn wir uns trennen wollten, daß ich selbst aber nach Deutschland gehen mußte. Das hieß nicht nur, daß unsere Familie zerrissen wurde, sondern auch, daß mein gesamtes Vermögen beschlagnahmt würde. Das Eigentum aller Deutschen, die zur Repatriierung befohlen wurden, wurde konfisziert. Aller deutscher Einfluß sollte aus Japan entfernt werden, und das war der Hauptgrund für die Repatriierung und Beschlagnahme. Viele Freunde, wie Kaplan Rogers, bei dem Ruby als Sekretärin angestellt war und Frau *Michiko Kawai*, die Vorsitzende des *Keisen Gakuin*, wo meine beiden Mädchen studiert hatten, besuchten das amerikanische Hauptquartier und versuchten mir zu helfen, aber umsonst. Die Abteilung, die für die Repatriierung verantwortlich war, wußte davon, daß ich während des Krieges an Bord eines japanischen U-Bootes nach Japan zurückgekehrt war, und darum eine wichtige Rolle bei den deutschen Kriegsaktivitäten gespielt hatte. Nebenbei bemerkt, einige Jahre, nachdem der Frieden wiederhergestellt war, fragten einige Repatriierte bei der amerikanischen Regierung nach, was der Ausdruck „unerwünschter Deutscher“ eigentlich bedeutete. Die Antwort war, daß dieser Ausdruck solche Deutsche bezeichnete, die ihrem Land im Kriege treu geblieben waren.

Nun mußte ich gehen. Ich hätte sehr gerne eines der beiden Mädchen mitgenommen, aber das war aus vielen Gründen unmöglich. Ich hatte keine Ahnung, wie mein Leben in Deutschland aussehen würde. Die Repatriierten durften nur eine begrenzte Menge Gepäck mitnehmen, aber kein Geld. Auf unsere Bitten hin wurde uns ein Taschengeld von fünfzig Dollar erlaubt, aber wir hatten keine Dollars. Anstelle dessen durften wir 750 Yen mitnehmen, aber wir widersprachen, da es unmöglich sein würde, Yen in deutsches Geld umzuwechseln. Daraufhin erhielten wir ein sehr

festes Versprechen, daß Vorbereitungen dafür getroffen würden, bevor wir Deutschland erreichten. Ich darf vielleicht hier anmerken, daß sich dieses Versprechen nicht erfüllte. Als wir in dem amerikanischen Lager in Deutschland ankamen, kam ein Beamter der deutschen Staatsbank zu uns und fragte, ob wir irgendwelche ausländische Währungen bei uns hätten. Er gab uns eine Quittung, daß er 750 Yen erhalten hatte, aber diese Quittung stellte sich später als wertlos heraus. Wir haben niemals auch nur den geringsten Betrag in deutschem Geld dafür bekommen.

Was ich von meinem persönlichen Besitz nicht mitnehmen konnte, wurde beschlagnahmt. Zum Glück konnten wir die Beamten, die mit der Konfiszierung betraut waren, davon überzeugen, daß ein paar der besseren Möbelstücke, der Flügel und alle japanischen Bücher *Chiyo* und den Kindern gehörten. Sie konnten sie behalten, aber viele wertvolle Bücher auf Englisch, Deutsch und Französisch, ein großer Teil unserer Möbel, mein Bankkonto, alle Aktienanteile sowie die Urkunde über Grund- und Hausbesitz in Kamakura wurden beschlagnahmt und fortgeschafft. Einige meiner Bücher und die paar Orden, die ich besaß, hatte ich bei Freunden deponiert. Die Bücher bekam ich nach dem Krieg wieder zurück, aber die Orden waren verschwunden. Der Freund, dem ich sie anvertraut hatte, war offensichtlich in große finanzielle Not geraten und hat sie wahrscheinlich verkauft. Das machte mir nicht viel aus.

An dem Abend vor meiner Abreise hielten Pastor *Matsuo* und *Michiko Kawai* ein Abschiedsessen mit uns in Kamakura, und beide beteten für meine Sicherheit und meine frühe Heimkehr nach Japan. Mein Gepäck war schon am Vortage abgeholt worden. Am Morgen des 13. Februar kam ein amerikanischer Soldat mit einem japanischen Gehilfen, um mich zum Bahnhof von Kamakura zu bringen, wo bereits eine Anzahl von Deutschen versammelt war, um wie ich repatriert zu werden. *Chiyo* und die Kinder begleiteten mich noch bis Kurihama. Bis zum letzten Moment hatte ich daran gedacht, zu fliehen und mich irgendwo zu verstecken, um der Repatriierung zu entgehen. Das hätte jedoch alles nur noch schlimmer gemacht, und wir mußten uns unserem Schicksal ergeben. Als wir in Kurihama aus dem Zug ausstiegen, sahen wir eine Anzahl von Lastwagen mit schwarzem Verdeck, dasselbe Transportmittel, wie ich es einige Jahre vorher in Moskau erlebt hatte. Man gewährte uns nur ein paar Minuten, um auf Wiedersehen zu sagen. Dann mußten wir die fensterlosen Lastwa-

gen besteigen, die sofort in Richtung Hafen losfahren, die erste Etappe einer langen und traurigen Reise.

Während und gleich nach dieser Reise machte ich einige Eintragungen in ein Tagebuch, das ich später meiner Familie schicken wollte, was aber unter den Bedingungen, die wir in Deutschland antrafen, nicht möglich war. Dieses Tagebuch lautet folgendermaßen:

Tagebuch einer traurigen Reise

An meine liebe Familie:

Tagebuch einer traurigen Reise

14. Februar 1947: Wie werde ich jemals den Moment, als wir uns am Bahnhof von Kurihama trennten, vergessen können. Bis zu dieser Minute hatte ich Hoffnung, daß sich irgendwie irgendetwas ergeben könnte, das meine Abreise verhindern würde. Nun aber ist jede Hoffnung verschwunden. Ich mußte gehen.

Vor drei Jahren war ich der glücklichste Mann der Welt, als Ihr Eure Arme um meinen Hals warft und mich zurück zu Hause Willkommen hießt. Und trotz der Not in dieser Zeit, trotz einiger wolkenverhangener Tage, die bald aus der Erinnerung verschwinden, waren die Jahre, die folgten, die glücklichsten Jahre meines Lebens. Ein Traum war Wirklichkeit geworden.

Nun hielt ich Euch wiederum in den Armen, aber die Trauer schien mir die Kehle zuzuschnüren. Ich habe Euch für immer festhalten wollen, aber schließlich mußte ich mich von Euch losreißen und zusammen mit den anderen fortgehen, einem unbekanntem Ziel entgegen.

Ein Bus brachte uns rasch in ein Lager. Die neue Umgebung und die Aufregung des Moments ließen mich die Tränen auf Euren Gesichtern vergessen. Aber in der Nacht, als ich unter einer Menge Decken in einem furchtbar kalten Raum zitterte, kam die Erinnerung zurück, und ich fand nur Frieden in einem Gebet zu Gott, daß er uns allen die Kraft und die Geduld gebe, unser Unglück zu überstehen. Bis an den Tag, wenn ER entscheidet, uns wieder zusammenkommen zu lassen.

An diesem Morgen wurde unser Gepäck untersucht, und eine Fähre brachte uns zum „Marine Jumper“, einem großen, ziemlich

neuen und sauberen Truppentransportschiff. Viele alte Freunde und Bekannte erschienen unter den Passagieren und viele Hände wurden geschüttelt. Heute Nacht wird der Dampfer nach Yokosuka auslaufen, um noch mehr Lebensmittel und Trinkwasser aufzunehmen.

10. Februar: Gestern Abend, als die Sonne am westlichen Himmel unterging, verließen wir den Hafen von Yokosuka. Für einige Zeit blieb der Dampfer in der Nähe der Küste. Der Himmel war klar, nur ein paar Wolken zogen fern über den Hügeln am Himmel dahin, der von den letzten Sonnenstrahlen rot gefärbt war. Und zwischen den Wolken erschien plötzlich der Fuji-san, weit weg, aber so klar, wie er in den besten von *Hiroshiges* schönsten Drucken gezeigt ist. Neue Hoffnung füllte unsere Herzen, denn es heißt, daß der, der das Glück hat, den Fuji-san zu sehen, wenn er Japan verläßt, mit Sicherheit wieder in dieses Land zurückkehren wird.

Wir beginnen, uns an das Leben an Bord zu gewöhnen. Obwohl wir eine halbe Stunde lang für Frühstück, Mittag- und Abendessen Schlange stehen müssen, ist das Essen viel besser, als wir erwarten konnten. Es gibt reichlich Butter, Marmelade und Zucker auf dem Tisch. Und obwohl viele hundert Menschen in einem Raum schlafen, sind die Betten ziemlich bequem, und im Dampfer ist überall gut geheizt, zu heiß für die, die an das Leben in einem japanischen Haus gewöhnt sind.

Ich stand an Deck, trotz des kalten Windes, der von der See her wehte, bis die abendliche Dunkelheit die ferne Küste einhüllte und hielt meine Augen fest auf den Punkt gerichtet, wo der Fuji-san zuletzt zu sehen war.

22. Februar: Die See auf unserer Fahrt nach Shanghai war ziemlich rau, und fast alle Frauen und Kinder an Bord waren seekrank und sahen sehr unglücklich aus. Sie haben ihre Quartiere im Vorderteil des Dampfers, wo die Bewegungen des Schiffes am stärksten zu spüren sind. Es gibt eine Anzahl japanischer Damen und Mädchen unter ihnen, von denen einige am meisten zu leiden scheinen. Ich bin froh, daß Ruby nicht hier ist. Ich hätte sie nicht gern seekrank und blaß gesehen.

In Shanghai war es furchtbar kalt. Wir blieben dort zwei Tage, um etwa hundert Passagiere mit ihrem Gepäck an Bord zu nehmen. Unter ihnen befindet sich ein guter Freund von mir aus

Nanking, mit dem ich auf meiner letzten Reise nach Japan zusammen war. Übrigens, Benl-san liegt den größten Teil des Tages in seinem Bett gleich neben meinem und wir unterhalten uns dort und lesen, um die Zeit zwischen den Mahlzeiten zu überbrücken. Am liebsten haben wir die Früchte, Äpfel und Orangen, die mit dem Mittagessen ausgegeben werden.

Nun wird es wärmer. Die Passagiere aus Shanghai legen ihre Pelzmäntel ab, und weil die See wieder ruhig ist, erscheinen die Damen in adretter Kleidung. Wir fahren angeblich direkt weiter bis Colombo, und ein großes Gesprächsthema an Bord ist, wie heiß es wohl zu dieser Jahreszeit im Indischen Ozean sein wird.

Von Shanghai aus schickte ich einen Brief nach Kamakura. Ich frage mich, ob er je sein Ziel erreichen wird.

30. Februar: Von einem kurzen Aufenthalt in Singapur abgesehen, geht die traurige Reise weiter, ohne Änderung der Umgebung oder des täglichen Alltags. Es ist jetzt natürlich sehr heiß, aber die See ist ruhig, und jeder scheint sich wohlzufühlen. Die Damen in ihren kessen zweiteiligen Badeanzügen geben Anlaß zu allerlei Klatsch, aber die Männer müssen in der Küche arbeiten, die Räume und das Deck putzen und Wache stehen. Eine Zeitung wird an Bord gedruckt, und wir erfahren von der bevorstehenden Konferenz in Moskau, was uns hoffen läßt auf einen baldigen Frieden. Jeden zweiten Tag gibt es auf dem Oberdeck eine Filmvorführung für die Passagiere, aber der Maschinenlärm macht es schwierig, die Dialoge zu verstehen, und die Leinwand flattert im Wind. Außerdem ist mein allgemeiner Eindruck von den gezeigten Filmen nicht sehr gut. Sie scheinen keinerlei gutem Zweck zu dienen. Als Hauptpersonen werden meist Gangster und Schurken präsentiert, und die Handlungen sind ziemlich seichte Liebesgeschichten. Wir hatten in den letzten Jahren viel über die deutschen Filme geschimpft, aber die neuen amerikanischen Produktionen scheinen um keinen Deut besser zu sein. Sie mögen als Unterhaltung für ein anspruchsloses Publikum taugen, aber sie tragen sicher nicht zur Erhebung der Menschheit bei, was das letzte Ziel aller wahrer Kunst sein sollte.

An Sonntagen gibt es englische Gottesdienste für Protestanten und für Katholiken, sowie einen deutschen Gottesdienst für beide Konfessionen gemeinsam. Letzten Sonntag nahm ich an diesem deutschen Gottesdienst teil, und der Prediger, Dr. Kaspar, der zeitweise Manager des Hotels *Manpei* gewesen war, als wir dort

waren, hielt eine Predigt, die ich sehr schätzte. Die zentrale Aussage war: „Es ist ganz egal, was deine Konfession ist, einzig wichtig ist, daß du ein guter Mensch bist.“

Nach dem Gottesdienst bekam ich eine englische Bibel und ein deutsches Neues Testament. Für dieses Geschenk bin ich dankbar, denn nun kann ich tun, was mir Pastor *Matsuo* angeraten hatte, nämlich auf der Reise die Heilige Schrift zu lesen.

23. März: Heute geht unsere ereignislose Reise zu Ende. Wir fuhren im Winter in Japan los, durchlebten einen heißen Sommer im Indischen Ozean und im Roten Meer und nun, wenn wir in Europa ankommen, ist es wieder Winter. Von Colombo aus, wo wir ein paar Stunden hielten, schickte ich einen Brief nach Kamakura. In Aden kaufte jeder Schuhe und Handtaschen von den Händlern, die in zahlreichen Booten zu unserem Schiff kamen. Ich hatte keine amerikanischen Dollars und mußte darum darauf verzichten, etwas zu kaufen. Auf der ganzen Reise hatten wir hervorragendes Wetter, sogar im berüchtigten Golf von Biscaya, den wir erst vorgestern durchfahren haben, und im engen Kanal zwischen Frankreich und England, wo das Wetter immer schlecht und die See rauh ist. Oft hatte ich auf einer Reise nach England erlebt, seekrank zu werden, und vor nur einer Woche, als wir noch im Mittelmeer waren, erhielt unser Schiff Berichte von großen Fluten und schweren Stürmen südlich von England. Viele von uns sahen der Durchfahrt durch den Ärmelkanal mit Besorgnis entgegen, aber wieder einmal war das Glück mit uns. Die See war wieder ruhig, als wir dorthin kamen, obwohl es nun sehr kalt wurde und dichter Nebel das Meer bedeckte. Die ganze Nacht über ließ uns die Sirene des Dampfers nicht schlafen.

Wenn ich zurückblicke, sind die letzten Wochen auf See schnell genug vergangen. Die meiste Zeit über hatte ich mich zum Lesen in eine Ecke zurückgezogen. Einige nicht sehr eindrucksvolle Bücher aus der Schiffsbibliothek, die deutsche Übersetzung eines englischen Buches über chinesische Religion, „Das Mondjahr“, eine Fülle von Informationen über eine Vielzahl von chinesischen Göttern, Dämonen und Aberglauben, und einige japanische Romane, „Die Liebe eines Idioten“ von *Junichirō Tanizaki*, der mir wegen seines einfachen Stils und seiner ehrlichen psychologischen Sicht ziemlich gut gefiel, „*Yukiguni*“ (Schneeland) und andere Kurzgeschichten von *Yasumari Kawabata*, der wie gewöhnlich mit seiner nicht greifbaren, geschickten Feder nur die Oberfläche der

Dinge anrührt. Das letzte war ein französisches Buch über die klassische japanische Komödie, das *kyōgen*, von André Beaujard. Eine ziemlich ermüdende Lektüre, obwohl es ein gelehrtes Buch und voller Informationen ist. So verging die Zeit schneller als ich erwartet hatte. Daneben gab es die Filmvorführungen und manchmal ein Konzert. Wie froh war ich, als einmal Hellmuth Fellmer das Präludium spielte, das *Miko* in ihrem Konzert gespielt hatte, und das ich so liebte. In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Die Erinnerung an Zuhause und an Euch alle kam zu stark zurück.

Im Roten Meer erinnerte ich mich an die Zeit, als ich 1923, nach dem Erdbeben in Tōkyō, nach Japan zurückreiste, zu einem Wiedersehen mit Mama und zurück zu vielen Jahren harter Arbeit, zu einem ständigen Kampf gegen widrige Umstände, ein Leben voll Mühsal, die mich oft wünschen ließ, lieber tot zu sein, als durch diese Prüfung zu gehen. Aber der Gedanke, daß Ihr mich brauchtet, daß ich für Euch sorgen mußte, gab mir immer wieder meine Kraft zurück. Ich hatte wenig Zeit zum Nachdenken und Philosophieren, aber diese Jahre gaben mir unschätzbare praktische Erfahrungen über das Leben und den Menschen. Nun, nach 23 Jahren fuhr ich wiederum durch das Rote Meer. Die letzten paar Jahre erscheinen mir wie der letzte Akt meines aktiven Lebens gewesen zu sein. Mit Gewißheit war dieser schreckliche Krieg der Höhepunkt meiner praktischen Lebenserfahrung, der Erfahrung von Gut und Böse in dieser Welt, das so schwer auseinanderzuhalten ist, wenn die Jahre vergehen und der Blick des Menschen sich verändert und den Umständen anpaßt. Der Vorhang für diesen Akt scheint bald zu fallen. Wird es der letzte meines Lebens sein, oder wird Gott mir die Gnade gewähren, noch einen weiteren Akt zu erleben, um mir Gelegenheit zu geben, meine Erfahrungen zu verwerten und meinen Beitrag zu leisten für die Erhebung der Menschheit, dieser armen, irrenden Menschheit, die unfähig zu sein scheint, den Weg zurück aus der Dunkelheit zu finden?

Unter dem wolkenlosen arabischen Himmel verfolgte der Dampfer seinen Kurs und teilte von morgens bis nachts die Wellen. Wir hielten in Suez und Port Said, wo, wie man uns sagte, immer noch viele deutsche Gefangene auf die Repatriierung warteten. Je näher wir an Europa kamen, um so größer wurde die Gefahr, auf eine Treibmine zu stoßen, die es hier noch geben sollte. Tag und Nacht schaute die Mannschaft nach ihnen aus, und

der Gedanke, was passieren würde, wenn wir auf so eine Mine stießen, störte unsere Nachtruhe beträchtlich.

Nun aber fahren wir auf die deutsche Küste zu. Auf der gesamten Strecke zwischen England und Bremerhaven hielt der dichte Nebel an, und der Dampfer mußte seine Fahrtgeschwindigkeit verringern, während wir ungeduldig darauf warteten, daß die deutsche Küste in Sicht kam. Die Temperatur sank immer noch. Große Eisblöcke trieben im Ozean, und je näher wir der Wesermündung kamen, desto dicker wurde das Treibeis, bis es das Meer ganz bedeckte, und unser Dampfer sich durch eine Schnee- und Eiswüste schieben mußte. Wir trafen viele Dampfer, die kamen und gingen, aber vergeblich hielten wir nach einer deutschen Flagge Ausschau.

Wir mußten eine weitere Nacht auf dem offenen Meer warten, bevor wir die Weser hinauflaufen konnten. Bremerhaven kam in Sicht. Es sah schwer zerstört aus, die Menschen, die wir am Ufer gehen sahen, waren unterernährt und ärmlich gekleidet. Eifrig griffen sie nach ein paar Zigaretten und kleinen Lebensmittelpaketen, die wir zu ihnen hinunterwarfen, als der Dampfer nahe genug am Ufer entlangfuhr. Es war ein ziemlich deprimierender Anblick, und unser erster Eindruck von Deutschland war viel schlechter, als wir erwartet hatten. Die Freunde und Verwandten von einigen von uns, die gekommen waren, um sie zu treffen, durften sie nicht sehen. Es konnte keinen Zweifel mehr geben. Wir waren nun wirklich Gefangene.

Morgen gehen wir an Land. Drei Sonderzüge sollen uns zu einem Lager bringen, viele Stunden von Bremerhaven entfernt. Aber man sagte uns nicht, welches Lager, wie lange wir dort bleiben sollten und zu welchem Zweck.

Wider Willen in Deutschland

24. März: Kurz nach Mittag fuhr unser Zug durch Bremen. Ich spähte eifrig durch das Fenster und versuchte, die wohlbekanntesten Kirchtürme der Stadt zu finden, die mich so oft bei meiner Ankunft aus dem Ausland begrüßt hatten. Dieses Mal konnte ich sie nicht finden. Die meisten Kirchen sind zusammen mit einem großen Teil der Stadt zu Schutt geworden. Nur der Dom, die größte Kirche der Stadt, stand unverändert und ohne einen Kratzer da.

Im Bahnhof hielt der Zug eine halbe Stunde, aber niemand kam, mich zu treffen. Ich bemerkte eine alte Dame auf dem Bahnsteig, als der Zug einfuhr, die offensichtlich nach jemandem in unserem Zug suchte und ich wollte rufen: „Mutter, hier bin ich!“ aber ich sah bald, daß es nicht meine Mutter war.

27. März: Eine etwa 20stündige Bahnfahrt brachte uns zu einem amerikanischen Repatriierungszentrum bei Ludwigsburg in Süddeutschland. Weil wir für das kleine Lager zu viele waren, wurden einige, einschließlich mir, für ein paar Tage in ein anderes Lager geschickt, wo hauptsächlich Mitglieder der SS und andere sogenannte Kriegsverbrecher von den deutschen Behörden gefangen gehalten werden. Wir wurden in einen Raum ohne jegliche Möbel geführt. Die Fenster waren zerbrochen, und der Fußboden, auf dem wir schlafen sollten, war naß und schmutzig. Wir fühlten uns ungemein elend, und der Anblick der Gefangenen, die hier größtenteils schon für viele Monate oder sogar Jahre lebten, war nicht ermutigend. Sie alle sagten uns: „Aus diesem Lager kommt ihr nie heraus, wenn ihr keinen Weg findet, zu fliehen.“ Aber die amerikanischen Behörden versicherten uns, daß die Frauen und Kinder sofort freigelassen würden, und daß wir, sobald sie fort waren, in das andere Lager verlegt würden.

31. März: Heute schrieb ich Euch einen Brief, der niemals abgeschickt wurde, weil es keine direkte Postverbindung zwischen Japan und Deutschland gibt. Aber ich schreibe diesen Brief hier noch einmal ab:

Heute ist Sonntag, Palmsonntag, der Sonntag vor Ostern. Ich schlug wahllos eine Seite in der Bibel auf und las: „Am Abend aber desselben ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch. Ich bin es, fürchtet euch nicht.“ Hier bin ich, zurück in Deutschland, hinter verschlossenen Türen in einem Repatriierungslager, und wir alle wissen nicht, was aus uns werden wird. Aber ich werde mich nicht fürchten, denn ich weiß, daß Gott mit mir ist, und daß am Ende alles gut wird.

Ich habe noch keine Nachricht aus Bremen und warte ungeduldig darauf, zu erfahren, ob Oma gesund ist und mich in ihrem Haus aufnehmen kann. Ich frage mich, ob Ihr meine Briefe aus Shanghai und Colombo bekommen habt. Wir hatten eine recht

angenehme Reise von Yokosuka nach Bremerhaven. Das Wetter war schön während des größten Teils der Fahrt und wir hatten reichlich zu essen. Wir erhielten die gleichen Rationen wie die GIs und das ist, wie Ihr wißt, nicht schlecht. Die Frauen und Kinder haben aber immer noch genug durchgemacht, und wir waren alle froh, als wir in dem deutschen Hafen in der Nähe von Bremen ankamen. Ich wollte gleich nach Hause gehen, aber wir wurden alle in ein Lager in Süddeutschland geschickt, in der Nähe des Schwarzwaldes, eine Gegend Deutschlands, in der ich früher oft meinen Urlaub verbracht hatte. Es ist ein schönes Land, und jetzt ist Frühling, die beste Zeit des Jahres. Die Bäume fangen gerade an, die ersten grünen Blätter zu zeigen, diesen Morgen hatten wir einen großen Strauß Weidenkätzchen auf unserem Frühstückstisch. Wir, das heißt zehn von uns, die aus Japan rückgeführt worden sind, darunter auch Benl, Vinnen und Seckel, die Ihr kennt. Wir sind in einem ziemlich dunklen Raum im Keller eines schönen Gebäudes untergebracht, das früher einmal der Offiziersclub einer deutschen Luftwaffeneinheit gewesen ist. Es ist ein nettes und sauberes Gebäude, es liegt auf einem Hügel und überschaut einen großen Teil der Umgebung. An diesem Morgen schaute ich in das Tal hinunter und konnte deutlich den Klang der Kirchenglocken einer kleinen Stadt erkennen, die man in der Ferne sah. Die roten Dächer der Häuser und ihre weißen Wände gaben der schönen Landschaft einen Hauch von Farbe und Leben.

Alle Frauen und Kinder und die meisten der Repatriierten sind bereits freigelassen und auf dem Heimweg oder warten darauf, daß ihre Männer auch freigelassen werden. Nur ungefähr 200 von uns sind noch zurückgeblieben, meistens Geschäftsleute, die noch von einem Experten befragt werden sollen, der in ein paar Tagen kommen soll. Wir hoffen alle, daß wir dann auch freigelassen werden. Die Japanerinnen tun mir leid, die schon freigelassen sind und nun außerhalb des Lagers auf ihre Männer warten müssen. Ohne Verwandte in Deutschland, ohne einen Platz, wo sie hingehen können und ohne deutsche Sprachkenntnisse sind sie in einer schwierigen Lage. Aber das Deutsche Rote Kreuz scheint gut für alle zu sorgen, die in Schwierigkeiten sind, und es gibt nur allzu viele davon.

Hier im Lager bekommen wir nun die normalen deutschen Rationen. Morgens ein Stück Brot und Kaffee, mittags einen Liter Suppe und abends einen Dreiviertelliter Suppe. Das ist alles. Nur an Sonntagen bekommen wir ein wenig Fleisch, Butter und Käse

und ein Extrastück Brot. Es ist schwer vorstellbar, wie die Gefangenen in diesem Lager, die schon Jahre hier sind, von diesen Rationen leben konnten.

Sobald ich wieder frei bin, werde ich zu telegrafieren versuchen, und Euch von meiner sicheren Ankunft berichten. Ich weiß, diese Nachricht wird Euch große Freude machen.

Ein paar Nachrichten, die ich gehört habe, geben mir große Hoffnung, daß meine Abwesenheit von Japan vielleicht doch nicht so lang sein wird. Ich glaube, daß die allgemeine Lage gegen Ende dieses Jahres viel besser sein wird. Beten wir, daß wir uns alle bald wiedersehen können.

Ich hoffe, daß es Euch allen gut geht und schicke Euch all meine Liebe.
Euer Papa

2. April: Heute, als eine Art Ablenkung von dem ereignislosen Leben im Rückführungslager, hatten wir ein Konzert, gegeben von den Insassen eines deutschen Lagers von sogenannten Kriegsverbrechern, meistens Mitglieder der SS, von denen die meisten hier schon vor zwei Jahren eingesperrt worden sind, und die immer noch auf ein Verfahren und ein Urteil warten. Gewiß haben eine Anzahl dieser Gefangenen Verbrechen begangen, für die es keine Entschuldigung geben kann, auch wenn man die Psychologie des Krieges, des Hasses und der Angst in Rechnung stellt. Viele Gefangene im Lager haben allerdings an solchen Verbrechen nicht teilgenommen. Ihr einziges Verbrechen ist, daß sie einer Organisation angehörten, die wegen ihrer unbarmherzigen Kriegführung einen so schlechten Ruf beim Feind bekommen hat. Auf jeden Fall ist es unvorstellbar, daß die Männer, die uns an diesem Abend so ein schönes Konzert gaben, irgendeines dieser furchtbaren Verbrechen begangen haben sollen, derer ihre Organisation beschuldigt ist.

Ein sehr guter Pianist spielte ein paar Klavierstücke und ein Opernsänger von großem Talent sang mehrere Arien. Die letzte Nummer des Programms war ein Lied, dessen Text und Melodie von den Gefangenen selbst stammten, und das mehr als alles andere einen Einblick in die Gefühle und Gedanken vieler von ihnen gab.

Als ich das Lied hörte, das von diesem Gefangenentenor in einer herzbewegenden Weise gesungen wurde, konnte ich die Tränen kaum zurückhalten. Am nächsten Tag bat ich um eine Kopie von Text und Noten und für ein paar Zigaretten bekam ich

eine, die ich vielleicht eines Tages nach Japan mitbringe und die Ihr vielleicht eines Tages spielen und singen werdet, um mich daran zu erinnern, wie dankbar ich sein muß, daß ich wieder bei Euch sein darf.

„Möge Gott uns diese Gnade gewähren.“

„Einmal wird auch Dir die Sonne wieder scheinen“

Dunkel die Nacht und am Himmel kein Stern
in der Ferne denkt Liebe an mich.

Was man ersehnt, davon träumt man so gern,
und in einsamer Nacht träume ich:

„Einmal wird auch Dir die Sonne wieder scheinen,
einmal werden wir uns endlich wiederseh'n.

Dann bleibst Du bei mir und nie sollst Du weinen,
einmal wird auch Dir ein neues Glück erblüh'n.

Wenn Du auch fern bist, mein Herz ist bei Dir
und wenn Dich kein Stern grüßt, grüßt Dich Liebe von mir.

Einmal wird auch Dir die Sonne wieder scheinen,
einmal werden wir uns endlich wiederseh'n.“

Wild wogt das Meer

und mein Herz ist so schwer.

Warum immer noch Tränen und Leid?

Wir harren gern,

unser Lenz ist nicht fern,

alles wird wieder gut, denn ich weiß:

„— — —“

10. April: Nachdem in einem ersten Anlauf eine große Zahl von uns innerhalb weniger Tage offensichtlich ohne besonders sorgfältige Auswahl freigelassen worden ist, hat sich die Sache jetzt beträchtlich verlangsamt und für einige Tage gab es überhaupt keine Entlassungen. Andere Deutsche, die schon viele Monate in diesem Lager sind, sagten uns, daß wir nun für lange Zeit keine Chance auf eine Freilassung mehr hätten, und jeder sieht recht düster aus und weiß nicht, was sein Schicksal sein wird.

Wir haben wunderschönes Frühlingswetter. Die Bäume fangen an zu blühen, und viele von uns nehmen Sonnenbäder auf der Wiese hinter dem Gebäude. Ich konnte das lange Warten nicht mehr aushalten und habe angefangen etwas zu arbeiten, das den Geist beschäftigt hält, eine Übersetzung eines japanischen Romans

von *Yasunari Kawabata: Kore wo mishi toki* „Als ich das sah . . .“
Ich glaube kaum, daß dieser Roman für die Veröffentlichung in einer westlichen Sprache geeignet ist, aber er zog mich wegen seines Stiles und seiner ungewöhnlichen Komposition an. Außerdem hält diese Arbeit meinen Geist beschäftigt und verhindert, daß ich ständig nur an die Freilassung denke.

Ich habe mich sehr über ein Telegramm aus Bremen gefreut, das ich vor einigen Tagen erhalten habe. Meiner Mutter geht es gut, und sie wartet darauf, daß ich nach Hause komme. Nun weiß ich, wo ich hingehen kann, wenn ich hier herausgelassen werde, und ich freue mich auf den Tag, wenn ich mich für einige Zeit in Bremen niederlassen und mich wieder wie ein Mensch fühlen kann.

Endlich in Freiheit

18. April: Am 14. war schließlich der Tag gekommen. Ich erhielt den Befehl, das Lager zu verlassen, und Ihr könnt Euch vorstellen, wie froh ich dieses Mal war, meine Koffer zu packen und mich auf den Weg nach Bremen zu machen. Zwei Nächte mußte ich noch in Ludwigsburg bleiben, um meine Papiere, meine Fahrkarte usw. zu bekommen, und am 17. kam ich endlich in Bremen an, nachdem ich die ganze Zeit über im Zug gestanden hatte. Furchtbar erschöpft, aber froh, wieder daheim zu sein. Genauso froh, wenn nicht froher war meine Mutter, die jetzt nahezu blind ist und 87 Jahre alt. Ihre Schwester kümmert sich um sie, aber die ist auch 83 Jahre alt und kann nicht mehr viel arbeiten. So weiß ich jetzt schon, daß ich für sie beide sorgen muß. Sie wohnen zusammen in einem kleinen Zimmer, und ich muß mein Bettzeug zwischen ihnen auf dem Boden ausbreiten und so auf japanische Art schlafen. Irgendetwas muß getan werden, um mehr Platz zu bekommen, aber zunächst einmal muß ich mich an die Lebensbedingungen usw. in Bremen gewöhnen, und ich glaube, so nach und nach werde ich schon Wege finden, um es für uns etwas gemütlicher zu machen.

27. April: Am ersten Sonntag in Bremen ging ich zu dem Ort, wo mein Vater seine letzte Ruhestätte gefunden hat, ein schöner Friedhof außerhalb von Bremen, aber nur eine halbe Stunde zu Fuß von Zuhause. Ich wollte für ein paar Stunden alleine sein, um

nachzudenken und zu meditieren und saß lange Zeit auf der Bank neben dem Grab meines Vaters, wo auch meine Schwester ruht.

Heute, am zweiten Sonntag zu Hause, ging ich zur Kirche, zum Dom im Zentrum von Bremen, der einzigen großen Kirche in der Stadt, die bei allen Luftangriffen unversehrt geblieben ist, wie auch in der Zeit, als der Krieg in Bremen selbst wütete. Es stehen immer noch eine Anzahl der anderen Kirchtürme, die früher so ein charakteristisches Wahrzeichen der Stadt waren, und die ich so oft mit sehnsüchtigen Augen gesucht hatte, wenn ich nach einer Abwesenheit von vielen Jahren wieder in Bremen ankam, aber als ich sie genauer ansah, fand ich, daß von ihnen nach dem Feuer nur noch die Skelette übrig sind, und daß die Gebäude völlig zerstört sind. Es ist sehr schade um die schönen alten Kirchen, die niemals wiederaufgebaut werden können. Vielleicht will Gott, daß die Deutschen neue Kirchen bauen und sie mit einem neuen christlichen Geist erfüllen, den so viele während der letzten Jahrzehnte vergessen hatten.

Im Dom selbst war es furchtbar kalt, trotz der Frühlingsluft draußen. Die schönen bunten Glasfenster waren immer noch zum Schutz vor Zerstörung hinter Ziegelsteinen versteckt. So war die große Halle verdunkelt und es schien auch immer noch der Staub der Kriegszeit auf dem Fußboden und auf den Bänken zu liegen. Ich fühlte mich kalt und ungemütlich.

Nur ungefähr 150 oder 180 Menschen hatten sich zum Sonntagsgottesdienst um zehn Uhr morgens versammelt, und der Gesang schien ohne jede Begeisterung zu sein. Der Pastor hatte für seine Predigt ein Thema ausgewählt, das sehr gut zu dieser Zeit paßte: „Vergeben, das in dieser heutigen Welt so selten ist“. Er schloß seine Predigt etwa so: „Darum müssen solche Konferenzen, wie kürzlich die in Moskau, fehlschlagen. Die Menschen denken nur an Macht, ihren eigenen Vorteil und an Rache und nicht an Vergebung. – ... Vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ –

Trotzdem möchte ich eine andere Kirche suchen, die meinen Gefühlen und allgemein meinem Geschmack besser entspricht. Ich denke oft an die mit rotem und gelbem Blattwerk überwachsene wunderschöne alte Dorfkirche, die ich an einem Herbstnachmittag in einem Vorort von Berlin entdeckte, und die mir das Gefühl so großer Nähe zum Allmächtigen gab. Ich frage mich, ob diese Kirche noch steht.

5. Mai: Seit meiner Ankunft in Bremen habe ich alle Hände voll zu

tun, mit allen möglichen Formalitäten, denen sich jeder nach seiner Ankunft in einer deutschen Stadt unterziehen muß, um ein Zimmer sowie Lebensmittelkarten zu bekommen, Anmeldung bei der Polizei und beim Arbeitsamt, das eingerichtet wurde, um jeden dazu zu zwingen, irgendetwas zu arbeiten. Daneben habe ich noch den Arzt besucht, um meine Augen untersuchen zu lassen. Er hat mir empfohlen, für ein paar Tage in seiner Klinik zu bleiben. Ich habe große Angst, daß er sich für eine Operation entscheiden könnte, was mir jetzt nicht passen würde.

Ich versuche auch den Kontakt mit alten Freunden wieder aufzunehmen und sehe mich nach einer passenden Arbeit um. Ich hörte, daß ich als früheres Mitglied der Nazipartei nur einfache Arbeiten verrichten dürfe, das heißt körperliche Arbeit oder vielleicht unqualifizierte Büroarbeit. Viele ehemals bekannte Geschäftsleute in Bremen sind nun als einfache Arbeiter im Hafen oder an anderen Orten beschäftigt, und jeder muß mit einer Woche unbezahlter Arbeit mithelfen, den Schutt wegzuräumen.

Ich schrieb an viele Freunde und Bekannte, an ihre frühere Adresse, aber viele antworteten nicht. Manchmal kam der Brief mit dem Vermerk zurück, daß der Empfänger nicht gefunden werden kann, manchmal mit dem Vermerk, daß der Empfänger verstorben sei. Die früheren führenden Männer der UFA scheinen alle entweder tot oder verschollen zu sein. Viele Menschen sind offenbar nach Rußland oder Sibirien verschleppt worden und niemand weiß, ob sie noch am Leben sind oder nicht.

Der Rest meiner Zeit ist mit Zeitungslesen ausgefüllt, deutsche, englische, französische und amerikanische Zeitungen und Zeitschriften, um Einblick in die Lage in Europa zu bekommen. Ich gehe oft in die amerikanische Bibliothek, um amerikanische Zeitschriften und Bücher durchzusehen, Time, Newsweek, Reader's Digest. Ich habe das Buch „Time for Decision“ von dem Unterstaatssekretär Summer Welles ausgeliehen, aber als ich das Buch durchlas, stellte sich heraus, daß es meine Erwartungen lange nicht erfüllte. Es sind nicht viele neue Gedanken und nicht viel Größe in diesem Buch und ich werde das Gefühl nicht los, daß Amerika viel mehr hätte tun können, als es getan hat, um den Zweiten Weltkrieg zu verhindern oder ihn zu beenden, als Haß und Zerstörung noch nicht so weit gegangen waren. Summer Welles glaubt auch, daß starke amerikanische See- und Landstreitkräfte den Weltfrieden sichern können. Zu viele Menschen haben vorher schon diesen Denkweg eingeschlagen und sind gescheitert. Marine und Heer

können Kriege gewinnen, aber nicht den Frieden sichern, denn sie sind Instrumente des Krieges. Der Friede hingegen kann nur durch geistige Mittel gesichert werden und durch eine Politik des „liebe deinen Nächsten“, von der es so wenig in dieser Welt gibt.

Ich habe mich nun an die tägliche Routine des Alltagslebens gewöhnt. Weil die beiden alten Damen ziemlich hilflos sind, habe ich vom ersten Tag in Bremen an die Pflichten des Außendienstes übernommen. Ich mache alle Lebensmitteleinkäufe, stundenlanges Schlangestehen und eifriges Herumlaufen in der Stadt, um irgendetwas zu finden zu versuchen, das unseren Mägen füllen könnte. Die Rationen sind sehr klein und reichen nicht aus, wenn man ein aktives Leben führt. Wir bekommen nur ungefähr 150 bis 200 Gramm Brot pro Tag und es gibt keine Kartoffeln. Obwohl ich eine Lebensmittelkarte für Kartoffeln bekommen habe, konnte ich bisher überhaupt keine kaufen. Fleisch bekommen wir nicht mehr als 200 oder 300 Gramm pro Monat, sehr wenig Fett oder Butter, ein bißchen Hafer und Gerste oder ähnliches Getreide als Ausgleich für die unzureichenden Brotrationen. Von solchen Rationen eine Zeitlang zu leben, muß jeden krank und arbeitsunfähig machen, und so versuchen die meisten Leute mit mehr oder minder großem Erfolg zusätzliche Lebensmittel von Schwarzmarkthändlern oder von den Bauern zu kaufen, indem sie ihre Juwelen, Möbel, Kleidung oder was sie sonst übrig haben, verkaufen.

Allgemein gibt es wenig Tätigkeit. Die Leute sagen, unter den jetzigen politischen Bedingungen können sie mit keiner Arbeit beginnen. Alles steht still und die Menschen versuchen bloß, über den Tag zu kommen und planen nur für die nächsten paar Tage. Das Ergebnis der Moskauer Konferenz hat mit allen Hoffnungen auf einen baldigen Frieden Schluß gemacht.

12. Mai: Ich habe das Krankenhaus schon wieder verlassen und bin sehr froh, denn die Untersuchungen haben ein recht günstiges Ergebnis erbracht. Zunächst scheint keine Gefahr für mein Augenlicht zu bestehen, obwohl an beiden Augen schon viel Schaden entstanden ist. Ich bete jede Nacht zu Gott um Schutz für meine Augen, damit ich Euch eines Tages wiedersehen und mich weiterhin an der Schönheit der Natur erfreuen kann.

Im Krankenhaus machte ich eine Bekanntschaft, die zeigt, wie eng doch unsere Welt seit kurzem geworden ist, und daß man, wo man sich auch befindet, auf die Spuren von Freunden und Bekannten trifft. Im selben Krankenzimmer befand sich auch ein anderer

Geschäftsmann aus Bremen, der gerade operiert worden war und mir erzählte, daß er sich gut an meinen Vater erinnere, der vor ungefähr zwanzig Jahren gestorben ist. Wir unterhielten uns weiter und ich erzählte von Japan und den Erfahrungen, die ich dort gemacht hatte, und da erzählte Herr Klöning, das war der Name des Herrn im Bett neben mir (Zimmer sind knapp in Bremer Krankenhäusern) von seinem Bruder, der vor vielen Jahren in Manila gelebt hatte. 1907, das heißt vor vierzig Jahren, mußte er das Land verlassen, weil er schwer krank geworden war. Auf dem Dampfer schlief er eines Tages in einem Liegestuhl an Deck ein und bemerkte plötzlich, daß ihn jemand mit einer Decke zudeckte, um ihn vor der abendlichen Kälte zu schützen. Als er aufschaute, sah er, daß der barmherzige Samariter eine schöne japanische Dame war. Er lernte sie näher kennen und erfuhr, daß sie auf dem Weg nach Europa war, um westliche Pädagogik zu studieren, und er gewann sie so lieb, daß er sie, bevor sie Europa erreicht hatten, heiraten wollte. Aber er war immer noch krank und fürchtete, daß ihn seine Familie nicht verstehen würde und zögerte. Sie ging nach London und er nach Bremen, wo er nach einiger Zeit eine Stelle in Südamerika in Argentinien angeboten bekam. Die Bedingungen waren sehr günstig und so nahm er an.

Am Tag seines Reiseantritts nach Südamerika kam ein Telegramm aus London, in dem die japanische Dame ihre Ankunft am nächsten Tag ankündigte. Nachdem Herr Klöning das Telegramm erhalten hatte, hätte er, um sie zu sehen, gerne die Reise nach Argentinien aufgegeben, aber die Fahrkarten waren schon gekauft und schließlich drängten ihn auch alle Freunde und Verwandten, die Abmachung einzuhalten und nach Südamerika abzureisen, bevor die japanische Dame ankam. Aber er schien niemals seine Sehnsucht nach ihr vergessen zu haben und bis in die letzten Jahre scheint er mit ihr in brieflicher Verbindung gestanden zu haben. Der Name dieser jungen und schönen japanischen Dame war Frau *Michi Kawai*.

Wir haben nun ein zusätzliches Zimmer bekommen und endlich kann ich wieder in einem anständigen Bett schlafen. Ich habe einen Tisch, ein paar Stühle und einen alten Schreibtisch, den mein Großvater vor vielen, vielen Jahren benutzt hat, und auf den er sehr stolz war. Ich auch.

2. Juni: Wir hatten einen wunderschönen Frühling in diesem Jahr. Die Bauern beschwerten sich, daß es zuwenig Regen gibt, aber

Bauern sind niemals zufrieden mit dem Wetter. Jedenfalls ist das Wetter gut genug für uns Stadtmenschen, obwohl wir wahrscheinlich unter einer Mißernte mehr zu leiden haben werden als die Bauern.

In dieser wunderschönen Frühlingszeit ist der Spaziergang am frühen Morgen, den ich so liebe, wo immer auf der Welt ich mich befinde, ein noch viel größeres Vergnügen als sonst. Ganz in unserer Nähe gibt es einen großen Park. Wenn ich nur ein paar Schritte gehe und die Straßenbahnschienen überquere, befinde ich mich bereits unter hohen Bäumen, die nun ihre vielfältigen Schattierungen von frischem Grün zeigen. Wenn ich weiter durch den Park gehe, komme ich zu einem kleinen Teich, wo ich als Kind meine ersten Schlittschuhübungen machte. Neulich sah ich dort zwei Burschen baden in dem Teich, aber die stolzen Schwäne, die ihre Flügel in dem sommerlich grünlichen Wasser ausbreiteten, und die die Kinder früher gerne mit Brotstückchen gefüttert haben, die sind nicht mehr da. Vielleicht mochten sie den Kriegslärm nicht und haben sich in einen sichereren und friedlicheren Teil der Welt zurückgezogen.

Hinter dem Teich liegt das Wohnhaus des Hauptgärtners des Parks. Ein einfaches rotes Ziegelgebäude, das sich gut in die Landschaft einfügt und überall von Blumen umgeben ist, die nun in voller Frühlingsblüte stehen, Rhododendron, Azaleen und viele andere. Noch weit weg von dem Haus füllt der süße Duft der Azaleen die reine Morgenluft und man kann sich kaum von diesem schönen Fleck fortreißen, um rechtzeitig zum Frühstück zu Hause zurück zu sein.

Auf dem Rückweg ragt in einer Ecke des Parkes einer von diesen viereckigen Betonblöcken auf, die während des Krieges als Luftschutzbunker gebaut worden sind. Offenbar wird dieser nun als Militärgefängnis verwendet, denn er ist mit Stacheldraht eingezäunt und ein Soldat mit Stahlhelm steht Wache. Ich versuchte, diesen Platz zu übersehen und dafür den Teich im Gedächtnis zu behalten und die schlanken Bäume und den Duft der Blumen, alles Geschenke, die Gott den Menschen gegeben hat, um ihr Herz zu erfreuen, und die der Krieg und die Dummheit der Menschen nicht zerstören konnten.

Dieser Frühling ist in ganz Europa außergewöhnlich warm. An den Abenden sitze ich gern auf dem kleinen Balkon vor meinem Zimmer und lese. Wenn ich mich dort umschaue, übersehe ich viele kleine Gärten hinter den Häuserzeilen unseres Blockes, wo

ein jeder nach der Tagesarbeit damit beschäftigt ist, Gemüse anzupflanzen. Einige große Bäume dazwischen machen es zu einem schönen Bild. Und von der gegenüberliegenden Häuserreihe fließt der Klang von Radiomusik herüber, weit genug entfernt, so daß man es kaum hört. Wenn es dann später am Abend wird, kommt auf dem graublauen wolkenlosen Himmel der Mond allmählich zum Vorschein und ich denke an so manche glückliche Nacht, als wir alle auf unserer Terrasse in Kamakura saßen und schauten, wie der Mond hinter den Bäumen auf dem Hügel aufging, während *Miko* Klavier spielte und Ihr alle so schöne Kirchenlieder und anderes sangt. Wie dankbar bin ich Gott dafür, daß er mir erlaubte, solche Momente des Glückes zu erleben, deren Erinnerung mir nun die Kraft und die Geduld gibt durchzuhalten und den Mut zu bewahren bis zu dem Tag, an dem wir alle wieder zusammen sein werden.

15. Juni: Sonntag, aber ein dunkler und regnerischer Tag. Nach dem Frühstück räumte ich das Zimmer auf und ging dann, um unsere Tagesration Milch abzuholen. Das Paar, das mit uns in unserer Wohnung lebt, ist fort auf Reisen und so bekam ich auch deren Milchrations und wir können heute zum Abendessen eine schöne Portion Milchsuppe haben.

Mutter, die nach ihrem Unfall immer noch bettlägerig ist, ist im anderen Zimmer wieder eingeschlafen und ich bin ganz allein. Von ferne höre ich die Sonntagsglocken der Kirche in der Stadt. Ich würde gerne in die Kirche gehen, um ein wenig Trost und Stärkung von den Worten des Pastors zu bekommen, aber es gibt hier im Haus zu viel zu tun. Ich muß ein bißchen nähen, bügeln und helfen, das Mittagessen zu kochen. Ich glaube das ist es, was die meisten Leute dazu bringt, weniger in die Kirche zu gehen, als sie eigentlich möchten. Die täglichen kleinen Aufgaben sind es, die man erfüllen muß, um zu leben und die zu viel Zeit rauben und viel mühseliger sind als in früheren Jahren.

Aber eine halbe Stunde lang ließ ich meine Phantasie wandern durch die ruinierten und zertretenen Länder Europas, über die Hügel und ungeheuren Weiten Sibiriens und über das Meer zum fernen Japan und ich versuchte, mir vorzustellen, was Ihr wohl gerade jetzt macht. In Kamakura ist es jetzt wohl etwa 5 oder 6 Uhr nachmittags. Ich stelle mir vor, daß Ihr jetzt gerade mit ein paar Freunden Tee trinkt und bereits das Abendessen vorbereitet. Wie sehr hoffe ich, daß Ihr alle glücklich und fröhlich zusammen-

lebt. Und bestimmt, wenn der Abend kommt und Ihr Euch zum Abendessen versammelt, dann denkt und sprecht Ihr auch manchmal über mich, so wie ich immer an Euch denke und mich so sehr danach sehne, Euch in naher Zukunft wiederzusehen.

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ (Matth. 11, 28)

5. Oktober 1947: Wie habe ich auf eine Nachricht von Euch gewartet. Das Leben in Deutschland scheint sowieso ohne Freude und Hoffnung zu sein, und ohne Nachricht von Euch ist alles nur noch schwärzer. Aber nun sind Rubys Briefe vom 20. und 28. Juli angekommen. Das heißt, daß die Briefe in Kamakura vor etwa zwei Monaten abgeschickt wurden, und ich frage mich, was in der Zwischenzeit geschehen ist. Aber jedenfalls machten mich die guten Nachrichten, die Eure Briefe enthielten, sehr glücklich. Ich drückte die Briefe viele Male an mein Herz und las sie immer und immer wieder. Ich war so froh, zu hören, daß Mama wieder gesund ist und daß Ruby und Mia das Leben in der Schule gefällt und daß sie sich in dem Ferienlager in Gotenba wohlfühlt haben. Ich sehe, daß Ihr die Natur genauso liebt wie ich, und in Zeiten wie denen, durch die wir jetzt zu gehen haben, ist die Liebe zur Natur ein guter Trost für unseren sorgenschweren Geist.

Nun warte ich ungeduldig auf Euren nächsten Brief. Aus den Zeitungen habe ich erfahren, daß kürzlich ein schwerer Taifun in der Gegend von Tōkyō war und ich frage ich, ob Ihr nicht verletzt worden seid, oder ob Euer Haus beschädigt worden ist. Darum hoffe ich, bald einen Brief zu bekommen, der mir mitteilt, daß alles in Ordnung ist.

Der erste der erwähnten Briefe datierte vom 20. Juli, das war ein Sonntag, wie ich mich erinnere, denn an dem Sonntag ging ich zur Kirche und hörte eine sehr eindrucksvolle Predigt. Der Pastor sagte, daß zwei Tatsachen in unserer heutigen Welt auffielen, alles scheinere hoffnungslos und ohne jeden Sinn zu sein, und die Menschen hätten alle wahre Liebe zueinander verloren. –

Tatsächlich, das Leben in Deutschland scheint ohne jede Hoffnung zu sein. Jeden Tag diskutieren die Leute darüber, was zu machen sei und jeden Tag finden Konferenzen von berühmten Politikern statt, aber sie scheinen nirgendwo hinzuführen. Es sind viele Pläne für die Erholung der Wirtschaft in Deutschland und den anderen Ländern, die unter den Verwüstungen durch diesen Krieg gelitten haben, vorgeschlagen worden, aber falls überhaupt

einmal Entscheidungen getroffen werden, dann werden sie nicht ausgeführt. Gesetze, Vorschriften und die amtliche Kontrolle aller geschäftlichen Tätigkeit haben jede Aktivität lahmgelegt, außer dem Schwarzhandel, und die Entnazifizierung hält Millionen von Menschen davon ab, wieder zur Arbeit zu gehen. Unter diesen Bedingungen kann Deutschland niemals wieder auf die Beine kommen. Nun hoffen wir, daß die gegenwärtige Konferenz in Washington und die für November geplante in London ein paar zufriedenstellende Ergebnisse bringen werden und daß endlich über die Friedensbedingungen entschieden wird, die Deutschland auferlegt werden sollen. Was wir wollen, ist wieder frei zu sein, um arbeiten zu können und um, so gut wir können, das wieder aufzubauen, was dieser schreckliche Krieg zerstört hat.

Erst wenn wir wieder ein Volk sind, das frei für sein eigenes Wohl arbeiten kann, und erst wenn sämtliche Faktoren, die jetzt alle wirtschaftliche Aktivität lähmen, beseitigt sind, können wir wieder hoffen, auf der Straße nach oben ein wenig vorwärts zu kommen und einen anständigen Lebensstandard wiederzuerlangen.

Möge Gott uns helfen. –

Eine Trauerbotschaft

Nach dem letzten hier angeführten Eintrag in meinem Tagebuch vom 5. Oktober habe ich keine weiteren Notizen über meinen Aufenthalt in Deutschland während der Jahre 1947 bis 1951 mehr gefunden und muß die Erzählung daher aus dem Gedächtnis weiterführen. Offensichtlich hatte ich bis zum 5. Oktober überhaupt keine Briefe aus Kamakura erhalten und wußte nicht, was dort geschehen war. So weit ich mich erinnern kann, konnte ich bis zu dieser Zeit keine Briefe nach Japan schicken, weil die entsprechenden Vereinbarungen zwischen den Postbehörden der beiden Länder noch nicht getroffen waren. Ich konnte nur über das Internationale Rote Kreuz kurze Notizen an meine Familie schicken, aber diese waren auf etwa 16 Worte in einem Brief pro Monat begrenzt. Das war nur eben ausreichend, um meiner Frau und den Kindern mitzuteilen, daß es mir gut ging und daß ich ständig daran dachte, sie möglichst bald wiedersehen zu können. Ich glaube, es war etwa Ende November, als der erste Brief aus Kamakura ankam. Er war von Ruby auf Englisch geschrieben,

denn keine andere Sprache war erlaubt für Briefe aus Japan ins Ausland. Diesen Brief zu schreiben, muß ihr beträchtliche Kopfschmerzen verursacht haben. Ihr Englisch war zwar viel besser geworden, seit ich Japan verlassen hatte, aber zusätzlich zu den Sprachschwierigkeiten mußte sie über ein Thema schreiben, das eine äußerst sorgsame Behandlung erforderte. Ich bin nicht ganz sicher, ob es der allererste Brief war oder ein etwas späterer, in dem sie mir mitteilte, daß Mia krank sei. Sie hatte hinzugefügt, daß es nur ein leichtes Unwohlsein sei, und daß sie bald wieder gesund sein werde. Ich befürchtete sofort, daß die Krankheit doch ernster sei, als beschrieben. Wenn Mia nur leicht krank wäre, dann wäre es nicht nötig gewesen, mir darüber zu schreiben, und Ruby hätte das nicht getan. Angstvoll wartete ich auf den nächsten Brief, der dann nach etwa einer Woche kam und die Nachricht enthielt, daß Mia im Krankenhaus sei, aber ich solle mir keine Sorgen machen, denn der Arzt hätte versprochen, daß sie bald wieder gesund sein würde. Ich wußte nun, daß sich meine Befürchtung bewahrheitet hatte und daß womöglich etwas Ernstes passiert war. Ich hatte immer noch einen Funken Hoffnung im Herzen, daß die Situation doch so sein könnte, wie in den Briefen beschrieben, die ich bekommen hatte, und daß der nächste Brief bessere Nachrichten bringen könnte. Als dieser ankam, saß ich auf meinem Platz auf dem Sofa im Wohnzimmer, meine Mutter und meine Tante saßen mit mir am selben Tisch. Als ich den Brief öffnete, sah ich sofort, daß das Schlimmste eingetreten war, obwohl Ruby den Brief mit einer langen Einleitung begonnen hatte, um zu vermeiden, daß die Nachricht ein zu plötzlicher Schock für mich würde. Obwohl die tragische Nachricht von Mias Tod nicht ganz unerwartet kam, fühlte ich meine Kräfte schwinden und mußte mich für eine Weile auf dem Sofa niederlegen. Dann stand ich langsam auf, zog meinen Wintermantel an und sagte den beiden Damen, ich würde einen Spaziergang machen. Als ich das Haus verließ, regnete es draußen. Ich hatte keinen Schirm, aber ich bemerkte den Regen nicht einmal. Ich konnte weder denken, noch wußte ich, wohin ich ging. Nachdem ich durch einige ruhige Straßen am Stadtrand gegangen war, kam ich am Friedhof an und ging zu dem Grab meines Vaters. Dort stand ich eine Weile und starrte nur auf den Grabstein. Der Regen fiel auf mich und die Tränen rannen mir über das Gesicht. Ich glaube, niemals in meinem Leben habe ich so geweint wie damals. Nach einem Gebet kehrte ich um und kam zu der kleinen Kapelle, die am Eingang zum Friedhof stand. Sie war

geschlossen, aber ich stand eine Weile im Torbogen, der ein wenig Schutz vor dem Regen bot. Von diesem Ort aus überschaute ich den Rasen vor der Kapelle, auf dem vier hohe schlanke Bäume standen. Sie schienen auf den Himmel zu zeigen und gaben mir offenbar Antwort auf die Frage, die mir so schwer auf der Seele lag, nachdem ich die tragische Nachricht erhalten hatte, warum mich wieder ein solches Los trifft. Die Bäume schienen sagen zu wollen: „Nur der Himmel weiß, und wir menschlichen Wesen haben uns darein zu fügen. Nur Gott weiß, was er tut und wofür es gut ist.“ Dieser Gedanke gab mir etwas Trost. Ich ging wieder nach Hause, aber für lange Zeit konnte ich mit niemandem über die tragische Nachricht sprechen, die ich aus Japan bekommen hatte. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief nach Kamakura, während mir die Tränen noch in den Augen standen.

Die Nachricht, die ich erhalten hatte, verstärkte noch meine Sehnsucht, so bald wie möglich wieder zu meiner Familie zurückzukehren, aber bis dahin war keine Gelegenheit in Sicht. Anfragen, die ich überall machte, ergaben, daß Deutsche nicht vor einem Friedensschluß nach Japan einreisen dürften, was immer noch in ziemlich ferner Zukunft zu liegen schien. In der Zwischenzeit mußte ich etwas für meinen Lebensunterhalt tun. Das war sehr schwierig. Nur ein paar Handelsfirmen und Fabriken in Deutschland hatten die Arbeit wieder aufgenommen, benötigten aber keine Arbeitskräfte außer einigen ihrer früheren Angestellten. Die UFA, mit der ich vor und während des Krieges so engen Kontakt hatte, wurde vom Oberkommando der Besatzungsmächte als ein Medium der Nazipropaganda eingestuft. Sie war völlig zerstört, die meisten der früheren Direktoren waren während der Zeit der russischen Besetzung Berlins umgekommen, die Gebäude und Studios der Firma waren bei den Luftangriffen auf Berlin zerstört worden. Es gab keine Aussicht, daß die UFA wieder tätig werden könnte. Ich versuchte, eine Anstellung bei einer Firma in Bremen zu bekommen, die mit Metallen handelte, und mit der ich vor dem Krieg Kontakt hatte. Ich wurde abgelehnt. Ich war fast 60 Jahre alt und sie wollten niemanden in meinem Alter anstellen, auch wenn er einige Erfahrungen in ihrer Branche hatte. Auch andere ähnliche Versuche schlugen fehl. Ich begann daraufhin, Artikel über Japan für Zeitungen und Zeitschriften zu schreiben. Manche davon wurden angenommen und relativ gut bezahlt. Ich bot mich an, die japanische Sammlung im Bremer Museum zu arrangieren und zu ordnen und fand so Arbeit, die mich für

mehrere Monate beschäftigte. Später wurde ich vom Hauptquartier der amerikanischen Besatzungstruppen in Bremen gebeten, Vorträge über Japan zu halten und ein Buch über das Alltagsleben in Japan zu schreiben, das in großer Zahl gedruckt und an alle Schulen in Deutschland verteilt werden sollte. Die Abteilung für Kultur und Erziehung der amerikanischen Besatzungsbehörden versuchte, die Schulerziehung in Deutschland zu verbessern, und mein Buch sollte ein Beitrag dafür sein. Die Besatzungsbehörden haben allerdings bald ihre Versuche aufgegeben, das deutsche Schulsystem zu reformieren, weil sie herausfanden, daß sie hier nicht viel tun konnten. Bei den Vorträgen, die ich unter der Schirmherrschaft der Besatzungsbehörden hielt, traf ich viele Freunde aus Japan, und mein kleines Buch „Alltag in Japan“, das ich in drei Tagen und drei Nächten geschrieben hatte, gefiel den Amerikanern ausgezeichnet. Ich hatte das Glück, es gerade so zu schreiben, wie sie es haben wollten und wurde großzügig dafür bezahlt. Später wurde dann eine zweite Auflage gedruckt und ich erhielt eine zusätzliche Zahlung.

Neben dem kleinen Einkommen, das ich in diesem Jahr 1948 bekommen konnte, lebten wir, meine Mutter, meine Tante und ich, hauptsächlich von der Miete, die meine Mutter für das Haus bekam, das ihr mein Vater kurz vor seinem Tod gekauft hatte. Es war schwer beschädigt und kaum ein sicherer Wohnplatz für Menschen, aber in Hinblick auf die Wohnraumknappheit überall in Deutschland wegen der Zerstörungen, die der Krieg angerichtet hatte, wurde es immer noch genutzt, und die Leute, die darin wohnten, bezahlten eine gute Miete. Als ich das Vermögen durchsah, das meine Mutter noch besaß, fand ich eine Anzahl von Staatsanleihen mit einem beträchtlichen Nennwert, die aber jetzt nur einen sehr geringen Wert besaßen. In diesem Zusammenhang möchte ich ein paar Worte dazu schreiben, was mit den deutschen Staatsanleihen in den beiden Weltkriegen geschah. Nach dem Ersten Weltkrieg verloren die Staatsanleihen ihren gesamten Wert durch die Inflation der deutschen Währung. Die Regierung der neuen Republik versuchte nach dem Krieg, die Menschen dazu zu bringen, neue Staatsanleihen zu kaufen, indem sie eine Klausel einfügte, nach der der Wert der Anleihen, ausgedrückt in Mark, stets einer gewissen Menge puren Goldes entsprechen würde. Diese sogenannte „Goldklausel“ gab den Investoren eine gewisse Sicherheit und die Staatsanleihen wurden wieder von der Öffentlichkeit angenommen. Mein Vater hatte auch eine Anzahl dieser

Wertpapiere gekauft, die damals die sicherste Investition zu sein schienen und den Lebensunterhalt für meine Mutter sichern sollten für den Fall seines Todes. Als die amerikanische Besatzungsarmee die Regierung übernahm, war eine ihrer ersten Maßnahmen, ein Gesetz zu erlassen, das die „Goldklausel“ bei den deutschen Staatsanleihen annullierte. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es keine so starke Inflation wie nach dem Ersten, aber diese Annullierung der „Goldklausel“ brachte es mit sich, daß der Wert der Papiere auf nicht mehr als zwei oder drei Prozent des Nennwertes zurückfiel. Ich versuchte mein Möglichstes, um die Wertpapiere, die meine Mutter besaß, zum bestmöglichen Preis zu verkaufen.

Entnazifizierung

In der Zwischenzeit hatte ich mich einem Verhör durch ein Gericht zu unterziehen, vor dem alle früheren Parteimitglieder erscheinen mußten, um für begangene Verbrechen bestraft, um klassifiziert und verurteilt zu werden. Als ich vor dieses Gericht geladen wurde, erklärte ich, daß ich nur deshalb Mitglied der Naziartei geworden war, weil es nahezu alle Deutschen in Japan so getan hatten und weil ich sonst schwere wirtschaftliche Verluste hätte hinnehmen müssen, die ich zu dieser Zeit nicht auf mich nehmen konnte. Ich wurde in die vierte Klasse eingestuft und zu einer Geldstrafe von 600 DM verurteilt. Ich erklärte dem Richter, einem gewissen Dr. Soundso (an seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr), daß ich nach meiner Ausweisung aus Japan überhaupt nichts mehr besäße, aber er antwortete nur, wenn ich nicht bezahlen könne, dann müßte ich eben für ein paar Monate die Arbeit eines normalen Arbeiters verrichten. Ich zog es vor, den vergleichsweise geringen Betrag zu bezahlen.

In diesem Zusammenhang möchte ich gerne noch eine andere Geschichte anfügen, die ein interessantes Licht auf diese Art Gerichtshöfe damals in Deutschland wirft. Diese Gerichte waren mit Richtern besetzt, von denen bekannt war, daß sie früher Gegner der Nazis gewesen waren, die zum Teil unter dem Regime der Nazis gelitten hatten und die nun, als sie an der Macht waren, keine Milde gegenüber den früheren Nazis walten ließen, die vor ihnen erscheinen mußten. Einige Zeit, nachdem ich von dem Gericht verurteilt worden war, bekam ich Besuch von einem Freund, Dr. Martin Schwind, der früher Lehrer an der deutschen

Schule in Ōmori gewesen war und mit dem ich mich damals ausgezeichnet verstanden hatte. Er lehrte nun an einer Hochschule in Hannover. Er erzählte mir nun, daß er zusammen mit einem Freund die Gründung einer Universität in Bremen plante, wo es damals noch keine solche Institution gab. Die Universität sollte sich auf Fremdsprachen und Länderkunde spezialisieren und würde durch die Aufnahme einer großen Anzahl von ausländischen Studenten dazu beitragen, die Beziehungen mit anderen Ländern wieder aufzubauen. Er bat mich, wenn es möglich sei, an dieser Universität Japanisch zu unterrichten und meinen Einfluß beim Bürgermeister von Bremen zu verwenden, um ihn zur Zustimmung und Unterstützung für dieses Unternehmen zu bewegen. Ich hatte den Sohn von Dr. Wilhelm Haas, der früher an der deutschen Botschaft in Tōkyō war, und der nun Referent des Bremer Bürgermeisters war, in Japanisch unterrichtet. Dr. Haas stimmte bereitwillig dem Plan zu, den Dr. Schwind im Kopf hatte, aber um ein Mitglied des Lehrkörpers einer Universität zu werden, mußte ich nachweisen, daß ich von einer Spruchkammer in die fünfte Kategorie eingestuft worden war, das heißt, daß ich Juden oder anderen geholfen und sie vor dem Terror der Nazis beschützt hatte. Es wäre für mich nicht allzu schwierig gewesen, solche Nachweise zu erbringen, als ich vor die Kammer geladen war, aber dieses Verfahren wäre mit so vielen Umständlichkeiten verbunden gewesen, daß ich es vorzog, einfach die Geldbuße zu bezahlen. Nun war ich jedoch vor die Notwendigkeit gestellt, meine Verurteilung revidieren zu lassen und die erforderliche Klassifikation zu bekommen. Ich besuchte den Richter und erklärte ihm die Lage. Er schien sehr interessiert, als er von den Plänen zur Errichtung einer Universität in Bremen hörte und bat mich, ihn Dr. Haas und den anderen vorzustellen, denn er wollte auch eine Stellung im Lehrkörper der Universität. Ich tat das und er revidierte mein Urteil gemäß meinen Wünschen, nachdem ich ihm einen Brief von Dr. Oscar Benl aus Hamburg gegeben hatte, in dem er erklärte, ich hätte ihm während des Krieges gegen Unterdrückung durch die Naziartei geholfen. Ich bekam ein neues Dokument von der Entnazifizierungskammer, das mich in die fünfte Kategorie einstuft. Dieses Dokument war jedoch zu dieser Zeit für mich ohne Nutzen, denn die Universität kam damals nicht zustande. Ich glaube aber, daß meine neue Einstufung viel dazu beigetragen hat, daß das amerikanische Oberkommando in Japan einige Jahre später die Beschlagnahme meines Vermögens aufhob.

Der Richter jedoch, Dr. Soundso, seinem Titel nach offensichtlich ein Wissenschaftler, war, wie man später herausfand, überhaupt kein Doktor und hatte einen falschen Namen angenommen. Er war Soldat gewesen im deutschen Heer, an der Ostfront und hatte die Papiere von einem gefallenen Kameraden an sich genommen. Er hatte offenbar in vergangenen Tagen irgendwelche Verbrechen begangen und wollte nun unter einem neuen Namen im Leben noch einmal von vorne anfangen. In der Tat gab es damals in Deutschland eine große Zahl von Menschen, die ihre wahre Identität unter einem falschen Namen verbargen.

Während meines Aufenthaltes in Bremen traf ich eine Menge Freunde, viele frühere Schulkameraden und einige, die ich auf meinen Reisen und in Japan kennengelernt hatte. Abends mit ihnen bei einem Glas Bier zusammensitzen und von den alten Zeiten und früheren Erlebnissen zu sprechen, war immer ein großes Vergnügen und eine Erholung von den Sorgen des Alltagslebens. Einmal hatten wir ein Treffen von 25 alten Schulkameraden, die sich aus ganz Deutschland in Bremen versammelten und es war erstaunlich zu sehen, wie wenig sie sich während der vierzig Jahre, in denen wir uns nicht gesehen hatten, verändert hatten. Den meisten der Freunde, die ich in Bremen traf, ging es nicht gut. Sie mußten alle in neuen Anstellungen hart arbeiten oder versuchen, Arbeit zu finden. Sie befanden sich in sorgenvoller Ungewißheit über den zukünftigen Weg ihres Lebens und konnten mir wenig Hilfe anbieten.

Seit meiner Ankunft in Bremen hatte ich regelmäßig einen Augenarzt besucht, der zum Glück fähig war, das Nachlassen meiner Sehkraft anzuhalten oder doch wenigstens zu verlangsamen. Das erfüllte mich mit gewisser Zuversicht in die Zukunft und nährte meine Hoffnung, eines Tages meine Familie wiederzusehen. Ich glaube, es war Anfang 1949, als ich einen Anruf von einem Herrn *Fukui* erhielt, der mir sagte, er sei gerade aus Japan in Bremen angekommen, er hätte meine Familie vor seiner Abreise gesehen und möchte mich nun gerne treffen. Das war eine angenehme Überraschung. Ich ging sofort zu dem Hotel, in dem Herr *Fukui* zusammen mit einem japanischen Mitreisenden wohnte. Nach einer kurzen Unterhaltung hatte ich das Gefühl, daß sie beide nicht von der besten Art von Japanern waren, aber das war nun gleichgültig. Herr *Fukui* schien offenbar eine Menge Leute in Japan zu kennen, die mit dem Filmgeschäft zu tun hatten, aber sein Mitreisender, der mir nicht einmal seinen richtigen Namen

nannte, schien einer der ehemaligen *Chūgoku rōnin* zu sein. Herr *Fukui* erklärte mir, er plane, den Vertrieb von deutschen Filmen in Japan aufzunehmen und zu monopolisieren, sobald das möglich würde. Er wollte von mir, daß ich ihm helfe. Er hatte in Japan gehört, ich hätte gute Verbindungen zu deutschen Filmherstellern, und nachdem er weder Englisch noch Deutsch sprach, brauchte er meine Hilfe. Ich stimmte diesem Vorschlag bereitwillig zu. Wir reisten durch ganz Deutschland, besuchten deutsche Filmproduzenten, und er schloß ein paar Verträge ab für Filme, die gute Aussichten in Japan zu haben schienen. Die Zeit, die er in Deutschland bleiben konnte, war begrenzt und als er abreisen mußte, bat er mich, als sein Agent die Verbindungen zu deutschen Filmproduzenten aufrecht zu erhalten und ihm über neue deutsche Filmproduktionen zu berichten. Dafür bot er mir eine großzügige Gehaltszahlung an und auch, dieselbe Summe meiner Familie in Kamakura auszuzahlen. Natürlich zögerte ich nicht, das anzunehmen. Ich war froh, wieder etwas Arbeit zu haben und brauchte mir von da an keine Sorgen mehr über meine wirtschaftliche Existenz und die meiner Familie in Kamakura zu machen. Diese Vereinbarung hielt an, solange ich in Deutschland war, bis ich Herrn *Fukui* in Japan wiedersah. Er hatte übrigens Herrn *Ryūzō Manabe* angestellt, der früher als japanischer Konsul in Deutschland gewesen war und nun die Korrespondenz mit mir führte.

Immer schon, seit ich Japan verlassen hatte, hatte ich nicht nur nach Mitteln und Wegen gesucht, nach Japan zurückzukommen, sondern auch meinen Besitz, den ich zurückgelassen hatte, zurückzubekommen. Aus Briefen, die ich aus Japan bekam, hatte ich erfahren, daß alles, was ich in Japan besessen hatte, von dem Treuhänder für Feindeigentum bei der Besatzungsarmee beschlagnahmt worden war und daß Aktienpapiere, Bücher und andere Gegenstände fortgebracht und auf Versteigerungen verkauft worden waren. Das war in Übereinstimmung mit einer internationalen Übereinkunft zwischen den Feindstaaten Deutschlands geschehen und wurde von der amerikanischen Armee, die Japan besetzt hatte, durchgeführt. Jeder deutsche Einfluß in anderen Ländern sollte ausgelöscht werden. Deutschen, die gegen eine solche Konfiszierung von Privateigentum protestierten, die gegen alle vor dem Krieg getroffenen internationalen Vereinbarungen verstieß, wurde gesagt, sie würden durch ihre eigene Regierung für diesen Verlust entschädigt werden. Meine Häuser und das Grundstück in Kamakura, wo *Chiyo* und Ruby immer noch wohnten, war von

dem Treuhänder auch zum Verkauf ausgeschrieben worden, hatte aber zum Glück nicht gleich einen Käufer gefunden. Das Haus konnte nicht mit dem Auto erreicht werden, und gleich bei dem Steig, der zum Haus führte, befand sich ein großer Schweinestall, dessen Gestank offenbar alle potentiellen Käufer abgehalten hatte.

Ein oder zweimal im Monat fuhr ich nach Hamburg, um mich mit Freunden zu treffen, die auch aus Japan repatriert worden waren und ihr Vermögen dort verloren hatten. Wir diskutierten über Möglichkeiten, unser Eigentum zurückzubekommen und wandten uns an einen Anwalt, aber der sah damals keine Aussichten auf Erfolg oder auf eine Entschädigung von der deutschen Regierung. Wir schickten auch Briefe an die amerikanische Regierung in Washington, erhielten aber keine Antwort. In Bremen besuchte ich einen Vortrag von Herrn Baldwin, dem Präsidenten der Civil Liberty's Union of America, über die kulturellen Ziele der amerikanischen Besetzung von Deutschland. Nach dem Vortrag hatte ich Gelegenheit, ihn anzusprechen, und während ich mit ihm zu seinem Hotel ging, erklärte ich ihm, was mir passiert war. Er bat mich, ihm über meinen Fall schriftlich zu berichten, und er werde dann tun, was möglich sei. Ich schrieb auch einen Brief an Frau Franklin Roosevelt, die Frau des ehemaligen Präsidenten von Amerika, die nun Präsidentin der internationalen Liga für Menschenrechte war. Beiden schrieb ich, daß ich nicht glauben könne, daß das, was mit mir passiert war, in Übereinstimmung mit den Prinzipien der amerikanischen Regierung und des amerikanischen Volkes stünde. Nachdem ich zwanzig Jahre lang hart und ehrlich gearbeitet und schließlich etwas Erfolg erreicht hatte, gerade genug, um meinen zukünftigen Lebensunterhalt und den meiner Familie zu sichern, wurde mir mein gesamtes Vermögen fortgenommen, obwohl ich kein Verbrechen begangen hatte und nicht einmal angeklagt worden oder vor Gericht verurteilt worden sei. Darüber hinaus war ich fast 60 Jahre alt und meine Sehkraft ließ nach, was es schwierig machen würde, noch einmal von vorne anzufangen und was mich in wenigen Jahren arbeitsunfähig machen könnte. Beide antworteten mir, daß sie nicht gewußt hätten, daß solche Ungerechtigkeiten geschehen seien und daß sie meinen Antrag auf Rückgabe meines Vermögens an General MacArthur in Tōkyō weiterleiten würden. Ich wußte, daß das alleine kaum einen Nutzen haben würde. Ich bat Ruby, zum Hauptquartier in Tōkyō zu gehen und die Aufmerksamkeit der zuständigen Beamten auf die Briefe zu lenken, die sie von Herrn Baldwin und Frau Roose-

velt bekommen hatten. Ich wußte, daß das eine schwere Aufgabe für Ruby sein würde, aber von der Rückgabe meines Vermögens hing die Zukunft von uns allen ab. Ruby tat das, aber es schien sich nichts an der Situation zu ändern. Gleichzeitig gab mir allerdings die Tatsache, daß meine Familie immer noch in unserem Haus in Kamakura wohnen durfte, ein wenig Hoffnung, aber ich hatte trotzdem große Angst, daß jeder Brief, der aus Japan ankam, Nachrichten über eine Verschlimmerung der Lage enthalten könnte. Es war eine Situation, die mich mit der Zeit immer nervöser machte.

Versorgung der alten Damen

Endlich, im September 1951, wurde eine Friedenskonferenz in San Francisco abgehalten, auf der die friedlichen Beziehungen Japans mit den anderen Nationen wiederhergestellt wurden. Nun sah ich eine Chance, bald wieder nach Japan zu kommen und begann mit den Vorbereitungen. Zunächst einmal mußte ich die Frage lösen, was aus meiner Mutter und meiner Tante werden sollte, nachdem ich sie verlassen hatte. Vor einiger Zeit hatte ich einen Pastor *Kozaki* kennengelernt, der in Japan sehr bekannt war und der nun in Deutschland war, um sich über Institutionen zu informieren, die sich um alte und hilflose Menschen kümmern. Ich hatte Pastor *Kozaki* während seines Aufenthalts in Bremen begleitet und dadurch die Institutionen dieser Art innerhalb der Stadt und in der Umgebung gut kennengelernt. Wir hatten u. a. ein privates Altersheim besucht, das mir sehr gut gefiel, weil es neben den Wohnräumen für die Insassen auch eine kleine Kirche und eine Arztpraxis hatte, wo ein Arzt und eine Krankenschwester immer zur Verfügung standen und auch ein paar Räume für die Unterhaltung der alten Menschen. Nachdem ich alles sorgfältig mit den beiden alten Damen besprochen hatte, die jetzt praktisch nicht mehr für sich selbst sorgen konnten, entschieden wir, daß in dieses Altersheim zu gehen die beste aller Möglichkeiten sei. Ich hatte eine Menge Schwierigkeiten, bis sie angenommen waren, denn dieses Altersheim nahm normalerweise keine Pflegefälle auf. Nun hatte sich meine Mutter vor ein paar Monaten das Hüftbein gebrochen. Sie war drei Monate lang im Krankenhaus gewesen, war entgegen allen Erwartungen wieder gesund geworden und konnte wieder gehen, wenn auch mit einiger Schwierigkeit. Sie hatte auch bei

einer Operation in Freiburg ein Auge verloren, und der graue Star im anderen Auge ließ ihr nur noch eine sehr geringe Sehkraft. Schließlich konnte ich doch erreichen, daß sie beide angenommen wurden, indem ich erklärte, daß ihre Schwester, die, obwohl auch über 80 Jahre alt, immer noch sehr gesund und aktiv war, für meine Mutter sorgen würde. Beide zogen in dieses Altersheim, wo man, wie ich wußte, gut für sie sorgen würde bis an ihr Lebensende.

In der Zwischenzeit war das Haus, das meine Mutter besaß, und das im Krieg schwer beschädigt worden war, so baufällig geworden, daß es zu gefährlich war, darin zu wohnen, und die Leute, die darin gewohnt hatten, zogen fort. Wir verkauften das Grundstück über einen Freund zu einem sehr niedrigen Preis und übergaben das Geld dem Altersheim als eine Art Fonds zur Versorgung der beiden alten Damen.

Bald nach der Friedenskonferenz in San Francisco kam ein japanischer Botschafter nach Bonn, der neuen Hauptstadt von Westdeutschland, und ich suchte ihn sofort auf. *Chiyo* hatte mit ihm schon gesprochen, bevor er Japan verlassen hatte. Er wußte daher schon über meinen Fall Bescheid und erklärte sehr freundlich und bereitwillig, daß er mir ein Visum ausstellen würde, sobald er dazu in der Lage sei. Ich mußte dann mit dem Finanzamt verhandeln, um eine Erlaubnis zu bekommen, Deutschland zu verlassen. Ich hatte das Einkommen, das ich von Herrn *Fukui* erhielt, angeben und Steuern dafür zahlen müssen. Ich erhielt die Erlaubnis, nachdem ich mich einigen Befragungen unterzogen hatte, aber die Erlaubnis enthielt die Bedingung, daß ich Deutschland bis zum 28. Mai 1952 verlassen haben müsse. Wenn sich mein Aufenthalt in Deutschland über dieses Datum hinaus verlängern würde, dann müßte ich eine neue Erlaubnis beantragen und für die Zwischenzeit eine Einkommenserklärung abgeben. Ich hatte keine Ahnung, ob es mir möglich sein würde, bis zu diesem Datum abzureisen, aber fürs erste akzeptierte ich natürlich die Erlaubnis. Ich konnte auch einen Flug in einer Maschine der SAS buchen, die damals die einzige Fluggesellschaft war, die auf der Südroute nach Japan flog. Meine Maschine sollte in Frankfurt am 28. Mai abfliegen.

5. Kapitel

Erfolgreicher Neubeginn

Ich hatte nun alle Hände voll zu tun, um meine Abreise zu diesem Datum vorzubereiten. Zunächst einmal wollte ich die Frage lösen, was ich nach meiner Ankunft in Japan denn tun sollte. Vor einiger Zeit hatte ich eine ausführliche Beschreibung der japanischen Nachkriegswirtschaft an das Auswärtige Amt der deutschen Regierung geschickt, die sich damals noch in Frankfurt befunden hatte. Es war eine detaillierte Beschreibung, die auf japanischen Zeitungen basierte, die ich aus Japan bekommen hatte und die mich viele Abende Arbeit gekostet hat. Ich hatte ein Dankschreiben bekommen und auf diesen ersten Kontakt hin bewarb ich mich um eine Anstellung und darum, als Attachée für Wirtschaftsfragen an die Wirtschaftsabteilung der deutschen Botschaft geschickt zu werden. Meine Bewerbung wurde mit Hinweis auf mein Alter abgelehnt. Als nächstes versuchte ich, mit einem großen deutschen Konzern der Metallindustrie in Düsseldorf wieder Kontakt aufzunehmen, mit dem ich vor dem Krieg ein lebhaftes Geschäft geführt hatte. Ich hatte mit ihnen bereits einige Zeit Briefe gewechselt, sie waren sehr freundlich. Eines Tages besuchte mich ein gewisser Herr Z. in Bremen, der bei einer der Schwesterfirmen des Konzerns angestellt war. Wir hatten uns sehr gut verstanden, als er noch in Kamakura lebte, und ich hatte ihm auf verschiedene Weise etwas geholfen. Ich erzählte ihm von meinem Wunsch, nach meiner Rückkehr nach Japan für den besagten Konzern zu arbeiten und bat ihn, meine Bemühungen in dieser Richtung zu unterstützen. Ich erklärte ihm offen, was ich vor dem Krieg getan hatte und welche Aussichten ich für meine zukünftige Arbeit für diesen Konzern in Japan erwartete. Er versprach mir die erbetene Hilfe, da er die Führungskräfte des Konzerns persönlich gut kannte und versprach mir, nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf über die Aussichten zu berichten. Er erfüllte sein Versprechen nicht, und zwei Briefe, die ich an ihn schrieb, blieben unbeantwortet. Ich schrieb an die Firma in Düsseldorf und bat um

einen Besuchstermin. Ich erhielt eine telefonische Antwort, daß ich sie am nächsten Tag aufsuchen solle, und daß für eine Hotelunterbringung gesorgt sei. Voller Freude nahm ich diesen Vorschlag an und verließ Bremen noch am selben Nachmittag, obwohl ich spürte, daß ich mir eine Erkältung geholt hatte. Als ich im Zug nach Düsseldorf saß, hatte ich starke Kopfschmerzen und fühlte steigendes Fieber. In Düsseldorf legte ich mich im Hotel sofort ins Bett und rief einen Arzt, der dann kam und mir eine Injektion und Medikamente gab. Aber nach einer schlaflosen Nacht fühlte ich mich so schwach und krank, daß ich unmöglich die Verabredung einhalten konnte. Der Arzt riet mir, sofort nach Bremen heimzufahren. Ich rief die Firma an und erklärte, ich sei in Düsseldorf angekommen, hätte aber eine schwere Erkältung bekommen und könnte den vorgesehenen Besuch nicht machen. Nach meiner Rückkehr nach Bremen mußte ich für eine Woche im Bett bleiben, bevor ich wieder auf die Beine kam. Ich arrangierte dann erneut ein Treffen in Düsseldorf, das dann auch durchgeführt wurde. Ich mußte feststellen, daß die Manager der Firma eine sehr kühle Haltung einnahmen, und alles, was ich erreichen konnte, war der Rat, ihre Niederlassung in London zu besuchen, die damals als die eigentliche Hauptstelle angesehen wurde. Als später Herr Z. als Vertreter dieser Firma nach Tōkyō kam, hatte ich das Gefühl, daß er die Informationen, die ich ihm bei unserem Gespräch in Bremen gegeben hatte, für seine Zwecke benutzt hatte. Er vermied den Kontakt mit mir in Japan, obwohl ich mehrmals versuchte, ihn zu treffen.

Damals hatte ich allerdings immer noch eine geringe Hoffnung, daß ich die erhofften Abmachungen mit dem Londoner Büro der Firma doch noch treffen könnte. Ich unternahm eine Reise nach London, erhielt dort aber einen äußerst unvorteilhaften Eindruck von der Persönlichkeit des damaligen Vorstandes dieses Konzerns. Er war der Sohn des Mannes, der diese Metallfirma gegründet und zu einem bedeutenden Konzern in dieser Industriebranche gemacht hatte. Er zeigte etwas Gefallen an meinen Vorschlägen, aber als ich sah, wie er seine Untergebenen behandelte und anbrüllte, verlor ich jede Lust, in Zukunft irgendetwas mit diesem Konzern zu tun zu haben.

In London hatte ich noch einen anderen Bekannten, Herrn Hans Fleischmann, mit dem ich ebenfalls gute Geschäfte mit Metallen gemacht hatte, als er vor dem Krieg in Wien und London gearbeitet hatte. Er hatte nun in London eine neue Firma gegrün-

det, die sich auf den Handel mit sogenannten neuen oder seltenen Metallen spezialisierte, die man erst nach dem Krieg entdeckt hatte und die noch nicht allgemein bekannt waren. Viele Wissenschaftler beschäftigten sich jedoch mit der Erforschung dieser Metalle und Herr Fleischmann war davon überzeugt, daß dieses Geschäft gute Zukunftsaussichten besaß, nicht nur in Europa, sondern auch in Japan. Er schlug vor, daß ich dieses Geschäft in Japan aufnehmen sollte und bot mir an, mich mit allen erforderlichen Informationen zu versorgen. Ich erfuhr, daß solche Metalle hauptsächlich von der Elektroindustrie benötigt wurden, wußte, daß es in Japan viele Unternehmen dieser Art gab und nahm den Vorschlag voll Freude an. Es schien eine Chance für mich zu sein, selbständig einen neuen Anfang im Geschäftsleben zu finden, ohne auf meine Handlungsfreiheit verzichten zu müssen, die immer mein wichtigster Wunsch gewesen war. Herr Fleischmann selbst war ein sehr netter und liebenswürdiger Mann und ich verbrachte einen sehr schönen Tag mit ihm und seiner Frau, als ich eine Nacht bei ihnen Zuhause am Stadtrand von London verbrachte. Danach machte ich einen kurzen Besuch bei meiner Cousine Lily in London und fuhr dann mit einigen Hoffnungen für die Zukunft zurück nach Bremen. Ich werde Herrn Fleischmann für immer dankbar sein für diesen Vorschlag. Das Geschäft, das zu beginnen er mir empfohlen hatte, wurde nach ein paar Jahren meine wichtigste Einkommensquelle.

Als ich wieder in Bremen war, blieben nur noch ein paar Wochen bis zu meinem geplanten Abreisetag. Nachdem meine Mutter und meine Tante in das Altenheim gezogen waren, nahm ich nun meine Mahlzeiten zusammen mit Herrn und Frau Mainzer ein, die ich schon gut gekannt hatte, als sie noch in Kamakura lebten und die nun einen Teil der Wohnung gemietet hatten, in der ich einen Raum bewohnte. Frau Mainzer kümmerte sich gut um mich, aber die Ereignisse während der letzten Wochen und der Schlafmangel waren kräftezehrend und nervenaufreibend gewesen. Die Erkältung, die ich mir auf der Fahrt nach Düsseldorf zugezogen hatte, war noch nicht völlig ausgeheilt. Ich hustete, fühlte mich nachts fiebrig und hatte Herzklopfen. Ich hatte den Verdacht, es könnte ein Anfall von TBC sein, aber der Arzt beruhigte mich, nachdem er eine Röntgenaufnahme gemacht hatte, es sei alles in Ordnung und mein Unwohlsein sei nur eine nervöse Reaktion.

Etwas beruhigt verkaufte ich alle Möbel, die ich zurücklassen

mußte, obwohl ich sie, oder wenigstens einen Teil, gerne mit nach Japan genommen hätte. Wir hatten einige sehr alte und einige sehr schöne Möbelstücke, die jedoch zum Teil schwer beschädigt worden waren, als, während Bremen vom Feind besetzt war, die Soldaten in den Häusern herumstöberten und die Schrankschlösser aufschossen, hinter denen sie Wertsachen vermuteten. Was von unserem Besitz noch übrig war, packte ich in mehrere Holzkisten und übergab sie einer Speditionsfirma zum Transport nach Japan. Ich besuchte ein letztes Mal meine Mutter und es war nicht leicht, mich von ihr und meiner Tante zu verabschieden, die natürlich kaum erwarten konnten, mich noch einmal wiederzusehen. Ich hätte die beiden gerne nach Japan mitgenommen, aber das war unmöglich. Ich sah nicht einmal für mich selbst einen klaren Weg für mein zukünftiges Leben in Japan und die beiden alten Damen würden sich nicht an die Lebensbedingungen und das andere Klima gewöhnen können. Sie waren mit Sicherheit im Altersheim besser dran und unter besserer Obhut. Beim Abschied sagte ich ihnen, daß ich versuchen würde, sie wieder zu besuchen, sobald ich dazu in der Lage sei und die Umstände es zuließen, und ließ so ein wenig Hoffnung in ihren Herzen zurück, daß wir uns vielleicht doch eines Tages noch wiedersehen könnten.

Nachdem ich sie verlassen hatte, fühlte ich mich ziemlich niedergeschlagen und verzweifelt. Ich war nicht in der Lage gewesen, meine Zukunft fest zu planen. Ich hatte in den letzten Jahren so viele Schwierigkeiten gehabt und so viel Unglück war über mich gekommen, daß ich nicht hoffen konnte, wieder glückliche Tage zu sehen.

Mit dem letzten Geld, das ich noch hatte, kaufte ich etwas Bettzeug für meine Mutter und packte nun meine Koffer. In diesem Moment kam ein Brief an von dem Treuhänder für Feindeigentum in Tōkyō, mit dem Bescheid, daß mir mein beschlagnahmtes Vermögen zurückerstattet werden würde, wenn ich nach Japan zurückkomme. Zum ersten Mal in vielen Jahren war das eine wirklich gute Nachricht, ich konnte kaum glauben, daß sie wahr sei. Ich war schon auf dem Weg nach Japan, und mit diesem Brief in der Tasche sah ich einige Hoffnungen für meine Zukunft. Als ich am nächsten Morgen vom Flughafen Bremen aus abflog, war eine Anzahl von früheren Schulkameraden und anderen Freunden gekommen, um mich zu verabschieden. Ich glaube, es war am 26. Mai, und am selben Tag kam ich in Frankfurt an. Auch dort hatte ich noch eine Anzahl von Freunden und früheren

Geschäftsfreunden zu besuchen und bekam viele wertvolle Informationen und Hinweise, die mir ein paar Jahre später sehr dienlich sein sollten. Ich war fürchterlich beschäftigt in diesen beiden Tagen in Frankfurt, während ich vor Angst zitterte, daß im letzten Moment noch irgendetwas passieren könnte, das meinen Abflug verhindern würde, daß man irgendeinen Fehler an meiner Flugkarte oder meinem Reisepaß entdecken würde. Es ging jedoch alles gut. Ich stieg in das Flugzeug, und nach einer Abwesenheit von mehr als fünf Jahren trat ich wieder eine Reise nach Japan an.

Der Flug nach Tōkyō-Haneda dauerte, glaube ich, vierzig Stunden. Die ganze Zeit flogen wir über dicken Wolken, kamen von Zeit zu Zeit herunter zu Flughäfen, die alle ziemlich ähnlich aussahen, wenn man von der Farbe der Leute absah, die herumliefen, uns Essen servierten oder versuchten, uns dazu zu bringen, irgendetwas zu kaufen. Es war eine ereignislose Reise und es regnete in Strömen, als wir Haneda mit ein paar Stunden Verspätung mitten in der Nacht erreichten. *Chiyo* und Herr *Fukui* mit ein paar Angestellten seines Büros hatten auf mich gewartet und wieder ist es unmöglich, meine Gefühle zu beschreiben, als ich ihre Hände schüttelte und *Chiyo* wieder in die Arme schließen konnte. Herr *Fukui* hatte zwei Wagen bestellt, die uns nach Kamakura brachten, wo wir etwa um zwei Uhr morgens ankamen. *Chiyo* lebte ganz allein in dem großen Haus, nachdem die Leute, die eine Zeitlang einen Teil des Hauses gemietet hatten, ein ehemaliger Staatssekretär, Herr *Ueda*, und sein Sohn gehört hatten, daß ich zurückkommen würde und ausgezogen waren. Ruby war, wie ich wußte, nach Amerika gefahren, um die Familie ihres Verlobten kennenzulernen. In dem Haus, das früher vom Hausmeister bewohnt, der aber entlassen worden war, weil er in unserer Abwesenheit einige unserer besten Bäume verkauft hatte, lebten nun zwei Familien, die *Aoyamas*, *Chiyos* Bruder und die *Nonoguchis*, *Chiyos* Schwester, beide mit je drei Kindern. Das Haus der *Aoyamas* in Tōkyō war während der Luftangriffe abgebrannt und die *Nonoguchis*, die auf dem Land Zuflucht gesucht hatten und gerade zurückgekommen waren, konnten nirgendwoanders hin. Das Haus auf dem Hügel war einem Freund von *Nonoguchi* überlassen, denn in dieser Zeit der extremen Wohnraumknappheit durfte kein Haus leerstehen. Außer für das Haus auf dem Hügel, für das wir eine minimale Summe verlangten, bezahlte niemand Miete. Diese und andere Umstände erfuhr ich während der nächsten paar Tage, als ich mich zu Hause ausge-

schlafen hatte und wir unsere Pläne für die Zukunft besprachen. Wie schon erwähnt, hatten meine vier Hauptangestellten, einschließlich *Aoyama* und *Nonoguchi*, mein Büro in Tōkyō übernommen, als das Auslandsgeschäft unmöglich wurde. Bald hatten sie begonnen, sich untereinander zu streiten, und nun erfuhr ich, daß sie das Geschäft aufgegeben hatten, als das Kapital, das ich ihnen zur Verfügung gestellt hatte, verloren war. Einer von ihnen, Herr *Katō*, war in der Zwischenzeit gestorben, und Herr *Mitamura* hatte eine Anstellung bei einer Firma gefunden, die mit Metallen handelte und mit der ich vor dem Krieg beträchtliche Geschäfte gemacht hatte. Nichts war mehr übrig von der alten Organisation und es gab keine Möglichkeit, mit ihr wieder neu zu beginnen. *Aoyama* hatte nicht nur sein eigenes gesamtes Vermögen verloren, sondern auch ein schönes Grundstück in Zama bei Atsugi von etwa 1000 *tsubo*, das ich ihm anvertraut hatte, als die amerikanischen Streitkräfte Japan besetzten. Ich merkte bald, daß ich wieder ganz von vorne anfangen mußte, praktisch ohne irgendeine Grundlage.

Das erste, was wir taten, war, daß *Chiyo* und ich mit dem Brief, den ich direkt vor meiner Abreise in Deutschland erhalten hatte, zu dem Treuhänder für Feindeigentum der Besatzungsarmee gingen. Es war ein fetter Jude, der in seinem Büro wie ein König regierte, kein angenehmer Mensch. Er schien ein wenig erstaunt über unsere erste Reaktion auf seinen Brief, aber wir schafften es, durch dieses Gespräch zu kommen, ohne viel Staub aufzuwirbeln und er stimmte zu, daß ich mein Vermögen binnen eines oder zweier Tage zurückerhalten würde. Und wirklich hatten wir nach ein paar Tagen Besuch von zwei Angestellten seines Büros, einem Amerikaner und einem Japaner, die mir die Eigentumsurkunden für den Boden und an den Häusern in Kamakura aushändigten und eine Summe von 70 000 Yen, das Ergebnis der Versteigerung meines übrigen Vermögens, das nicht nur die Möbel, Bücher und andere Gegenstände umfaßte, die weggebracht worden waren, sondern auch Anteilszertifikate an großen japanischen Industrieunternehmen, die vor dem Krieg einen Nennwert von etwa 100 000 Yen hatten. Das Geld, das wir nun erhielten, stellte nur einen kleinen Prozentsatz dessen dar, was beschlagnahmt worden war, und ich erinnere mich gut, wie die beiden mich ansahen, als sie mir diese Abfindung erklärten. Sie hatten offensichtlich erwartet, daß ich protestieren würde, aber ich wußte, daß das zu nichts Gutem führen würde und akzeptierte den Handel mit einem

lächeln. Ich war froh, daß ich nun auf meinem eigenen Eigentum leben und einen neuen Start ins Leben versuchen konnte.

Am nächsten Tag besuchten wir einen amerikanischen Rechtsanwalt, mit dem ich schon von Deutschland aus korrespondiert hatte. Er hatte seine Dienste Deutschen angeboten, die repatriiert worden waren und ihr Vermögen wiederhaben wollten. Während unseres Briefwechsels hatte er angedeutet, daß er etwa 20 bis 30 % von dem, was er herausholen konnte, als Honorar erwarten würde. Wir hatten keine festen Abmachungen getroffen, aber ich hatte ein wenig Angst, daß er nun kommen könnte und sein Honorar einfordern, da die Rückerstattung aufgrund seiner Anstrengungen erfolgt sei. Während meines Besuches bei ihm wurde jedoch klar, daß er nichts davon wußte, daß ich mein Vermögen zurückbekommen hatte. Ich erzählte es ihm, übergab ihm ein kleines Geschenk, und dankte ihm für die Briefe, die er mir nach Deutschland geschickt hatte.

Als nächstes besuchte ich Herrn *Fukui* in seinem Büro gegenüber dem Yaesu-Eingang des Hauptbahnhofes von Tōkyō. Nach den Kriegszerstörungen waren damals noch nur wenige Gebäude wiederaufgebaut worden und Büroraum war äußerst knapp. Ich fand heraus, daß Herr *Fukui* der Besitzer einiger Nachtclubs war sowie einer Filmfirma, die die deutschen Filme, die ich ihm empfohlen hatte, vertreiben sollte. Er bot mir eine Anstellung als Direktor in seiner Firma an, aber, obwohl er sehr freundlich zu meiner Familie gewesen war und seine Versprechen eingehalten hatte, mochte ich doch sein Wesen und seinen Charakter nicht und wollte mit ihm keine zu enge Verbindung eingehen. Ich schlug vor, ihm für ein kleines monatliches Gehalt weiterhin bei seinem Filmgeschäft zu helfen, aber daß ich die Freiheit behalten würde, darüber hinaus andere Geschäfte aufzunehmen. Er bot mir einen Schreibtisch in seinem Büro an, und ich war froh über diesen Vorschlag und nahm an, denn das gab mir eine Basis in Tōkyō, von der aus ich neue Aktivitäten beginnen konnte. Von dort aus versuchte ich, wieder Kontakt mit früheren Freunden und Geschäftspartnern aufzunehmen, aber es stellte sich heraus, daß nur noch wenige übrig waren. Manche hatten bei den Luftangriffen auf Tōkyō den Tod gefunden, andere waren aufs Land geflüchtet und noch nicht zurückgekommen und wieder andere hatten nun eine andere Arbeit. Einen neuen Anfang im Geschäft zu finden, stellte sich als äußerst schwierig heraus und oft schleppte ich meine müden Füße durch die staubigen Straßen des Nachkriegstōkyō.

Schönere Tage kamen, als Ruby aus Amerika zurückkam und im September 1952 heiratete. Es war einer der glücklichsten Momente meines Lebens, als ich sie zu den Klängen des Hochzeitsmarsches in die Kirche führte. Als ich während der Zeremonie auf der Bank saß, gingen meine Gedanken zurück in die Vergangenheit, in die Zeit, als Ruby auf die Welt kam und zu dem, was alles seit damals passiert war. Als ich vor kurzem nach Japan zurückgekommen war, hatte ich vor allem drei Dinge auf dem Herzen: Ruby zu helfen, ihren Weg ins Leben zu finden, ein Grab zu bauen und einen Grabstein auf Mias letzter Ruhestätte zu setzen und *Chiyo* wieder glücklich zu machen. Das erste dieser Ziele war nun erreicht. Ich sah einige Hoffnung für die beiden anderen. Wir konnten uns nur eine Hochzeitszeremonie in unserer Kirche leisten und einen einfachen Empfang nachher in unserem Haus in Kamakura, aber alles ging glatt und in einer frohen Stimmung, obwohl *Chiyo* und ich uns etwas einsam fühlten, als alles vorbei war und wir allein übrig waren. Diese glücklichen Tage waren bald vorüber. Ich mußte mich wieder nach Geschäften umsehen. Ohne jedes Kapital war es schwierig, wieder anzufangen. Die Büromieten in Tōkyō waren ungeheuer hoch und ich konnte mir keines leisten. Ich versuchte, Verbindungen mit früheren Geschäftsfreunden einzugehen, aber sie schienen alle nicht sehr interessiert an meinen Vorschlägen zu Geschäften mit neuen und seltenen Metallen. Davon hatte man damals in Japan noch kaum etwas gehört und nur ein paar wenige Wissenschaftler hatten begonnen, ihre Verwendungsmöglichkeiten zu studieren. Ich konnte mit einigen von ihnen Verbindung aufnehmen, die mich Industrieunternehmen vorstellten, die vielleicht interessiert sein könnten. Ich bekam ein paar Probeaufträge für Laborzwecke, aber der Gewinn, der sich dabei ergab, war minimal.

Während der ganzen Zeit hatte ich über die Lage, die ich vorfand, nach London berichtet. Herr Fleischmann war nicht entmutigt, sondern drängte mich, weiterzumachen. Er bot an, mir zwei Millionen Yen als Startkapital für eine Firma zu leihen, die ich in Tōkyō gründen sollte, um mit ihm in London zusammenzuarbeiten. Ich brauchte keine Garantie zu stellen und alles, was ich zu tun hatte, war, der Firma in London einen Gewinnanteil zu zahlen. Ich nahm diesen Vorschlag freudig an und mietete ein kleines Büro von etwa 10qm in einem gerade fertiggestellten Gebäude neben der Mihara-bashi. Ich stellte Herrn *Nonoguchi* als Assistenten ein und engagierte eine Sekretärin, die die Briefe

abschreiben sollte, deren Entwürfe ich jeden Abend zu Hause schrieb, nachdem ich die angekommenen Briefe gelesen hatte. Ich arbeitete hart, nahm Verbindungen auf mit vielen Teilen der Welt und machte tagsüber Besuche bei potentiellen Kunden. Das Geschäft mit seltenen Metallen entwickelte sich allerdings nur sehr langsam und war sehr begrenzt. Es war zu wenig, um davon zu leben. Ich machte nebenbei andere Arbeiten. Das Gehalt, das ich von Herrn *Fukui* bekam, half mir in einem gewissen Maße, diese schwierige Zeit durchzustehen. Ich machte Übersetzungen von japanischen Filmen, die in Deutschland gezeigt werden sollten, was manchmal gut bezahlt wurde, wenn es dringend war. Dann las mir *Chiyo* abends das Manuskript vor und ich tippte die Übersetzung in die Maschine bis spät in die Nacht, damit ich es am nächsten Morgen abgeben konnte. Mein Mittagessen in Tōkyō bestand aus einer Schüssel *soba* täglich, was damals dreißig bis fünfzig Yen kostete und nur gelegentlich hatte ich einen Hamburger in einem *suehiro*-Lokal, die damals zu dem sehr niedrigen Preis von nur hundert Yen zu haben waren.

Trotz meines genügsamen Lebens war das Kapital, das die Firma in London zur Verfügung gestellt hatte, gegen Ende 1953 nahezu aufgebraucht. Ich mußte sogar Ruby bitten, mir Geld zu leihen, 30 000 Yen, das war alles, was sie auf ihrem Konto hatte. Ich wollte London nicht um weiteres Kapital bitten, von dem ich nicht wußte, wie ich es zurückzahlen konnte. Zu dieser kritischen Zeit kam der erste Auftrag von nennenswertem Umfang herein, von *Tōshiba Electric*, die zwei Kilogramm Germanium bestellte, ein seltenes Metall, das zur Herstellung von Transistorradios verwendet wurde, im Wert von einer Million Yen. Diese Bestellung wurde bei einer amerikanischen Firma getätigt, die mir großzügige Zahlungsbedingungen gewährte. Ich war der einzige Lieferant in Japan für dieses Material und sehr bald kamen weitere Anfragen und Bestellungen von *Sony Co.*, der *Nippon Electric Co.*, der *Mitsubishi Electric Co.* und anderen. Endlich kam etwas in Bewegung. Ich mußte immer noch viele Jahre lang hart arbeiten im Büro und bis in die tiefe Nacht an meinem Schreibtisch zu Hause. Ich konnte jedoch nun meine Verbindung zu Herrn *Fukui* aufgeben und brauchte keine Übersetzungen und andere Nebengeschäfte mehr zu machen, sondern konnte mich völlig auf die Besonderheiten meines Geschäftes konzentrieren. Bald konnten wir in ein größeres Büro umziehen, weil ich mehr Angestellte benötigte. Zwei Jahre später zogen wir wieder um in den *Kankō*

Kaikan nahe dem Bahnhof von Shinbashi, wo genug Platz war für die zehn Angehörigen der Firma. Wieder ein paar Jahre später zogen wir in das heutige Büro der New Metals and Chemicals Corporation in einem Gebäude nahe beim *Yaesu*-Eingang des Bahnhofs Tōkyō, wo die Zahl der Angestellten nach und nach auf sechzig anstieg. Zusätzlich hatte ich noch eine alte Handelsfirma von einem Freund übernommen, der kurz zuvor gestorben war, und die Chemikalien und Pharmazeutika aus Deutschland importierte. Wir konnten auch dieses Geschäft bis zum zehnfachen Umfang, den es bei der Übernahme vom Vorbesitzer gehabt hatte, weiterentwickeln.

Das Geschäft war natürlich nicht ohne Schwierigkeiten und Sorgen, aber der Erfolg, den ich erreichte, gab mir Mut und Kraft. Während der ganzen Zeit war der Zustand meiner Augen meine größte Sorge. Ich fühlte, daß meine Sehkraft langsam nachließ und die vielen Ärzte, die ich in Tōkyō aufsuchte, sahen keine Möglichkeit, das zu verhindern. Es war eine Art Wettlauf zwischen dem Nachlassen meiner Sehkraft und dem erreichten Geschäftserfolg. Zum Glück hatte ich im Laufe der Zeit eine Anzahl von fähigen Mitarbeitern gefunden, die mir halfen, das Geschäft zu erweitern, und die, als ich in den Jahren bald nach 1960 unfähig wurde, zu lesen, meine Arbeit weiterführen konnten. Ich war nun über 70 Jahre alt und die harte Arbeit des letzten Jahrzehnts hatte meine Energie erschöpft. Nach und nach reduzierte ich meine Arbeit im Büro und übergab die Verantwortung meinen Nachfolgern. Ich wollte mich nach Kamakura zurückziehen und mich meinem alten Hobby widmen, japanische Kultur und Geschichte zu studieren und darüber zu schreiben.

OAG-Reihe JAPAN modern

Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde
Ostasiens (OAG), Tokyo

Band 1: Die Frau

Herausgegeben von Gebhard Hielscher

276 Seiten, Großoktav, kartoniert, DM 28,-, ISBN 3 503 01870 0

Zwölf sachkundige Autoren beschreiben und bewerten vor dem Hintergrund der japanischen Geschichte die Stellung der Japanerin in der heutigen Gesellschaft, ihre Rolle in Politik und Beruf, in Ehe, Familie oder Erziehung. Sie untersuchen ihre Einstellung zum Sex ebenso wie das Bild, das von der Frau in Japans Massenmedien gezeichnet wird.

Band 2: Geld in Japan

Herausgegeben von Dr. Angelika Ernst, Dr. Hans-Dieter Laumeyer, Dr. Rainer Lindberg und Dr. Ernst Lokowandt

320 Seiten, Großoktav, kartoniert, DM 38,-, ISBN 3 503 01978 2

Anhand des Geldes lassen sich wesentliche Grundmuster der japanischen Wirtschaft und Gesellschaft, zugleich aber auch einige kulturelle Besonderheiten aufzeigen: Um das Geld dreht sich auch in Japan – fast – alles.

Der vorliegende Band spricht vor allem „interessierte Laien“ an, die gerne zu einzelnen Themen etwas über die Verhältnisse im Inselreich erfahren möchten. Die Zusammenstellung der hier gebotenen Daten und in manchem Fall auch die Art ihrer Aufbereitung dürfte aber auch für den Spezialisten lesenswert sein und viele Neuigkeiten bieten.

Band 5: Japanisches Denken

Der weltanschauliche Hintergrund des heutigen Japan

Von Prof. Dr. Robert Schinzinger

114 Seiten, Großoktav, kartoniert, DM 28,-, ISBN 3 503 02321 6

Um eine schon sehr lange empfundene Lücke zu schließen, wurde als Band 5 dieser Reihe das Buch „Japanisches Denken“ herausgegeben, das auf nur gut 100 Seiten in gestraffter und übersichtlicher Form darstellt, wie im modernisierten und scheinbar total verwestlichten Japan von heute noch uralte weltanschauliche Motive des Ostens lebendig sind und in der Auseinandersetzung mit der Kultur des Westens eine dogmatische Erstarrung in einseitigen Positionen oder eine selbstgefällige Beruhigung in einer einmal erreichten Situation verhindern. Die eigentümliche Dynamik des japanischen Denkens beruht auf dieser ständigen Auseinandersetzung des modernen, am Westen orientierten Menschen mit der geistigen Tradition des Ostens.

In Vorbereitung:

Band 3: Wohnen in Japan · Band 4: Musik in Japan



Erich Schmidt Verlag
Berlin · Bielefeld · München

Kleines Formellexikon Japanisch-Deutsch

Redewendungen für den Alltag

von Dr. Florian Coulmas, Ichiro Marui, Rudolf Reinelt

216 Seiten, Großoktav, kartoniert, DM 36,-, ISBN 3 503 02339 9

Eine Veröffentlichung der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG), Tokyo

Eine wichtige Voraussetzung dafür, eine fremde Sprache angemessen und problemlos benutzen zu können, ist die Beherrschung eines Repertoirs von Ausdrücken, die in der alltäglichen Kommunikation immer wieder auf die gleiche Weise vorkommen. Solche Ausdrücke heißen *Routineformeln*. Obwohl sie wegen ihrer Häufigkeit von großem praktischen Nutzen sind, werden Routineformeln in Sprachlehrbüchern meist vernachlässigt. Mit dieser Schrift wird deshalb eine Sammlung von Routineformeln des Japanischen vorgelegt. Entsprechend werden Leser mit praktischen Interessen das Formellexikon als unentbehrliche Hilfe zu schätzen wissen. Die theoretischen Probleme, die sich im Zusammenhang mit Routineformeln stellen, sind ebenfalls ausführlich behandelt.

Japan Konkurrent oder Partner?

Schwerpunktheft (3/82) der Zeitschrift „Marktforschung“ im Dienst der Unternehmenssicherung und -entwicklung vereint mit GFM-Mitteilungen zur Markt- und Absatzforschung.

32 Seiten, DIN A 4, DM 21,-

Mit folgenden Beiträgen:

Prof. Dr. J. E. Schwenzner, Hamburg: *Japan als Markt* / Prof. Dr. H. Rühle von Lilienstern, Frankfurt/M.: *Japan – Konkurrent oder Partner? – Berichte über Gespräche und Diskussionen mit führenden Persönlichkeiten japanischer Unternehmen und Ministerien* – Dipl.-Ing. H. Toepfer, Hamburg: *Die Außenhandelsbeziehungen zwischen Japan und der Europäischen Gemeinschaft aus deutscher Sicht* / F. Heinsch, Ludwigshafen: *Besuch bei NISSAN, der zweitgrößten Automobilfabrik Japans* / Dr. Ing. O. Ritter, Hamburg: *Okuma Machinery Works Ltd., Nagoya, eine der führenden Werkzeugmaschinenfabriken Japans · Wirtschaftswachstum und Energiebedarf – Ein Vergleich Japan – Bundesrepublik Deutschland* / Dipl.-Ing. K. Kässbohrer, Ulm: *Firma Komatsu, Werk Osaka* / Dipl.-Kfm. H. D. Liebrich, Esslingen: *Die Rolle der Gewerkschaften in der Produktivitätsbewegung* / R. Saumann, Hamburg: *„Quality Control Activities“ in der japanischen Industrie, dargestellt am Beispiel von Matsushita, einem der großen Elektrokonzerne Japans*

Stand und Entwicklungsperspektiven des beruflichen Bildungswesens in der Volksrepublik China

Pilotstudie

Von Prof. Dr. Joachim Münch und Matthias Risler M. A.

X, 137 Seiten, Großoktav, kartoniert, DM 48,-, ISBN 3 503 02379 8



Erich Schmidt Verlag
Berlin · Bielefeld · München

ISBN 3 503 02366 6